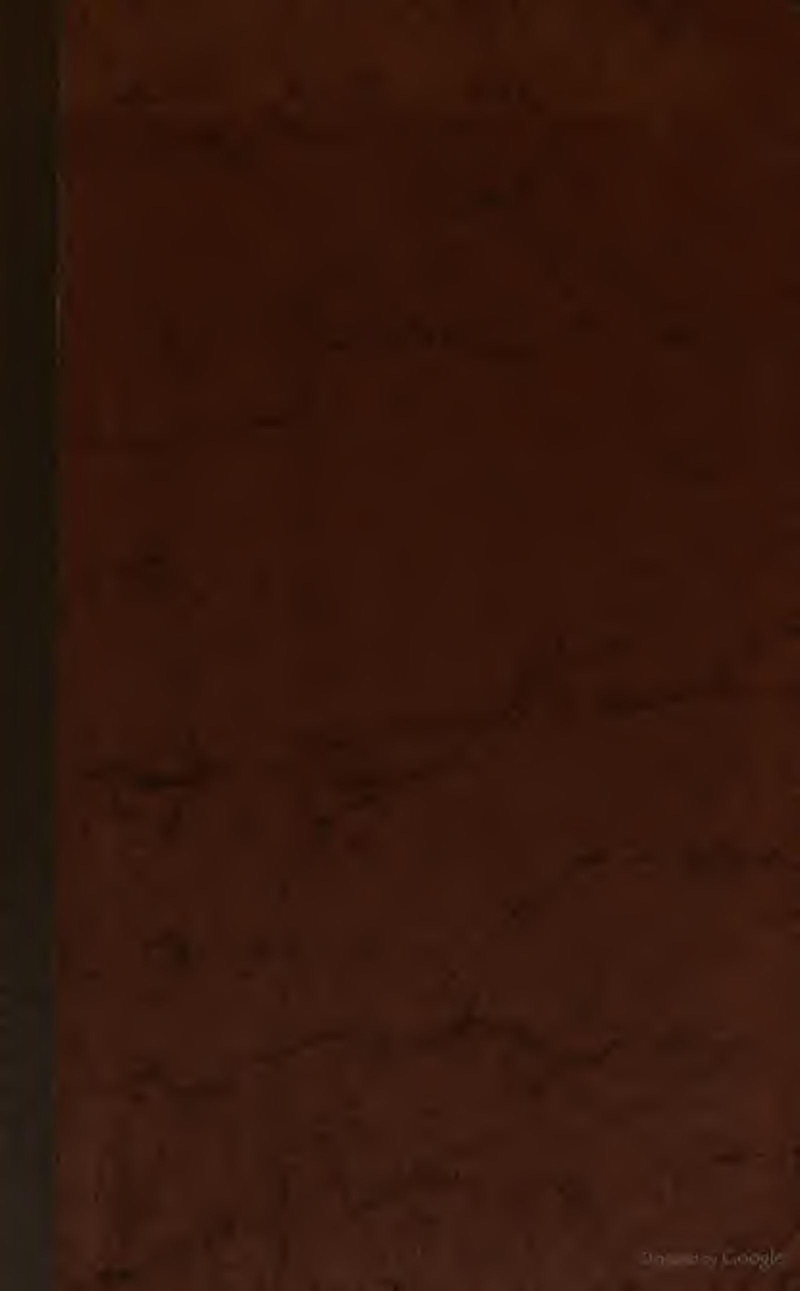




Nena Sahib

oder:

Die Empörung in Indien.

Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart

von

Sir John Retcliffe.

Drei Bände.

Englische und Deutsche Original-Ausgabe.

P. Kütfke
Nena Sahib
3

27
G bruun

Berlin, 1859.
Druck und Verlag von Carl Nöhring.
Kochstraße Nr. 30.



Nena Sahib

oder:



Dritter Band:

Der Sünden Ernte.

Der Ball.

Die majestätische, gigantische Polonaise aus Meyerbeers Propheten rauschte in den stolzen herausfordernden Tönen der Militairmusik durch den goldenen Saal des Fürstenschlosses zu Bithoor.

Wie eigenthümlich nahmen sich die Melodieen des großen deutschen Komponisten, des größten musikalischen Meisters der Neuzeit, unter den tausendjährigen Sagen der Vedas, unter den klassischen Erinnerungen einer Urkultur aus, die von dem süßen Reich der Töne so wenig wußte und ihre Erinnerungen nur in gigantischen Marmor- und Steinmassen hinterlassen hat.

Aber der Schöpfer der Melodieen des Robert, der Hugenotten, des Propheten — er ist ein Dichter in Tönen für alle Zeit und die Zauberromantik seiner Klänge ist glücklicher Weise nicht an das Opernhaus von Berlin oder die große Oper von Paris gebunden, sondern wandert frei durch die Welt, über die Meere, durch die fernsten Theile der Erde, und daß das Genie seinen Adlerflug jetzt so gigantisch weit und kühn nehmen kann, während der Künstlerruhm sonst mit Schneckengang durch die Welt kroch — das ist eine der größten Segnungen der fortschreitenden Kultur.

Und dieser Fortschritt ist um so nothwendiger, als die Menschen in anderer Weise immer die Alten bleiben, kleinlich, neidisch — dem Genius das Gewicht der Alltäglichkeit an den rauschenden Flügelschlag hängend und seinen Aufschwung um so miß-

günstiger hemmend, je mehr sie es in der eigensten Nähe sich entfalten sahen.

So auch geht es Meyerbeer, dem großen Meister der Romantik im Reiche der Töne.

Wahrlich, hätte das für den Ruhm so empfängliche Paris den Napoleon der Musik nicht auf die Gipfel dieses Ruhms erhoben, sein gleichgiltiges, undankbares Vaterland würde es nimmer vermocht haben.

Erst wenn ein kalter Marmorstein mit den goldenen Buchstaben in einem jener Gärten der Ewigkeit in der launischen gallherzigen Königsstadt Preußens von dem kleinen freundlichen Mann, dem Aristokraten des Genies aus dem Stamme Juda, erzählt, wird sein Vaterland den rechten Stolz auf jene Zauberdichtungen der Töne voll Liebesgluth und Heldentraum, die er geschaffen, empfinden, und zu seinem Namen wallfahrten, wie zu den Namen Schillers und Webers.

Armes deutsches Volk, das den Sternenmantel seiner Begeisterung nur über die Gräber breitet und die Feier der Lebendigen den Fremden überläßt. — — —

Von dem Orchester brausten die Klänge — eine deutsche Hand, ein Landsmann des gefeierten Meisters, der Preuße, der Berliner Damerow dirigirte die englische Militair-Kapelle, die er geschaffen in dem fremden fernen Welttheil.

Ein buntes Gewühl von glänzenden europäischen Uniformen, Damentoiletten und orientalischen Trachten erfüllte den weiten Raum des prächtigen Saales. Das alte Europa schien sich ein Rendezvous gegeben zu haben zwischen diesen von Gold und Spiegeln bedeckten Wänden mit den braunen Stämmen der Muttererde der Nationen.

Volle sieben Monate waren vergangen seit den blutigen Scenen, die wir zuletzt dem Leser vorgeführt. Der Palast von Bithoor hatte seine goldenen Thore längst wieder dem leichten Volk der Schmeichler und den gelangweilten stolzen Gebietern des Landes geöffnet, von denen der jüngste Lieutenant dem eingebornen Fürsten eine Ehre zu erzeigen glaubte, wenn er seinen Festen beiwohnte, seinen Wein trank, seine Rosse zu schanden jagte und sein Gold verschleuderte.

Niemals seit jenem Abend, an welchem die beiden Offiziere auf den Befehl des kommandirenden Generals von Cawnpur [1]) den flüchtigen Sikh-Prinzen im Bungalow Nena Sahibs suchten, hatte das Auge eines Engländers die unglückliche Gattin des Maharadschah wieder erblickt. Der Fürst war am andern Tage in Cawnpur erschienen, um bei den Behörden strenge Verfolgung der Bheels zu verlangen, von denen nach seiner Anzeige viele Mitglieder zur Sekte der Phansigars gehörten und deren räuberischen Streichen er die Entführung und die Vergiftung seiner Gattin zuschrieb, in Folge deren ihr Verstand und ihr Gedächtniß zerstört sei. Der ehrliche Zorn General Wheelers, unterstützt durch den Eifer des Residenten, der jeden Verdacht von sich ablenkte, hatte die strengste Untersuchung gegen die in der Dschungel von Dscheddagoor an jenem Abend gefangenen Bheels eingeleitet, aber die Männer läugneten trotzig jede Wissenschaft an dem Raube der Irländerin wie an der Flucht des Prinzen von Lahore, und gingen mit der Gleichgiltigkeit echter Asiaten zum Tode, als man zur Satisfaktion des Maharadschah ohne Weiteres eine Anzahl von ihnen zum Galgen verdammte. Das öffentliche Interesse an der Kranken, die sich auch in ihrem Glück nie der besondern Theilnahme der hochmüthigen englischen Damen erfreut hatte, war seitdem gänzlich geschwunden und man begnügte sich um so leichter mit der Auskunft, daß sie noch immer leidend sei, als der Maharadschah bald darauf die bisherige Abgeschlossenheit aufgab und die frühere verschwenderische Gastfreundschaft wieder eröffnete.

Das heutige Fest galt der Anwesenheit eines wichtigen Mitgliedes des großen Rathes von Indien, Sir Lytton Mallingham, der nach Cawnpur gekommen, um mit dem Maharadschah persönlich in einer wichtigen Angelegenheit zu unterhandeln, die derselbe seitdem bei dem obersten Gerichtshof der Compagnie anhängig gemacht, in der durch wichtige Dokumente unterstützten Forderung auf Anerkennung seines Erbrechts an dem Nachlaß seines in England verstorbenen Verwandten Dyce Sombres. Der Gouverneur von Audh, Sir Thomas Lawrence, mit einem großen

1) Kaunpuhr.

Theil der Offiziere der Garnison von Lucknow, General Wheeler und seine Familie und viele eingeborne Fürsten und angesehene Personen hatten der Einladung zu dem Feste Folge geleistet, das, neben der allgemeinen Lust, den Charakter diplomatischer Verhandlungen und Zwecke trug.

Viele der Persönlichkeiten, welche unsere Erzählung bereits dem Leser vorgeführt, fanden sich hier vereinigt. Sir Lytton Mallingham begleitete seine zweite Gemahlin, und in dem glänzenden Aeußern, in dem stolzen hochmüthigen Auftreten und der gänzlichen Beherrschung ihres Gemahls hätten wohl nur Wenige die ehemalige demüthige und intrigante Gesellschafterin der unglücklichen Lady Helene, das schlaue Werkzeug des Kabinets der Tuilerien wiedererkannt. Sie, die sonst an den Augen, an den Launen ihres Gebieters zu hängen schien, galt jetzt als die Königin des Festes, die britischen Damen umgaben sie mit hundert Beweisen der Freundschaft und Zuvorkommenheit, ihr Ausspruch galt als absolutes Urtheil in allen Fragen der Fashion und ältere und jüngere Offiziere huldigten ihrem Geiste und ihrer Schönheit.

Ein Kreis eleganter und schöner Frauen umgab sie, viele darunter bekannt geworden durch ihr späteres entsetzliches Schicksal: Editha Highson, die Nichte, und Miß Julia Wheeler, die Tochter des Generals; die reizende Miß Soldic, Mistreß Dorin, die Gattin des Kommandirenden vom 10. Audher irregulären Infanterie-Regiment, Lady Inglis, bekannt durch ihr Tagebuch über die Belagerung Lucknow's, Mistreß Bryson, Miß Palmer, die Tochter des Obersten vom 48. Regiment, die Oberstin Case und Andere.

Auch unter den Männern, die diesen schönen Kreis edler Frauen in ernstem und heiterm Geplauder umstanden, befanden sich, außer den dem Leser bereits bekannten, zahlreiche Namen, deren blutiger Tod oder heldenmüthige Thaten in der Vertheidigung der Hauptstadt des Audh ihnen ein langes Gedächtniß in der Geschichte Indiens sichert: Capitain Hayes, Major Gall, Lieutenant Grant, Cornet Raleigh, Farquharson, der tapfere Longueville Clarke, die Capitaine Orr, Folton, Farquson, Major Andersen, Capitain Graydon, Weston, Sinclair, Francis, Ramsay und der Brigadier

Inglis! Wie viele dieser Tapferen, im stolzen Gefühl des Lebens und der Herrschaft, sollte der Tod unter die Ferse der Verachteten und Geschmähten werfen, ehe der Mond zwei Mal seine Sichel erneut.

Aber nicht das Abendland — das stolze und mächtige Britannien allein — hatte in die goldenen Säle des Maharadschah von Bithoor die Vertreter der Schönheit und Tapferkeit gesandt — auch das Heimathland Indien war darin vertreten.

Vor Allem waren es zwei Frauen — berühmt durch die spätere Rolle, die sie spielten, — welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten. Die Eine war die Rani von Jhansi, imponirend durch die kühne stolze Schönheit, die sie auszeichnete, die Andere die Begum von Audh, die Gattin des von der Compagnie entthronten Monarchen, der in Kalkutta in einer Art von stiller Gefangenschaft gehalten wurde, obschon es hieß, daß er dort nur seine Pension verzehre.

Viel zu wenig hatten die Briten auf den Geist und die Energie der indischen Frauen gerechnet, in denen sie nur gewohnt waren, Geschöpfe noch untergeordnetern Ranges als die Männer dieses Landes zu sehen, beschäftigt nur mit Harems-Intriguen, mit Eitelkeit und Sinnenlust, und leicht zu beherrschen.

Der Beispiel der großen Begum von Somroo hätte sie eines Andern belehren sollen. Wenn auch erzogen in jener traditionellen Abhängigkeit der orientalischen Weiber vom Mann, unterscheidet die Frauen Indiens doch gar Vieles von der weiblichen Bevölkerung anderer Theile Asiens.

Zunächst erlaubt der Hinduglaube den Frauen an und für sich eine freiere Bewegung als in den Ländern, wo ausschließlich der Mohamedanismus regiert.

Sie bewegen sich frei auf den Straßen und im geselligen und Verkehrsleben mit Männern, zum Theil selbst ohne die äußere Verhüllung ihrer Reize.

Ueberdies empfangen sie durchgängig eine bessere Erziehung und höhere Bildung, als die Frauen der Türken und der Araber; die höheren Stände sind meist der Feder mächtig und das Lesen der Dichter und das Briefschreiben ist eine ihrer Hauptvergnügungen, Letzteres sogar eine Leidenschaft.

Der beste Beweis aber für die wichtigere und freiere Stellung der Frauen in Indien ist der Umstand, daß sie nach der uralten Sitte des Landes berechtigt sind zur Regierungsfolge. Nur selten tritt bei der Minderjährigkeit eines eingebornen Thronerben eine männliche Vormundschaft ein, wenn die Wittwe Muth und Kraft genug hat, die Zügel der Regierung zu übernehmen, und wo keine männlichen Erben vorhanden, erbt die Frau, die Mutter oder die Tochter die Gewalt, und das Heer stellt sie häufig jubelnd an seine Spitze.

In der vertriebenen Königin von Lahore, der Rani von Jhansi und der Begum von Audh sollten der britischen Herrschaft die gefährlichsten Gegner ewachsen.

Die Letztere war eine Frau in höheren Jahren, vollbusig und stark, wie es die orientalischen Damen in Folge des gewöhnlichen müßigen Lebens im spätern Alter zu werden pflegen, ihr fleischiges Gesicht zeigte jedoch den Ausdruck scharfen Verstandes und einer gewissen List und Schlauheit in der tatarischen schiefen Stellung der Augenwinkel zur Nase und den weit geöffneten Nüstern. Sie war mit großer Pracht gekleidet, doch weniger amazonenhaft als die schöne Rani von Jhansi, die zum Zeichen ihrer Würde als Gebieterin über tapfere Krieger einen goldenen, reich mit den kostbarsten Steinen besetzten Säbel an ihrer Seite, und auf ihrem Turban einen hohen Strauß von Reiherfedern, durch eine Brillantagraffe gehalten, trug.

Um diese schöne und kühne Frau hatten sich die englischen Offiziere gesammelt, die damals jene unglückliche Tigerjagd an den Grenzen von Gwalior mitgemacht — nur Mowbray fehlte in ihrem Kreise: die Spitzaxt des Herrschers der Thugs hatte dem falschen Vertrauten der Lüste und tyrannischen Handlungen des Residenten ein Ende gemacht. Dieser selbst bewegte sich mit all' der frechen Sicherheit und dem Uebermuth der Macht in der Gesellschaft. Das Ausbleiben jeder Anklage des Rena und der Bericht seiner Spione hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß das unglückliche Opfer seiner Lüste in der That unfähig geworden, durch seine Aussage Verdacht gegen ihn zu erheben. Freilich war es seinen sorgfältigsten Nachforschungen nicht gelungen, eine Spur des jungen Holländers aufzufinden, dessen Gestalt sich unerwartet

so drohend vor ihm erhoben, aber er achtete zuletzt dieses Gespenstes der Vergangenheit nur wenig, da er sich nöthigenfalls im Bewußtsein seiner Macht sicher fühlte und der Maharadschah ihm mit dem größten Zutrauen und schmeichelnder Höflichkeit begegnete. In seiner insolenten gebieterischen Weise machte er der Gebieterin von Jhansi den Hof, deren stolze Schönheit seine Sinne gereizt, und auf deren Eroberung sein Ehrgeiz noch tiefere, weitergehende Pläne gebaut hatte. Nicht zum ersten Mal in der Geschichte des ostindischen Reiches wäre es gewesen, daß ein Europäer die Wittwe oder Tochter eines indischen Fürsten geheirathet und dadurch auf den Thron eines jener vielen kleinen Reiche erhoben worden, denen die Compagnie unter dem Namen von Schutzstaaten noch einen Schein von Selbstständigkeit gönnte.

Diese Pläne waren es auch, die Majors Rivers bewogen hatten, vielen sonst gewiß nicht von der Compagnie geduldeten Handlungen und Einrichtungen der Rani seinen Schutz zu gewähren, worin er an dem Einfluß Sir Robert Mallinghams auf die Regierungsangelegenheiten Unterstützung fand.

Die Bewerbungen des Residenten um die fürstliche Wittwe waren in der letzten Zeit offener hervorgetreten und begannen die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Sein Benehmen drückte die übermüthige Gewißheit des Sieges aus und in seinem finstern Auge, während er neben dem Divan stand, auf dem die schöne Frau lehnte, lag boshafter Triumph, als es den Offizier suchte, den sein Instinkt ihm als Rival verkündete.

An einen der Spiegelpfeiler in der Nähe gelehnt, halb von einem Bosket blühender und wohlriechender Blumen verborgen, deren Decoration in Zwischenräumen die Wände des Saales schmückte, stand Capitain Delafosse im Gespräch mit Major Maldigri, dem Befehlshaber der Leibwache der schönen Fürstin von Jhansi.

Auf diese waren seine glühenden Blicke unverwandt gerichtet und nur unachtsam hörte er auf die Worte seines Gesellschafters. Eine tiefe glühende Leidenschaft hatte sich seit jenem Tage, als er sich in die Flammen stürzte, dem Scheiterhaufen seine Beute zu entreißen und der Fremde ihm zuvor kam, seines Herzens bemächtigt. Vergeblich war er damals bemüht gewesen, sein Wort

zu lösen, und dem armen O'Sullivan ein Rächer, seiner unglücklichen Schwester ein Retter zu werden, der Dienst rief ihn zurück nach Lucknow, ehe es ihm gelungen war, irgend eine Spur der Vermißten und des an ihr verübten Verbrechens zu entdecken, aber er hatte mehrfach die Gelegenheit benutzt, mit dem angeblichen Sardinier in brieflichem Verkehr zu bleiben und das unter so seltsamen Umständen begonnene Freundschaftsbündniß zu unterhalten. Wiederholt war er von diesem eingeladen worden, Jhansi wieder zu besuchen, aber theils die ungünstige Jahreszeit — mehr noch der Dienst als Adjutant des General Lawrence hatte ihn gehindert, dieser Einladung Folge zu leisten, wie sehr sein Herz ihn auch dahin zog.

Es war das erste Mal, daß er seitdem die Fürstin wieder sah, und jeder Blick, den er auf sie warf, steigerte die leidenschaftliche Bewunderung in seiner Brust.

Die Fürstin selbst, der Gegenstand aller dieser Pläne und Leidenschaften, zeigte stolze Ruhe, die sich wenig um alle die Erregungen kümmerte, die sie veranlaßt. Nur ein Mal, als der Resident in seinen dreisten Andeutungen zu weit ging, traf ihn ihr stolzes Auge und wies ihn in die Schranken zurück — dann setzte sie, als wäre Nichts geschehen, gleichgiltig ihr Gespräch mit der Begum von Audh über die Sitten der europäischen Tänzer fort.

Außer den beiden Fürstinnen befanden sich noch verschiedene andere indische Frauen in der Gesellschaft, die Familien der reichen Wechsler und Kaufleute, mehr oder weniger verschleiert, und scheu an dem Ende des Saales zusammengedrängt, das die indischen Gäste des Maharadschah eingenommen.

Dieser selbst und zuweilen auch Major Maldigri schienen den Verkehr zwischen den Repräsentanten der beiden Völkerschaften, den Herrschern und den Beherrschten zu vermitteln. Maldigri — wie wir den Korsuaner nach seinem angenommenen Namen nennen müssen — hatte seine angebliche Verwandte, seine schlaue Bundesgenossin bei dem Auftrag, der ihm geworden, begrüßt und sie seiner neuen Gebieterin vorgestellt. Die Gewandtheit der Marquise hatte sich dabei in ihrem vollen Lichte gezeigt. Ohne der Würde ihres Gemahls und dem übermüthigen Stolz, mit

welchem die englischen Gebieter selbst die vornehmsten Eingebornen behandeln, Etwas zu vergeben, hatte sie es doch verstanden, der Fürstin auf besondere Weise zu schmeicheln, ihre Regierung, ihren männlichen Muth und ihre Schönheit öffentlich zu rühmen, während zugleich einige versteckte Anspielungen der Rani bewiesen, daß sie mit den Geheimnissen des bereits über das ganze Land verzweigten Bundes der Chupatties oder heiligen Kuchen wohl vertraut sei und man auf ihren Beistand zählen könne.

Ein Tanz hat so eben geendet, die Offiziere und Gentlemen führten ihre Damen zurück zu den Plätzen und die Unterhaltung wogte auf's Neue durch den Saal. Kommende und gehende Gäste brachten Leben und Bewegung in die Gruppen und die Schaar der in kostbare Tracht gekleideten Dienerschaft des Maharadschah, zum Theil schwarze Sklaven, eilte mit den Silberbrettern umher, den Gästen kostbare Labung, den Sangarih — den eisgekühlten Scherbet — die zahllosen Confitüren und köstlichen Früchte zu reichen.

Die großen Thüren und Fenster des prächtigen Saales waren zum Theil geöffnet und gestatteten der mildwarmen Luft und den balsamischen Düften des Gartens freien Eingang. Der Garten selbst strahlte im Flammenschein unzähliger bunter Lampen und chinesischer Ballons, die Strahlen der Springbrunnen blitzten wie bunte Diamanten in die Höhe, und ein zweites Orchester, unter den Boskets versteckt, wechselte in Ouvertüren und süßen Harmonien mit den lustigen Klängen der Tanzmusik, die aus dem Saale niederrauschte. Lustwandelnde Gruppen erfüllten die Verandahs, stiegen die breiten Marmortreppen auf und nieder und bewegten sich durch die lange Reihe der prächtigen Gemächer.

In dem letzten derselben, in einem der beiden Flügel, die das offene Viereck des Gartens begrenzten und sich nach dem Bungalow erstreckten, das die gewöhnliche Wohnung des Maharadschah bildete — groß und geräumig gleich einem zweiten Saal, füllte die Hinterwand eine um mehrere Stufen erhöhte, mit kostbaren Vorhängen verschlossene Bühne, auf der bei den Festen des Maharadschah gewöhnlich chinesische Schauspieler oder Bayaderen in den Pausen des Tanzes Vorstellungen gaben. Die Einrichtung der Bühne ließ glauben, daß auch diesmal ähnliche Unter-

haltungen der Gäste vorbereitet waren, aber der Vorhang war mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt geschlossen und zwei schwarze Diener, auf beiden Seiten aufgestellt, wiesen die Schaulust der Neugierigen zurück.

Wie in den Räumen, die seinen vornehmen Gästen gewidmet waren, zeigte sich die verschwenderische Gastfreundschaft des Nena auch in der Umgebung des Palastes und auf den von der Dienerschaft der Fremden und der herbeiströmenden Bevölkerung eingenommenen Plätzen in vollem Glanz. Große Feuer von edlem Holz brannten vor der Front des Palastes auf der Landseite, Feuerbecken mit wohlriechendem Harz sandten Wolken duftigen Rauches aus; — in dem offenen Parterre des prächtigen Gebäudes drängte sich die Schaar der Diener, der Seyces, Pferdeknechte und Palankinträger, und auf langen Tafeln waren Lebensmittel und Getränke aller Art für Europäer, Hindu's und Mohamedaner aufgestellt, damit Jeder nach den Bräuchen seines Glaubens und den Bestimmungen seiner Kaste davon Gebrauch machen möge. Besonders dazu angestellte Diener vertheilten fortwährend Gaben an die Bettler und Armen, damit sie die Freigebigkeit des Maharadschah preisen und für sein Glück beten möchten.

Gaukler und Tänzer hatten an verschiedenen Stellen ihre wandernde Schaubühne aufgeschlagen und belustigten mit ihren Künsten die Menge, ja selbst die vornehmen Gäste auf der äußern Veranda des Palastes; Mährchenerzähler hatten Kreise gläubiger Zuhörer um sich gesammelt und wandernde Sänger deklamirten die Verse des Hafiz oder die tausend Wunder der Kadambari.

Während so Alles umher Leben, Lust und Freude war und dem Vergnügen huldigte, schritt der Gebieter aller dieser Herrlichkeiten, mit dem orientalischen Ernst die freiere Beweglichkeit der europäischen Erziehung und die feine Höflichkeit der besten Gesellschaft verbindend, durch die glänzenden Räume, bald hier und dort seine Gäste anredend und für ihr Vergnügen sorgend.

Der Nena trug, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die indische Tracht und sein Anzug strahlte von Diamanten und Juwelen, deren Besitz den Neid und Wunsch mancher stolzen europäischen Schönheit erregte. Seine Stirn war glatt, sein Auge heiter und aufmerksam, selbst der schärfste Beobachter hätte

in diesem blassen Gesicht nicht die geringste Spur der Leiden und furchtbaren Leidenschaften gefunden, die sein Inneres zerfleischten.

Hier sprach der Fürst Offiziere an, von seinem Lieblingsthema, dem Sport, mit ihnen plaudernd oder eine Jagdpartie verabredend — dort überreichte er mit der vollendeten Galanterie eines Cavaliers einer Dame die duftende Rose, die er so eben von ihrem Zweige gebrochen, — oder drückte dem Beamten der Compagnie die Hand, der ihm begegnete, immer aber waren es die europäischen Gäste, denen er fast ausschließlich, bis zum unbedeutendsten Fähnrich herab, seine Aufmerksamkeit widmete, und für welche er die größte Sympathie zeigte. Nur wenn einer oder der andere der Europäer selbst einen Hindu oder eine hindostanische Dame in's Gespräch zog, oder wo es unbedingt seine Pflicht als Wirth erforderte, beschäftigte er sich sichtbarer mit seinen Landsleuten. Vor Allem waren es der Baronet und die beiden Residenten von Lucknow und Cawnpur, denen er seine Aufmerksamkeit und seine Zeit zu widmen bemüht war.

In diesem Augenblick nahte eben wieder der Nena der Gruppe der hohen Offiziere und Beamten, die an einer Thür der äußern Veranda in der Nähe der Lady Mallingham stand. Der Baronet hatte so eben seiner Gemahlin einen Herrn vorgestellt, dessen Kleidung zeigte, daß er der englischen Geistlichkeit angehöre.

„Euer Hochwürden," sagte der Rath, „haben mir eine große Freude gemacht, daß Sie, der nothwendigen Ermüdung der Reise Trotz bietend, noch diesen Abend mich aufgesucht haben. Die Nachrichten von Kalkutta müssen jetzt stets von hoher Wichtigkeit für uns Alle sein; denn wenn ich auch keineswegs die Besorgnisse einiger ängstlichen Gemüther hege, daß die Spuren von thörichter Unzufriedenheit und religiösem Eigensinn, die sich unter einigen Sepoy-Regimentern gezeigt und sogar Verbrechen erzeugt haben, von Bedeutung werden könnten, — so wird es doch immer beruhigend sein, zu erfahren, daß die Regierung energische Maßregeln zur Unterdrückung solcher Symptome ergriffen hat."

„Wann haben Euer Hochwürden Kalkutta verlassen?" fragte die Dame.

„Am Achten, Mylady. D[illegible] ich allein reise, machte ich den

Weg ziemlich schnell, und ohne Aufenthalt bis Allahabad, bis wohin mich das Dampfschiff brachte. Ich hoffe in fünf bis sechs Tagen in Delhi bei den Meinen einzutreffen, denn ich muß gestehen, ich theile die Ansicht Ihres Herrn Gemahls über die Bedeutungslosigkeit der letzten Vorgänge nicht ganz."

„Sind neuere, wichtigere Ereignisse in Kalkutta bekannt, Sir?"

Der Fragende war der General Sir Henry Lawrence, der Gouverneur von Audh. Der General war ein Mann nahe an Sechszig, von hoher hagerer Gestalt. Sein lockiges blondes Haar, stark mit Grau gemischt, hing achtlos um die knochige Stirn — das Gesicht war schmal und hager, Mund und Kinn durch einen dick und lang herabfallenden Schnauz- und Knebelbart bedeckt. Die tief in den Höhlen liegenden Augen schienen auf den ersten Anblick einen finstern, strengen Ausdruck zu haben, bei näherer Betrachtung aber ergab es sich, daß dieser Ausdruck mehr der einer gewissen Melancholie und Schwermuth war, gleichsam jener Ahnung, die auf manchen Physignomieen liegt, deren Träger einen gewaltsamen Tod zu finden bestimmt sind.

„In Barakpur und Burampur haben auf's Neue zwei Sepoy-Regimenter den Gehorsam verweigert," berichtete der Geistliche, „unter Wiederholung des Vorgebens, daß die Patronen für die neu eingeführte Endfieldbüchse mit Rinder- und Schweinefett bestrichen worden. Man hat vergeblich den Soldaten erklärt, daß sie sich im Irrthum befinden und daß die Patronen nur in eine Composition von Oel und Wachs getaucht waren; — es ist eine traurige Erfahrung, Excellenz, daß die Unwissenden und Ungebildeten, wenn sie einmal sich einem Verdacht hingegeben, schwer davon abzubringen sind. Ueberdies fürchte ich, man hat sich kaum die Mühe gegeben, ihnen Beweise zu liefern, die sie von ihrem Irrthum überzeugen konnten. Man hat ihnen befohlen, zu glauben, und — mit einem Befehl schafft man den Glauben nicht um."

„Aber was hat man mit den Widersetzlichen gethan?" fragte General Lawrence.

„Zwei Regimenter sind gänzlich aufgelöst, die Sepoy's in ihre Heimath zurückgeschickt worden, das Schlimmste, was diesen Menschen geschehen kann."

„Das ist eine Maßregel, die ich nicht billigen mag,“ sagte heftig der Gouverneur von Cawnpur. „Mit solchen Schritten verbreitet man nur eine Schaar unzufriedener Müßiggänger in den Provinzen, die entwöhnt sind, sich ihren Unterhalt auf andere Weise zu erwerben und zum Vagabondiren und zur Wegelagerei greifen. Goddam! Wir haben solchen Gesindels bereits genug in diesem Lande. Wir haben hier ähnliche Vorgänge gehabt, aber —“

„General Wheeler hat es verstanden, durch rechtzeitige Strenge die thörichten Beschwerden zu unterdrücken und die Sicherheit des Landes aufrecht zu erhalten,“ unterbrach eine fremde Stimme die Rede. Der Maharadschah hatte sich der Gruppe unbemerkt genähert und begleitete seine Worte mit einer höflichen Verbeugung gegen den General.

„Sie haben Recht, Hoheit,“ entgegnete dieser, „Strenge bei Zeiten hindert oft argen Schaden nachher. Wir können darin von unserm großen Feinde Napoleon lernen, der bei den ersten Zeichen eines Aufstandes in Paris mit Kartätschen feuern ließ und seinem Bruder Joseph auf die Besorgniß, daß hundert Menschen das Opfer davon sein könnten, erwiederte: er rette Tausend damit das Leben!“

„So haben sich auch hier Spuren der Aufregung unter den Sepoys gezeigt?“ fragte eifrig der Geistliche.

„Die Gebräuche dieser Narren sind so hundertfach verklausulirt, jede Kaste hat ihre eigenen Sitten und Rechte, daß man mit dem besten Willen dagegen bei jedem Tritt anstößt. Doctor Bryce, unser lustiger Arzt vom Einundsiebzigsten, den Sie dort bemüht sehen, die Wittwe eines reichen Babu zu überreden, mit ihm eine Polka zu versuchen, hatte die von ihm selbst verschriebene Medizin eines kranken Brahmanensoldaten gekostet. Der Narr starb lieber, als daß er den durch die Christenlippen verunreinigten Heiltrank genommen, und seine Kameraden erhoben ein großes Geschrei deshalb.“

„Und was thaten Euer Excellenz?“

„Ich ließ den Hauptschreier, einen gewissen Mungul Pandy im Bungalow-Lager aufhängen, den Burschen zur Warnung,“ entgegnete der alte Offizier heftig, „und gewiß ich that Recht,

denn die Subordination muß aufrecht erhalten werden, möge man sonst so human über die Indier denken, wie möglich."

Die Erwähnung des harten Urtheils verursachte eine augenblickliche Stille, die erst durch die Stimme des Maharadschah unterbrochen wurde. Es klang ein leichter Spott hindurch, als er antwortete: „Euer Excellenz haben ganz das rechte Mittel gewählt; bei Halbbarbaren, wie meine Landsleute noch sind, kann nur die Gewalt, der Strick oder die Kugel Gehorsam erzwingen. Für die Treue der Sepoy's von Cawnpur und Bithoor stehe ich deshalb ein. Indeß hätten Euer Excellenz meiner Ansicht nach noch einen Schritt weiter gehen sollen — dieser Mungul Pandy hat einen Bruder — warum hat man ihn nicht gleichfalls gehängt?"

„Aber er hatte Nichts verbrochen, so viel ich weiß."

„Was thut das? Dasselbe böse Blut fließt auch in seinen Adern. Doch darf ich Euer Excellenz bitten, mich dem Sahib Padre vorzustellen?"

„Verzeihen Sie, Hoheit, daß ich es versäumt," sagte der General, etwas betroffen über den versteckten Vorwurf, den er erhalten. Erlauben Sie mir, Sie unserm gastfreundlichen Wirth vorzustellen, Sir. Seine Hochwürden der Dechant von Delhi, Master Richard Hunter, auf der Rückreise von Kalkutta begriffen, ist uns hierher gefolgt, um uns Nachrichten aus der Hauptstadt zu bringen."

Der Nena begrüßte den Gast mit der ausgesuchtesten Höflichkeit.

„Der Ruf der Frömmigkeit des ehrwürdigen Herrn," sagte er, „ist selbst bei uns armen Heiden verbreitet, gleich dem der Milde und Menschenfreundlichkeit seiner edlen Gemahlin. Darf ich fragen, ob Mylady Sie begleitet?"

„Meine Gattin," entgegnete der Dechant, „ist in Delhi zurückgeblieben, ich wollte sie den Anstrengungen der weiten Reise nicht aussetzen, da ihre Gesundheit leidend ist. Entschuldigen Sie, Hoheit, daß ich, auf den Ruf Ihrer Gastfreundschaft vertrauend, die Wunder des Palastes von Bithoor mit eigenen Augen schauen wollte und meinen Landsleuten hierher gefolgt bin, da ich hier alte Freunde zu begrüßen hatte. Ich sehe, man hat mir nicht

zu viel gesagt, und Alles, was dies gesegnete Land an Et
und Glänzendem aufzuweisen hat, scheint hier vereinigt."

„Wenn mir recht ist, hochwürdiger Herr," sprach der
neral, „genoß ja auch Lieutenant Sanders, mein Adjutant, gl
meinem Neffen Bond, zum Theil das Glück Ihrer Erzieh
und Ihrer Begleitung aus dem Mutterland?"

„Der Wunsch, ihn wiederzusehen, ist mit eine der Ursac
die mich die Gastfreundschaft des Fürsten in Anspruch nehm
ließen. Wir haben Gefahren zusammen bestanden, und ich h
mit Freuden gehört, daß er einer noch schlimmern glücklich e
ronnen ist, nachdem man ihn schon verloren gegeben, und sogar d
Glück gehabt hat, Euer Excellenz Familie einen Dienst zu leisten

„Ganz recht — Sie meinen das geheimnißvolle Abenteu
mit den Thugs. Nun, der junge Herr hat sich den Dank bere
selbst genommen. Alfred," rief er seinem vorübergehenden So
zu, „suche Lieutenant Sanders und bringe ihn mit Editha hi
her, ein lieber Freund erwartet ihn. Wenn sich, ehrwürdig
Herr, in den Depeschen des General-Gouverneurs, die Sie un
mitgebracht, vielleicht die Ernennung Ihres Zöglings zum C
pitain, die wir erwarten, finden sollte, können Sie gleich bei un
bleiben, um die Trauung des jungen Paares zu vollziehen."

„Wie, Sir — Lieutenant Sanders und —"

„Wir feiern heute, wie Sie sehen, auf sehr glänzende Wei
seine Verlobung mit Miß Higson, meiner Nichte."

„Ich vermag Sanders nicht zu finden, Vater," berichte
der junge Wheeler. „Das Gedränge ist zu groß."

„So will ich Sie unterdeß unserm Wirth übergeben, u
Sie mit den indischen Notabilitäten unsers Kreises bekannt z
machen. Die Begum von Audh und die kecke Amazone vo
Jhansi sind Personen, die Sie vielleicht interessiren werden."

Der Maharadschah verstand den Wink, daß die Generäle ihr
Unterredung mit dem Rath fortzusetzen wünschten und führte de
Dechant nach dem andern Ende des Saales, um ihn den Fürstinnen
vorzustellen.

Während dessen hatte sich in dem Gewühl der Gäste unbe-
merkt eine Scene ereignet, die Schuld war, daß der Sohn des
Generals weder seine Cousine noch deren Verlobten fand.

Editha war am Arm des Geliebten nach dem Tanz im Saal eine der breiten Marmortreppen hinunter nach dem Garten promenirt, um die köstliche Kühle der frischen Luft zu genießen.

Allein unter den Hunderten mit sich und seinem Glück wandelte das junge Paar durch die duftenden Boskets, zwischen den Girandolen bunter Lampen und Becken wohlriechenden Feuers, und suchte die möglichste Einsamkeit, um den freundlichen Scherzen der Freunde und Freundinnen zu entgehen.

„Theures Mädchen," sagte der junge Mann, den Arm der Geliebten an sein Herz drückend, „wie glücklich macht mich dieser Tag, der mir Ihren Besitz sichert. Wer von uns beiden hätte geglaubt und gehofft, damals in jenen schrecklichen Stunden, die uns zuerst einander nahe gebracht, daß uns noch sonnige Tage des Glückes kommen, daß jener Kerker voll Mord und Schrecken den Himmel der Liebe uns öffen würde."

Sie waren im Gespräch an die Myrthenwand gekommen, hinter welcher das eherne Gitter den einsamen und dunklen Garten des Bungalow von dem glänzend erleuchteten Park des Palastes schied. Fast unwillkürlich, von dem Wunsche getrieben, der rauschenden Festlichkeit zu entfliehen, legte sich die Hand des Offiziers auf den Griff des Schlosses — die Thür gab nach und öffnete den Eingang in die einsamen Alleen und Boskets des Gartens.

„Der Zufall ist uns günstig, Editha," fuhr der junge Mann fort, — „lassen Sie uns einige Augenblicke dem Geräusch dieses Festes entfliehen und uns selbst und unserm Glück leben. — Kommen Sie unbesorgt, der Nena ist unser Freund und wir begehen keine Indiskretion."

Er zog sie mit sich fort und einige Augenblicke wandelten sie schweigend Hand in Hand durch die Gänge, bis das leise Plätschern der Fontaine sie anzog und sie sich auf eine Rasenbank im Schatten duftiger Jasminbüsche niederließen und lange trunken den süßen Odem des Abends und der Blumen einsogen, während das Geräusch des Festes, durch die Entfernung gemildert, zu ihnen herüberdrang und durch die Blätterwände die tausend Lichter gleich funkelnden Feuerfliegen hindurch blitzten.

Wie sucht das Menschenherz so gern die Stille, wenn es

voll Glück ist! Wie bedarf das Eine zur Seligkeit nur des Andern, nicht des Geräusches und Gepränges der Welt.

Ihre Hand drückte leise die seine — so saßen sie, ohne bemerkt zu haben, daß eine andere Gestalt ihre Einsamkeit theilte, ein Mann in der Tracht eines indischen Babu, der schon lange ihrem Wege gefolgt und hinter ihnen durch die Thür in den Garten des Bungalow eingetreten war.

In den weiten indischen Mantel gehüllt stand der Fremde hinter dem Stamm einer alten Cypresse verborgen, und jedes Wort der Liebenden drang zu seinem Ohr und wie ein Dolchstoß in sein redliches, trauerndes Herz.

„Ich weiß es nicht, woher es kommt," sagte die junge Dame, „ich sollte froh und glücklich sein, und dennoch lastet es wie eine drohende Wolke auf meinem Herzen. Ist es das bangende Gefühl, daß alles Glück des Menschen auf Erden doch nur vergänglich — ist es die Ahnung eines neuen drohenden Unheils? — ich weiß es nicht! Aber ich habe, seit ich in diesem Lande bin, so viel Freundlichkeit und Liebe mir auch erwiesen worden, noch nie eine recht frohe Stunde gehabt. Ein unerklärbares Gefühl flößt mir Angst ein vor den Bewohnern dieses Landes. Ich war gewohnt, unter freien Menschen zu leben — nicht unter Sclaven und ihren Gebietern. Es liegt etwas Furchtbares in diesen Verhältnissen, die mir vorkommen, wie der üppig grünende Boden eines Vulkans, den das unterirdische Feuer in jedem Augenblick zerreißen kann."

„Was kümmern uns diese Verhältnisse, theure Editha," rief der junge Mann. „Ihr Geist, noch befangen von den schrecklichen Scenen, die Sie erlebt, wird durch die Nachricht von einigen zufälligen Unruhen, wie sie alle Augenblicke unter diesem Gesindel vorkommen, auf's Neue geängstigt. Verbannen Sie jede Furcht, keine Gefahr bedroht uns mehr — nur glückliche, sonnige Tage liegen vor uns. Was kümmern Sie und mich die Verhältnisse dieses Landes? Wir haben sie nicht gemacht und müssen sie nehmen, wie sie sind. Meine Liebe wird Ihnen in der neuen Heimath das Haus bauen und Sie alles Andere vergessen machen."

Ihre sanften blauen Augen wandten sich fragend auf ihn.

„Und ist diese Liebe auch wirklich so groß und ausschließend? Hat nicht blos die Gefahr und der ritterliche Muth, der Sie antrieb, die Verlassene, ohne Sie Verlorne, zu schützen, Ihr Herz für Editha geöffnet? Wird dasselbe ganz und für alle Zeit von Editha gefüllt sein, die dem Mann ihrer Wahl nicht leidenschaftliche Gluth, sondern nur treue Neigung und Dankbarkeit entgegenbringen kann?“

„Zweifeln Sie in dieser Stunde? — nach Allem noch, was geschehen?“

„Eben in dieser Stunde noch möchte ich offen mit Ihnen sprechen, Stuart, über Eines, das schon lange schwer auf meiner Seele liegt. So schlicht und einfach dies Herz ist, verlangt es doch in der Liebe ein ungetheiltes. Erinnern Sie sich jener Erscheinung am Ufer des Ganges an dem Fest der Lichter, das die Hindufrauen begingen?“

Der Offizier schwieg. „Ich erinnere mich,“ sagte er endlich leise, „ein zufälliges Ereigniß, das Sie beunruhigte . . .“

Editha's Hand lag auf der seinen. „Nein, Stuart, lassen Sie uns aufrichtig und wahr gegen einander sein, wie wir es Beide verdienen. Ich habe jenes Ereigniß nie gegen Sie erwähnt, aber, die Frau, die unser Spiel unterbrach — Sie kannten sie . . .“

Er wich ihrem Blick aus und wandte das Gesicht ab.

„Kein Geheimniß darf zwischen uns stattfinden, Stuart — sagen Sie es mir, jene Hindufrau war . . .“

„Anarkalli!“

„Anarkalli — die Tänzerin, die Furchtbare! ich ahnte es! Sie haben stets der Erwähnung dieses Namens ausgewichen, wie schwer er auch schon in unser Leben eingegriffen hat. Stuart, um unsers künftigen Glückes willen — sagen Sie mir Alles. Sie liebten diese Frau, Sie danken ihr das Leben, Sie kennen sie noch — und die Furchtbare, die mir Grauen einflößt, obgleich sie auch mein Leben retten half — hat vielleicht heilige und ernste Rechte auf Sie?“

„Nimmermehr! — ich will Ihr keusches Ohr nicht beleidigen, Editha, mit dem, was jenes Weib ist! Wie können Sie meine Liebe zu Ihnen mit solchen Verbindungen vergleichen, die



der Leichtsinn der Männer unter diesem heißen Himmel für kurze Zeit mit einer indischen Phryne schließen mag! Jenes Weib ist Nichts meinem Herzen und nie werde ich sie wieder sehen."

„Aber Sie folgten ihr — Sie vertrauten ihrem Schutz, ihrer Hilfe das eigene Leben!"

„Es war der einzige Weg, ihren Beistand auch Ihnen zu sichern, Editha!"

„Und kein Versprechen, keine Verpflichtung bindet Sie noch an die Furchtbare? Als Ihre Verlobte habe ich das Recht danach zu fragen."

„Was denken Sie von mir, Editha? Jenes Weib hat nie Antheil an meinem Herzen gehabt und ihr Gewerbe ist zu verächtlich, um Ihnen auch nur einen Gedanken der Sorge zu machen. Mögen wir nie wieder von ihr hören. Ihnen allein, Editha, gehört meine Liebe und hat sie vom ersten Augenblick an gehört, da mich das Schicksal in Ihre Nähe führte!"

„Meineidiger Faringi — Lügner mit der gespaltenen Zunge und dem schwarzen Herzen voll Undank und Trug!" unterbrach eine tiefe zürnende Stimme seinen Betheuerungen, und wie aus der Erde erstanden, erhob sich eine dunkle Gestalt vor ihnen. Sie warf den Feredschi zurück und das Helldunkel der Sommernacht zeigte den phantastischen Anzug und die leidenschaftlich erregten Züge, die flammenden Augen Anarkalli's, der Bayadere.

Mit einem Schrei des Entsetzens faßte die Engländerin zaghaft den Arm ihres Begleiters und drängte sich an ihn, aber sie fühlte, daß sein eigener Körper erbebte, und als ihr Auge sich von der gefürchteten Fremden auf den Mann ihrer jungfräulichen Liebe wandte, sah sie, daß sein Gesicht bleich, sein Auge unstät war.

Die Tänzerin lachte grell auf. „Die Bhawani sendet die Pfeile ihrer Rache in die Brust des Hindumädchens, das die Opfer ihrem Altar entzogen. Fluch meiner Thorheit, die glauben konnte, in dem Herzen eines weißen Mannes wohne die Dankbarkeit! — Bleiches Mädchen mit den Haaren von rothem Gold — Du frägst, ob Anarkalli ein Recht hat auf diesen Mann? Sieh' in sein Antlitz, das sich von Schaam erfüllt zu Boden wendet vor der, die ihm mehr als ihr Leben geopfert, tausendmal mehr, als

Du ihm geben konntest, denn sie gab ihm ihre Seele und lud den Fluch ihrer Götter auf sich zu ewigem Verderben!"

„Fort von mir, Freche!" rief der Offizier sich ermannend — „ich will Nichts zu thun haben mit der Genossin blutiger Thugs! Deine Höllenkünste hatten meine Sinne bestrickt, aber Du selbst zerrissest jedes Band, indem Du mich in die Hände der Mörder liefertest."

„Und wer hat Dich wieder aus ihnen befreit?" fragte die Bayadere, sich stolz emporrichtend. „Wer setzte sein Leben ein für Deine Rettung und trotzte Allem, was schrecklich ist in diesem und jenem Leben? Hast Du vergessen, was Du gelobt, damit ich jene dort retten möge? Hat Deine Seele keine Erinnerung mehr für die neuen Schwüre, die Du dem armen Hindumädchen geleistet, als Nichts um uns war, denn die Tiefen der Erde? als sie den Thau des Himmels für Dich, den Verschmachtenden, sammelte und mit ihrem Leibe Dich schützte vor den Kugeln Deiner Feinde? Drei Mal rettete ich Dein Leben und wo Deine Seele, undankbarer Christ, es nicht ahnte, stand Anarkalli zwischen Dir und dem Tode. Wagst Du zu läugnen, daß Du geschworen, diese hier zu meiden und mir, mir allein zu gehören?"

Der Offizier schaute finster vor sich hin, ohne zu antworten.

„Was hat sie gethan, das sich mit Anarkalli's Liebe messen könnte? Ist meine Farbe auch die der heißen Sonne, mein Herz ist roth, wie das des stolzesten Christenmädchens und in meinen Adern fließt das Blut der alten Fürsten dieses Landes. Treuloser Faringi, ich warne Dich! Die Hand der Bhawani ist über Dir und Anarkalli allein vermag Dich zu retten. Gieb es auf, das blasse Weib und fliehe mit der, die Dich mehr liebt, als ihr Dasein und der Du gehörst für jetzt und immer!"

Sie hatte seinen Arm ergriffen und wollte ihn fortziehen.

Er suchte sich mit Gewalt von ihr zu befreien. „Fort von mir, unverschämte Dirne! Deine Frechheit hebt jeden Dank auf, den ich Dir schulde! Wage es nie wieder, mir und dieser Dame nahe zu treten!"

„So soll die Schlange, die ich um Deinetwillen gerettet, schändlicher Christ, auch das erste Opfer meiner Rache sein!"

schrie die Bayadere, und ein Dolch funkelte in ihrer Hand, als sie sich auf die halb ohnmächtige Jungfrau stürzte.

Die That geschah so rasch, der Angriff des wüthenden Weibes war so heftig, daß der Offizier schwerlich seine Verlobte zu retten vermocht hätte. Aber ein anderes Auge, eine andere Hand wachte über ihr. Mit der Schnelle des Blitzes hatte der fremde Mann in Hindukleidung, der dem Paar aus dem Gewühl in die Einsamkeit gefolgt, sich zwischen die Engländerin und die Bayadere geworfen und den Arm der Letztern mit kräftiger Faust gefaßt. Von ihrem gewaltigen Druck fiel die drohende Waffe klirrend zu Boden und ein kräftiger Stoß schleuderte die Bayadere zurück.

„Wahnsinnige! Gott der Allmächtige, der diese Schuldlose aus den finstern Tiefen der Würger-Kerker gerettet, wird sie auch ferner schützen! Entferne Dich, Unglückliche, und beweine die That, die Deine blinde Leidenschaft begehen wollte, oder ich rufe um Hilfe!"

„Wahnsinniger Du selbst!" zürnte die Tänzerin in hindostanischer Sprache. „Was entziehst Du die Falsche meiner Rache, während der Engel der Vernichtung bereits über ihnen Allen schwebt? — Ich sage Dir, ihr, die Du beschützest, statt Dich selber wie ein Mann an ihrem Undank zu rächen, wäre besser gewesen, mein Dolch hätte ihr Herz durchbohrt, statt des Schicksals, das sie in den Klauen des Tigers erwartet!"

Sie wandte sich noch einmal zu dem Paare und schüttelte drohend die Hand gegen dieses. „Verfluchte, die Ihr seid!" rief sie auf Englisch — „ehe Surya [1]) sein Angesicht schaut in dem Spiegel des heiligen Flusses, wird meine Rache dennoch gesättigt sein. Denkt an Anarkalli, die Betrogene, wenn der schwarze Jammer über Euch ist!"

Sie war in den Gebüschen verschwunden, der Offizier aber, der die ohnmächtige Braut in seinen Armen hielt, rief: „Wer Sie auch sein mögen, Sir — und Ihre Stimme scheint mir die eines Freundes! — nehmen Sie meinen Dank für die Rettung

1) Der Gott der Sonne.

des Theuersten, was ich besitze, und stehen Sie mir bei, meine Braut von hier zu entfernen!"

Ohne auf ihn zu achten, hatte der Fremde bereits seine Hilfsleistungen begonnen. Er hatte die Ohnmächtige zurück auf die Rasenbank gelehnt und Wasser aus dem Springbrunnen geholt, mit dem er ihre Schläfe benetzte.

Die junge Dame athmete schwer, dann schlug sie die Augen auf und blickte verstört umher.

„Was ist geschehen mit mir? wo ist die Entsetzliche, die mich ermorden will? O mein armes Herz, was habe ich hören müssen!"

„Beruhigen Sie sich, theure Editha," bat der Offizier. „Sie sind bei Freunden, die Sie schützen."

Sie stieß seine Hand zurück und schauderte. „Lassen Sie mich, Sir — wir haben Nichts mehr gemein miteinander — Sie gehören einer Andern, die Sie nimmer frei geben wird!"

„Beste Editha, kommen Sie zu sich! Sie werden anders denken über das, was geschehen, wenn Sie sich erst beruhigt. Lassen Sie mich Sie zu den Ihren geleiten!"

Er versuchte, sie empor zu richten und bot Ihr den Arm. Aber wiederum stieß sie ihn zurück und stand jetzt aufgerichtet, und ihr Auge, als es forschend auf den Fremden fiel, zeigte Ruhe und Fassung.

„Sie sind es, Sir, der mich vor den Dolch jener Rasenden schützte. Wer sind Sie?"

Er nahm den falschen Bart, den er um Lippen und Wangen trug, ab: „Ihr Freund, Miß!"

„Doctor Clifford?"

Der Ruf freudigen Erstaunens tönte zugleich von Beider Lippen.

Walding — oder Clifford — wie er sich während seines Aufenthalts in Cawnpur genannt, um jeder zufälligen Entdeckung zu entgehen, daß er seinen Dienst auf dem englischen Schiff heimlich verlassen, reichte stumm der Lady und dem Offizier die Hand.

„Aber wo kommen Sie her, mein Freund und Retter in dieser Verkleidung?" fragte der Lieutenant. „Seit Sie nach jener

unangenehmen Untersuchung über die Flucht des Sikh-Prinzen Cawnpur verließen, haben wir Nichts wieder von Ihnen gehört."

„Doch glauben Sie deshalb nicht," sprach die Jungfrau, indem auch sie seine Hand erfaßte, „daß wir Sie deshalb vergessen. Editha Highson wird stets ihres Retters mit Dank gedenken. Sie hatten Recht, als Sie sich einen Freund nannten; denn nie hat die arme canadische Waise einen edlern und aufopferndern gekannt!"

„Und stellen Sie Stuart Sanders in die zweite Reihe?" fragte der Offizier gekränkt — „rechnen Sie die Liebe des Mannes, dessen Gefühle Sie getheilt, dem Sie sich freiwillig verlobt — für geringer?"

Der Arzt fühlte die Hand des Mädchens, ihren ganzen Körper erbeben. Sie brach in Thränen aus und lehnte sich weinend an die Schulter des ältern Mannes.

„Ein unglückliches Zusammentreffen hat Sie erschüttert," sagte er mit mildem Trost, obschon sein eignes Herz dessen schwer bedürftig war, — „der leidenschaftliche Zorn dieser Frau hat Sie verletzt — Sie werden ruhiger denken über Das, was Sie gehört und vergeben, wenn — Sie Zeit dazu behalten!" setzte er flüsternd hinzu. „Um Ihrer selbst willen, geben Sie mir Gelegenheit, Sie allein zu sprechen."

Das Mädchen hatte sich zu fassen gesucht und die warmen Thränen getrocknet, die sie der verlornen Ruhe ihres Herzens geweint.

„Gehen Sie, Sir," sagte sie zu dem Verlobten — „und lassen Sie mich allein unter dem Schutz dieses Freundes. Ich kann und mag in diesem Augenblick nicht zu den Heiteren und Glücklichen zurückkehren und kann eben so wenig über das mit Ihnen reden, was mir das Herz zerrissen. Gehen Sie und vermeiden Sie, daß man mich sucht, denn ich bedarf einige Augenblicke der Einsamkeit, um mich zu fassen."

„Aber kann ich Sie nach dem, was so eben geschehen, hier allein lassen. So hoch ich Doctor Clifford ehre . . ."

„Ich schwöre Ihnen als Mann," unterbrach ihn dieser mit Bedeutung — „Miß Highson wird hier unter meinem Schutz

sicherer sein, als in jenem glänzenden Saal unter den Augen und dem Schutz von hundert Ihrer Waffenbrüder."

„Wenn Editha's Bitte Ihnen noch als Befehl gilt — ich will es! Gehen Sie! Doctor Clifford wird mich in jenen Garten zurückgeleiten."

Der Offizier verbeugte sich gehorchend und entfernte sich, ohne noch ein Wort zu seiner Entschuldigung zu sagen.

Als sie allein waren, faßte das Mädchen beide Hände des Arztes, brach auf's Neue in lautes Schluchzen aus und lehnte ihr schönes Haupt an seine Brust.

„O Sie, mein bester, mein uneigennützigster Freund! Sie, der Sie die arme Unbekannte mit Gefahr Ihres Lebens den Händen der Mörder entrissen und mit der Zartheit einer Mutter für sie sorgten — rathen Sie mir, denn mein Herz ist schwer gebeugt von dem, was es hören mußte. Nicht der Dolch jenes dämonischen Weibes bedrohte Editha's Glück, sondern das, was sie hören mußte aus jenem Munde."

„Aber sie ist Nichts als eine öffentliche Tänzerin — ein Weib, der Schmach und Verachtung preisgegeben — ein armes Hindumädchen?"

„Und wäre sie niedriger, als der niedrigste Paria — sie ist ein Weib, das ihn liebt, das ein Recht auf ihn hat, nicht durch die Gefahren, denen sie sich um seinetwillen ausgesetzt, sondern durch den Schwur der Liebe und Treue, den er ihr geleistet. Darf das Wort eines Mannes von der Zufälligkeit abhangen, ob Gott seine Geschöpfe unter einer heißern Sonne geboren werden ließ?"

Er drückte sie, im Innersten bewegt, leise an sich. „Sie sind ein edles Mädchen, Editha," sagte er — „und glauben Sie mir, jenes glühende, leidenschaftliche Wesen ist mehr zu beklagen, als zu verachten. Wo der Mensch sein Höchstes, sein Alles an seine Leidenschaft setzt, da flößt das Gigantische dieser Leidenschaft immer Achtung ein. Lassen Sie uns hier niedersetzen, Miß Highson — denn ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen und — jeder Augenblick Verzug vermehrt die Gefahr."

Sie folgte ihm erstaunt zu der Rasenbank zurück und ließ

sich an seiner Seite nieder; noch immer hielt er ihre Hand in der seinen.

„Wie Sie sehen,“ sagte der Deutsche, — „habe ich dieses Land nicht verlassen. Ich weiß, daß ich Ihrem Einfluß, Ihren Bitten und Ihrem Dank für die geringe Hilfe, die ich einst Ihnen zu leisten im Stande war, die Niederschlagung der Untersuchung gegen mich und die baldige Entlassung aus der Haft verdanke, welche der Verdacht der Theilnahme an der Flucht des Lahore-Prinzen mir zugezogen. Dieser Verdacht, Miß, war nicht ohne Grund; die Flucht des Jünglings geschah mit meiner Hilfe und ich freue mich meines Antheils daran, denn Miß, es geschieht viel in diesem unglücklichen Reiche von Ihren Landsleuten, was die strafende Hand Gottes und die furchtbare Rache der Unterdrückten auf sie hernieder rufen muß. Aber wenn ich auch Cawnpur verlassen mußte, ich habe mich viel und lebhaft mit Ihnen, Editha, beschäftigt und mit — mit Freude gehört, daß Sie glücklich zu werden hofften an der Hand der Liebe. Jetzt aber, Editha, ist es nicht die Zeit, an das Glück der Ruhe zu denken — ein schwerer, entsetzlicher Sturm, der über dies unglückliche Land daher rauscht, bedroht auch Ihr Glück, mehr als die Eifersucht jener Rasenden, — ja selbst Ihr Leben, und Sie zu schützen bin ich hier und suchte Sie diesen Abend, dem ein schrecklicher Morgen folgen wird.“

„Barmherziger Gott — Sie erschrecken mich! was ist ... was soll ...“

„Fragen Sie nicht, Editha — denn wie damals, als ich Sie aus den Mordgewölben der Thugs führte, bindet ein Schwur meine Ehre und meine Zunge! Sie gaben mir damals unbeschränktes Vertrauen, Editha — wollen Sie mir auch jetzt es gewähren?“

„Ich vertraue Ihnen, wie meinem Vater — nein,“ sie erröthete leicht, — „wie ich meinem Bruder vertrauen würde, wenn ich einen solchen hätte.“

„Dann glauben Sie blindlings dem, was ich Ihnen sage — Sie müssen fliehen mit mir, noch in diesem Augenblick, es gilt Ihr Leben!“

„Aber mein Oheim — meine Cousine — meine Landsleute

— Stuart — sind sie auch bedroht — oder gilt die Gefahr mir allein?"

Der wackere Deutsche verhüllte schweigend das Gesicht mit den Händen.

„Ich vermuthe," fuhr die Engländerin dringend fort, — „daß Sie von einem plötzlichen Ausbruch jener Empörung der Sepoy's auch hier sprechen, von der ich reden gehört. Sie übertreiben aber vielleicht, aus Sorge für mich, die Gefahr. Jedenfalls sind wir doch hier sicher."

„Täuschen Sie sich keinen Augenblick, Miß — jene tapferen Männer und schönen Frauen Ihres Landes, die in den goldenen Sälen sich der Lust hingeben, tanzen auf dem Krater eines Vulkans, dessen Flammen nur des Signals warten, um Alles vernichtend empor zu lodern."

„Entsetzlich! — aber lassen Sie mich fort — ich kann sie warnen, der Muth meiner Landsleute, die Erfahrung meines Oheims werden einen Weg der Rettung finden!"

„Unmöglich! — Sie selbst — das geringste Wort der Warnung von Ihren Lippen — würden den zündenden Funken in das Pulverfaß werfen."

„Und wollen Sie mindestens die Meinen retten — wie mich?" —

„Ich vermag es nicht — Sie allein kann ich beschützen, retten!"

„So will ich mit Denen sterben, zu welchen mich Gott und die Natur gestellt haben. Der Tod kann nach den bitteren Erfahrungen, die ich gemacht, nicht so schmerzlich sein! — Leben Sie wohl, mein Freund, und nehmen Sie den Dank eines unglücklichen Mädchens, für Alles, was Sie ihm gethan haben."

Sie wollte sich erheben, um sich zu entfernen, aber der Deutsche warf sich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee. „Bei den Gräbern Ihrer Eltern, beschwöre ich Sie, ändern Sie Ihren Entschluß, Editha! Sie wissen nicht, welchem furchtbaren Schicksal Sie trotzen, — zehnfach furchtbarer, entsetzlicher als rascher Tod! Der Tiger der Wildniß ist barmherzig, fürcht' ich, gegen die entfesselte Wuth dieser Männer! Erbarmen Sie sich um meinetwillen und folgen Sie mir!"

Sie sah ihn an — über ihre Züge voll Angst und Schrecken schwebte wie ein Sonnenblick im Gewittersturm ein mildes freundliches Lächeln, ihre Hand berührte leise das Haupt des Knieenden.

„Sie lieben Editha, mein armer Freund?"

„Ja, ich liebe Sie, Editha, aufrichtig, aus treuem redlichen Herzen, dessen Blut für Ihr Glück willig dahin strömen würde. Warum sollte ich in dieser schrecklichen Stunde das heilige Gefühl verläugnen, das meine Brust seit jener Nacht erfüllt, in der Sie im Gemach der furchtbaren Würgerburg an meinem Herzen entschliefen? Aber niemals, niemals würde ein Zeichen dieser trauernden Liebe Ihr Glück und Ihren Frieden gestört haben."

„Und dennoch, mein Freund," flüsterte die Jungfrau mit holder Anmuth, „kannte ich sie. Glauben Sie denn, daß ein Weib so lange der sorgenden Liebe des besten und edelsten Mannes anvertraut sein konnte, ohne sein innerstes Gefühl zu verstehen und zu trauern darüber, daß sie ihm nur Dank und Freundschaft, nicht Liebe dafür zu bieten vermochte? Für Ihr Zartgefühl, für Ihr Schweigen schätzte Sie Editha Highson und hält Sie bis zum Tode für ihren treuesten Freund."

Er küßte ihre Hand und fühlte den warmen Druck derselben. „Dann lassen Sie mich auch zeigen, daß ich Ihr Freund bin, und mich Sie schützen und retten."

„Nicht allein — nicht ohne Jene, an die mich Pflicht, Liebe und Glauben fesseln. O wenn Sie mich lieben, wenn wirklich so treu und mächtig die heilige läuternde Flamme in Ihrem Herzen glüht, so suchen Sie ein Mittel, meine Brüder und Schwestern zu retten, und Editha wird Sie segnen, auch wenn sie selbst als Opfer fallen müßte!"

Er war emporgesprungen und preßte ringend und verzweifelnd die Hand an die Stirn.

„Ich kann nicht glauben," fuhr das Mädchen fort, „daß der Mann, der mich still liebte, den ich stets so edel und treu sah, zu jener Rotte falscher Mörder gehört, die das Leben Derer bedrohen, denen Sie so lange geschmeichelt, deren Wohlthaten Sie so lange genossen haben. Sie sind unser Landsmann, Engländer wie jene ..."

„Der angenommene Name täuscht Sie, Editha, und jede Täuschung soll fern von mir sein. Ich bin keine Brite, sondern ein Deutscher."

„So sind Sie doch desselben Stammes, desselben Glaubens und haben die heilige Pflicht, zu uns zu stehen in der Stunde der Gefahr. Brechen Sie das schreckliche Schweigen, sagen Sie Alles, was uns bedroht . . ."

„Sie haben Recht, Editha, ich bin kein Genosse von Meuchelmördern, wenn ich auch ein Feind der Briten bin, deren Tyrannei auch schwer auf mir gelastet. Aber wenn ich auch zum Verräther an dem finstern Geheimniß in seiner letzten Stunde werden, wenn ich Alles vergessen wollte, ich selbst vermag Nichts zu thun — ein furchtbarer Eid fesselt mich an die Feinde der britischen Herrschaft. Ich kann nur Sie retten, Sie allein, denn Sie sind ein Weib und England ist nicht Ihr Vaterland!"

„Britannien ist überall, wo seine siegreiche Flagge weht! Ich bin eine Britin und werde es mit meinem Tode besiegeln. Leben Sie wohl und — gedenken Sie Editha's!"

Seine Hand hielt die Entfliehende zurück. Indem er dies that, fühlte er zufällig den Druck des Ringes, den er am Finger trug und den Mahe Tschund, die entthronte Königin von Lahore, ihm gegeben für die Rettung ihrer Tochter vor dem giftigen Zahn der Cobra.

„Weilen Sie — um des Himmels willen! vielleicht sendet mir Gott ein Mittel der Rettung!"

Sie blieb zitternd neben ihm stehen, die Augen ängstlich harrend auf ihn geheftet.

„Ich wiederhole Ihnen, ich darf, ich kann Nichts thun, — ohne uns Alle zu vernichten. Jetzt aber, da Sie so viel wissen, ist es kein Verrath mehr, Ihnen mehr zu vertrauen, um Sie vor jeder Unvorsichtigkeit abzuhalten. Kein Europäer wird dies Fest frei — ich fürchte, lebend, verlassen. Das fünfte eingeborne Regiment, das die Garnison von Bithoor bildet, ist im Begriff, sich zu empören, und die Truppen von Cawnpur erwarten nur das Signal zu gleichem Thun. Deshalb hat das Fest des Nena hier fast alle Offiziere, fast alle Ihre Landsleute versammelt.

Selbst wenn von Cawnpur Hilfe kommen könnte, kein Bote kann es erreichen, denn alle Wege sind besetzt."

„Und alle, alle diese Soldaten, die so lange der britischen Fahne gefolgt, sie haben sich zu unserm Untergang verschworen?"

„Alle — nur die Sikh's schwanken noch. Sie harren ihres jungen Führers. Haben Sie Muth, Editha?"

„Wenn es die Rettung der Meinen gilt, wie eine Löwin!"

„Wohlan — Gott hat mir vielleicht den Gedanken eingegeben. Kein Mensch auf Erden kann den Ausbruch der Empörung, der schrecklichen Gefahr für Alles, was Brite heißt, mehr abwenden, — aber vielleicht ist es noch möglich, den Streit zwischen Hindu und Faringi in einen ehrlichen Kampf zu verwandeln und sie Alle wenigstens glücklich in den Schutz von Cawnpur zurück zu bringen. Das Weitere liegt in der Entscheidung des Allmächtigen. Sind Sie zufrieden, wenn dies gelingt."

„Ich bin es — nur wehrlos sollen die Mörder meine Landsleute nicht überraschen. Geben Sie uns redlichen Kampf, und Englands Kinder werden alle Leiden, die sein Gefolge bilden, willig ertragen."

„Sehen Sie, durch die Cypressen hindurch, den Schimmer jenes einsamen Lichts in dem Bungalow?"

„Wie ich höre, ist dort die gewöhnliche Wohnung des Fürsten, unsers Wirths."

„So ist es — doch ist sie in diesem Augenblick leer und nur ein Mann befindet sich dort; aber es ist der, der allein uns helfen kann. Sie selbst müssen ihm das Versprechen entreißen."

„Aber wie?"

„Nehmen Sie diesen Ring," er zog ihm von seinem Finger und gab ihr denselben, „und übergeben Sie ihn dem Mann, zu dem ich Sie führen werde. Sind Sie im Stande, sich einige indische Worte zu merken?"

„Ich hoffe."

„Es wird gut sein, wenn er Sie zuerst für eine Hindufrau hält, er wird nicht anstehen, aus der Hand einer solchen den Ring zu empfangen und ihr das Versprechen seines Schutzes zu gewähren."

Der Arzt sagte ihr hierauf einige Worte im Hidostani vor, und sie wiederholte dieselben.

Zugleich theilte er ihr auf das Genaueste mit, was sie zu thun habe, um jene Zusage zu gewinnen.

„Kommen Sie jetzt, Miß — und vertrauen Sie auf mich — ich bleibe in Ihrer Nähe und zu Ihrem Schutze bereit."

„Einen Augenblick noch, mein Freund," sie hob den Stahl auf, der der Hand der Bayadere entrungen worden und im Grase zu ihren Füßen blinkte, und verbarg ihn in ihrem Kleid. „So — nun bin ich bereit, und die Ehre Editha Highson's ist nicht mehr in der Hand wilder Rebellen!"

Er schritt schweigend voran durch die Gänge von Blumen und duftigen Sträuchern bis an den Flügel des Bungalow, der die Gemächer der Zenanah enthielt, und aus dem das einsame Licht schimmerte.

Die Jalousieen des bis zum Boden reichenden Fensters standen offen und gewährten den freien Einblick. Auf einem Rohrdivan ruhte ein Mann in prächtiger orientalischer Kleidung, den rothen Bund der Sikhs um den Kopf geschlungen, die Stirn gedankenvoll in die Hand gestützt, während die andere an dem reich mit Steinen besetzten Griff des Säbels spielte.

„Warten Sie hier einen Augenblick und betrachten Sie jenen Mann," flüsterte der Arzt, „von ihm hängt die Möglichkeit Ihrer Aller Rettung ab."

Er verschwand um einen Vorsprung der Veranda, kehrte jedoch schon nach wenigen Augenblicken mit einem großen indischen Yaschmack oder Schleier zurück und hüllte die Engländerin darein, so daß sie auf den ersten Anblick sich wenig von einer Hindufrau unterschied.

„Jetzt, Miß — ist das Weitere Ihre Sache, und Gott gebe, daß er den Ring aus Ihrer Hand annimmt. Haben Sie die Worte behalten?"

Er wiederholte sie ihr leise zwei Mal, und all' ihre Gedächtnißkraft zusammennehmend, sprach sie dieselben deutlich und richtig nach.

„So ist es gut, und jetzt . . ." er wies nach dem Eingang

des Gemachs, indem er zugleich ein kurzes Pistol aus seinem Gürtel zog und den Hahn spannte.

Die Jungfrau öffnete leise die Jalousiethür und trat in das Zimmer. Der Krieger auf dem Divan war so vertieft in seine Gedanken, daß er das Geräusch nicht einmal merkte, und erst erstaunt empor fuhr, als die Dame bereits vor ihm niederkniete, ihm den Ring entgegenhielt, und in indischer Sprache die Worte sagte:

„Im Namen Gottes und im Namen Mahana's — ich und die Meinen bedürfen Deines Schutzes und Deiner Hilfe!"

Fast unwillkürlich hatte Murad Khan, denn der junge Shikhäuptling war es, der hier den Gedanken und quälenden Zweifeln um die verlorne Geliebte nachgehangen, den Ring genommen und betrachtete erstaunt bald diesen, bald die Frau. Im ersten Moment hatte eine freudige Ueberraschung ihn durchzuckt, er glaubte Mahana selbst vor sich zu sehen, aber ein Blick auf die höhere Gestalt und die Worte der Bitte überzeugten ihn alsbald, daß sein voreiliges Herz sich geirrt.

„Das ist der Ring Mahe Tschund's, der Königin von Lahore, und kein Sikh wird verweigern, was in ihrem Namen gefordert wird," sprach er hastig. „Wer Du auch seist, Dame, Murad Khan ist Dein Diener, so lange Du diesen Ring trägst, und Du und die Deinen stehen unter seinem Schutz, wie der geheiligte Gast unter dem Dach seines Wirthes!"

Die Engländerin hatte zwar die indische Antwort des jungen Kriegers nicht verstanden, aber sie begriff aus dem Ton derselben und der Annahme des Ringes sogleich, daß er ihr seinen Beistand gewähren wolle, und kühn entschlossen warf sie, sich erhebend, den Schleier zurück und redete ihn in englischer Sprache an.

„Ich bin eine Faringi, Sir, und komme, mich und die Meinen da unter Ihren Schutz zu stellen, wo man schändlich die heilige Sitte des Gastrechts mit der Ermordung unschuldiger Menschen verletzen will. Man hat mir gesagt, daß der Besitzer dieses Ringes von einem tapfern Krieger der Sikh jeden Dienst fordern dürfe. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie sehe, ich weiß, daß Ihr Herz edel und voll Großmuth auch gegen den Feind ist und ich fordere von Ihnen, daß Sie den schänd-

lichen Verrath, den man an uns zu üben beabsichtigt, verhindern und uns möglich machen, Cawnpur zu erreichen. Dann möge ein ehrlicher Kampf zwischen uns und den eingebornen Söhnen dieses Landes stattfinden, wenn diese glauben, von den Engländern gekränkt zu sein.

Er sah sie noch immer mit unverhehltem Erstaunen an, aber die edle, vertrauende Miene der Jungfrau, ihr offenes, kühnes Auftreten imponirte seinem ritterlichen Sinn.

„Wer bist Du, Mem-Sahib? Du sagst, Du habest mich früher gesehen, aber ich kenne Dich nicht!“

„Ich bin die Nichte des General Wheeler und — oder ich war die Braut des Faringi, dem Murad Khan sein Roß Kamar in der Thür ließ, um ihn zu retten.“

Der junge Krieger sah nachsinnend vor sich hin; offenbar kämpfte in ihm der Haß gegen die Faringi mit den edleren und hochherzigeren Gefühlen seiner Natur.

„Ich habe gehört,“ fuhr die Engländerin fort, „der tapfere Sohn des weisen Gholab Singh liebe ein holdes und edles Mädchen. Bei der Liebe zu der Jungfrau aus seinem Volke möge er Die beschützen, die eine weiße Haut tragen, aber gern Mahana ihre Schwester nennen würden!“

Der junge Krieger erbebte bei dem Namen und sein dunkles Auge erglänzte in wildem Feuer. „Bei dem goldnen Thron des großen Rundschid,“ schwor er, „Du sollst nicht vergeblich den Beistand Fattih-Murad-Khan's angerufen haben, Mädchen. Es ist genug, daß der Schutz dieses Daches geschändet ist durch den Verlust der Einen, die Murad Khan mehr liebt, als den Apfel seines Auges. Der Ring der Mutter Mahana's soll mit Murad's Blute ausgelöst werden, und — bei meinem Schwert! Du und Jeder der Deinen soll ungekränkt den Palast von Bithoor verlassen!“

Seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt, seine dunkle Brauen zusammengezogen und eine tiefe Falte stolzer Drohung und mächtigen Willens lag zwischen ihnen, als er so dastand, die Hand am Säbelgriff, majestätisch, als sei er Krischna, der jugendliche Götter-Heros der Hindu selbst.

Die Jungfrau sah unwillkürlich mit Vertrauen und beruhigt zu ihm empor.

„Dame," fuhr der Sikhhäuptling fort, „Du kannst ruhig zu den Deinen zurückkehren. Du hast Murad-Khan aus seinen Träumen erweckt und er wird bei Dir sein in der Stunde der Gefahr. Woher Du auch diesen Ring empfangen — ich will es nicht wissen; aber sage Dem, der ihn Dir gab, daß Murad seine Pflicht zu thun bereit ist. Sobald ich den Gebrauch davon gemacht, den Du verlangst, werde ich ihn in Deine Hände zurückgeben; vielleicht mag er noch ein Mal Dir Dienste leisten. Man sagt, der Glaube der weißen Mariam heische von seinen Kindern, daß sie auch für ihre Feinde beten. So bete denn auch Du für Murad und seine Liebe!"

Und mit der ritterlichen Galanterie eines der Heroen der arabischen Blüthezeit faßte er des Mädchens Hand und geleitete sie zum Eingang des Gemaches zurück, wo er mit einer Verbeugung von ihr schied.

Wenige Minuten darauf sah Editha, bereits wieder im Schutz des deutschen Arztes, das einsame Licht des Bungalow erlöschen. Der Khan hatte ihn verlassen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Portal des Palastes hielten zwei Soldaten der Reiterabtheilung, welche die Ehrenwache der beiden Generäle bildete und sie von Cawnpur begleitet hatte.

Sie gehörten zu dem Sikhregiment, das seit etwa zwei Monaten in Cawnpur stand und wie alle anderen Regimenter von Eingebornen in den höheren Stellen durch britische Offiziere befehligt wurde. Der Oberst desselben war — wie dies eben so gewöhnlich — in einer höhern Civilbedienstung in Kalkutta abwesend und hatte sein Regiment faktisch noch nie zu Gesicht bekommen.

Die Sikhs sind ein kühner, stolzer Männerschlag, geborene Krieger und Reiter, wie die arabischen Stämme und die Indianer der Pampa's und der Einöden von Texas. Da ihre Religion ein Gemisch des Muhamedanismus und Hinduismus, halten sie sich über beiden Sekten stehend und verachten beider Gebräuche. Sie sind die indischen Prätorianer, auf ihren Schildern den Tapfersten und Glücklichsten zur Herrschaft erhebend. Sie bilden die besten und zuverlässigsten Truppen unter den eingebornen

Soldaten der Compagnie, und obschon keineswegs Freunde der Faringi, haßten sie doch noch mehr die Sepoy's, weil mit deren Hilfe die Engländer das Pendschab unterjochten und die Sikhs ihrer so lange bewahrten Freiheit beraubten.

Indem Fattih-Murad-Khan, der Sohn des nach Rundschid glücklichsten und klügsten Parteigängers der Sikh, seinen Weg vom Bungalow außerhalb der Gärten nach dem Platz nahm, wo die Escadron der Sikhreiter um ein gewaltiges Feuer bivouacquirte, begegnete ihm Alamos, der Mexikaner, eines der Mitglieder der Cohorte des Nena.

Der Khan hatte eine Vorliebe für den kecken Spürer und Reiter gefaßt, der ihn bei der Flucht des Lahore-Prinzen begleitet hatte, und bei seiner Ankunft vor zwei Tagen im Bungalow des Nena zu seinem Bedauern erfahren, daß der Mann in Geschäften seines Gebieters abwesend wäre.

Um so überraschender war ihm die Begegnung des Mexikaners, den er weit entfernt glaubte.

Jetzt aber aufgeregt und beschäftigt durch sein der Engländerin gegebenes Versprechen, redete er ihn mehr durch Zufall und absichtslos an: „Du bist also zurück, Freund?"

„Seit diesem Morgen, Senjor."

Die Antwort fiel dem Khan auf, weil er den Prinzen noch am Mittag nach dem Mann gefragt und eine ausweichende Antwort erhalten hatte.

„Deine Reise scheint anstrengend und lang gewesen zu sein, denn Dein Fuß ist nicht wie sonst der der Antilope und Deine Glieder sind matt!"

„Valga me Dios! Der Weg von Delhi hierher ist auch kein Kinderspiel in sechs Tagen und sechs Nächten. Und wäre nicht ein unglücklicher Zufall gekommen, der die Relais unterbrach, die der Prinz gestellt, so wäre ich zwölf Stunden eher eingetroffen."

„So warst Du in Delhi?"

„In Mirut und Delhi. Ich zog mit dem Sirdar und dem 3. Regiment nach der Stadt und verließ sie erst, nachdem der Sieg uns gesichert war. Doch Ihr werdet das Nähere ja von Seiner Hoheit gehört haben."

Der Khan sah ihn erstaunt an. „Was sprichst Du Mann — in Mirut und Delhi wäre ein Kampf ausgebrochen?"

„Wie, Senjor — Ihr wißt es nicht? Am Zehnten[1]) erhoben die Reiter vom Dritten die Fahne des Kampfes, zwei Infanterie-Regimenter waren mit uns, halb Mirut ging in Flammen auf und wir schlugen uns sechs Stunden lang mit den schuftigen Jägern vom Sechszigsten und den Dragonern der Garde. Tantiah-Topi und der Mann, den sie den Derwisch Sofi nennen, obschon er ein geborner Soldat sein muß, thaten Wunder der Tapferkeit, aber wir mußten dennoch die Stadt räumen und zogen nach Delhi, wo Alles zum Ausbruch bereit war."

„Und in Delhi?"

„Caramba! — der Mogulprinz erwartete uns und im Augenblick ging der Spektakel los. Der Kommissar flüchtete in den Palast von Saman Badsch, aber der Tanz war unser und was Engländer hieß, verloren. Per dios! Senjor, ich bin an Rebellionen gewöhnt aus meinem eignen Lande, und daß — wenn das Blut erhitzt ist — Manches geschieht, was nicht gut ist — aber was ich dort erlebt, macht mir in der Erinnerung die Haut schaudern."

„So war der Kampf in Delhi vorbereitet?"

„Demonio! — Akhbar-Jehan, obschon nichts als ein Hinduprinz, wie sie zu Dutzenden hier umherlaufen, mit Respekt vor Euch zu sagen, Senjor Khan! hatte die Sache trefflich in Gang gebracht mit dem alten französischen General, ganz nach dem Willen und dem Rath Seiner Hoheit des Maharadschah. Die Engländer wurden überrascht, daß sie ihre Hälse abgeschnitten fanden, ehe sie nur sagen konnten: Goddam!"

Die Augen des jungen Kriegers sprühten Flammen, seine Zähne waren fest auf einander gebissen.

„Also mißtraut meiner Treue — getäuscht, betrogen!" murmelte er, während seine Faust sich krampfhaft ballte — „und Mahana sicher der Preis dieses Knaben, blos weil er den Namen einer Fürstenreihe führt? Ha bei Astraoth — sie könnten

1) Mai.

sich täuschen in ihren Plänen und Murad-Khan wird nicht mit sich spielen lassen."

Dann zu dem Mexikaner sich wendend, der ihn erstaunt betrachtete und glaubte, der Khan bedauere, daß er nicht selbst bei dem Kampf zugegen gewesen, befahl er ihm: „Suche einen der Hausdiener des Nena, und laß ihn seinem Herrn sagen, Fattih-Murad-Khan begehre ihn zu sprechen und werde ihn an dem Springbrunnen des Bungalow erwarten."

Joaquin Alamos verbeugte sich mit jener Höflichkeit, die den spanischen Abkömmlingen immer eigen, und schlug den Weg nach den Hallen des Palastes ein, der Khan aber setzte den seinen nach der Stelle fort, wo das Kommando der Sikhreiter in stolzer Absonderung von den Hindu's und Mahomedanern sich unter einem riesigen Tamarindenbaum gelagert.

„Wo ist der Subedar, der die Gortschura [1]) befehligt?" fragte er die Ersten, auf die er traf.

„Im Schloß, Sahib, bei dem Fest."

„So rufe den Jemedar oder den Unteroffizier, der bei Euch ist! Ich habe mit ihm zu reden."

Der Mann erschien sogleich. Er war ein Akali, wie die wildeste Horde der Sikhs heißt.

„Kennst Du mich?"

„Wer sollte Fattih-Murad-Khan, den Sohn des weisen Gholab nicht kennen, die einzige Hoffnung der Sikhs! Du bist unser wahrer Herr und Gebieter, nicht der Faringi-General, der fern von seinen Kriegern ist."

„Du hast die Chuppati's der Hindu gegessen?"

„Wir wissen, was geschehen wird, aber wir verunreinigen uns nicht mit den Anbetern der Kuh. Wir sind bereit, zu thun, was unsere Offiziere uns sagen."

„Bana bak! so wirst Du meinen Befehlen gehorchen. Ist Rustam-Singh, der Subedar-Major, [2]) mit auf dem Fest?"

„Nein, Tuwen-Sahib, er ist in Cawnpur zurückgeblieben."

„So nimm Dein Pferd und reite schneller als der Monsoon

1) Leibwache.

2) Der höchste indische Offizier bei den Nativ-Regimentern.

über die Dschungel braust, zurück nach Cawnpur und gieb Rustam-Singh dieses Kleinod und diese Botschaft."

Er schrieb auf ein Blatt Pergament, das er aus dem Bund seines Turbans nahm, wo die Orientalen gewöhnlich Sachen von Werth oder Interesse aufbewahren, mit einem Silberstift einige Worte. „Sage ihm, er soll schnell sein, wie der Blitz, der über den Bergen von Kashemir zuckt. Vertraue keinem der Posten der Sepoy's, die Du passiren wirst, Deinen Auftrag, und ehe Du reitest, sende einen Mann nach jenem Palast, und lasse Nassir-Singh, Deinen Subedar, herausholen, ich muß ihn sprechen."

„Du übernimmst die Verantwortung, Khan, daß ich meinen Posten verlasse?"

„Geh unbesorgt!"

Der Unteroffizier trat zu den Reitern zurück und ertheilte einen Auftrag. Gleich darauf sah man ihn in der Richtung von Cawnpur davon sprengen, indeß der Khan ungeduldig am Feuer auf und nieder schritt. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Major Rivers neigte sich zu der fürstlichen Amazone, an deren Seite er stand.

„Wie lange wird unser Freund, der Maharadschah, das Glück haben," fragte er mit vertraulicher Höflichkeit, „die Krone der Frauen zu bewirthen?"

„Sobald die Begum aufbricht, werde auch ich die Haudah meines Elephanten besteigen. Ich denke, daß morgen schon die Geschäfte meiner Freundin beendet sein werden, und auch die meinen."

„Ich wüßte nicht," sagte der Resident mit Betonung, „daß die schöne Rani von Jhansi Geschäfte hat, um deren willen sie hierher kommen mußte. Sie weiß sehr wohl, daß ich stets bereit bin, ihr den Weg zu ersparen, und sie in ihrer Stadt zu besuchen."

„Mein Geschäft war, dem Sahib Rath und seiner Begum meinen Besuch zu machen und dem Maharadschah Glück zu wünschen, daß er die Wolke der Trauer von seinem Haupte entfernt."

„Der Nena, schöne Dame, sieht ein, daß es thöricht wäre,

der Trauer über ein Unglück nachzuhängen, das nicht zu ändern ist. Möge die schöne Rani von Jhansi sich erinnern, daß ich schon früher ihr dasselbe gesagt, als ich die Gelegenheit hatte, ihre eigne Trauer über den Tod eines alten ungeliebten Gatten zu bekämpfen, und sie, die jetzt der Segen und das Glück ihrer Unterthanen und die Freude ihrer Verehrer und Freunde ist, vor den Flammen der Sotti rettete."

Die Rani wandte sich rasch zu ihm und maß ihn mit einem spöttischen Blicke. „Wie — das Alles hätte Major Rivers gethan?"

„Wenn ich auch nicht selbst die schöne Rose von Gwalior aus den Flammen holte," erwiederte der Resident mit brüsker Unverschämtheit, „und diesen Dienst untergeordneten Personen überlassen mußte, — so war ich es doch, der schon vorher Einspruch dagegen gethan und im letzten Augenblick noch die Sotti verbot."

„Dennoch wäre das Verbot des Sahib-Residenten zu spät gekommen, wie er wohl weiß, wenn ein Tapferer nicht sein Leben geopfert, es auszuführen. Das Leben Schanda's, der Rani von Jhansi, ist nicht das Geschenk der Faringi, sondern Jenes dort." Sie erhob die Linke und wies mit dem verstümmelten Finger auf Maldigri, den Befehlshaber ihrer Leibwache, der noch immer neben dem englischen Capitain stand, von Zeit zu Zeit sich in unruhiges Sinnen verlierend.

Der Resident verzog den Mund. „Ich will Major Maldigri keineswegs sein Verdienst schmälern," sagte er, „indeß ich sollte meinen, das viel beneidete Vertrauen, mit dem die Fürstin von Jhansi ihren Diener beehrt und die Stellung, die sie ihm gewährt — bis jetzt mit Zustimmung der hohen Compagnie — wäre des Lohns genug für die kleine Ritterthat, ohne deshalb das Verdienst noch ergebenerer Freunde schmälern zu müssen. Ich werde die Ehre haben, Sie nach Jhansi zurück zu begleiten."

„Der Vertreter unserer Herren in Kalkutta," erwiederte die Rani kalt, „ist auch Herr in Jhansi. Die Thore meines Schlosses sind ihm stets geöffnet!"

„O nicht so, schöne Frau — ich möchte dies Mal nicht als Offizier der Compagnie erscheinen, sondern in einer will-

kommenern Gestalt. Es ist Zeit, Hoheit, daß es endl zwischen uns klar wird, und meine Bewerbungen um Deine Gu eine entscheidende Antwort und Erhörung finden."

„Ich verstehe nicht, was Major Rivers verlangt," sag die Dame kühl.

„Dann müßte die schöne Gebieterin von Jhansi keine Fra sein," bemerkte der Resident, indem er gegen alle Sitte des Orient ihre Hand erfaßte. „Es ist Dir nicht unbekannt, Fürstin, da ich schon lange mich um Deine Liebe und Deine Hand bewerb und diese Gelegenheit, mir das Glück zu bewilligen, nach der ich strebe, ist so gut, wie jede andere."

„Wenn Sahib Rivers die Hand einer Frau will," entgegnet spöttisch die Rani, „so pflegt er sie zu nehmen, wie ich eben be merke. Das Gerücht sagt, daß der Resident der Compagnie dies schon oft gethan und viele Verlassene nach der Rückkehr seiner Liebe seufzen."

„Laß das Gerücht sagen, was es will, Dame. Die Sitten Deines Vaterlandes werden Dich nicht eifersüchtig machen auf die vergangenen Freuden eines Mannes. Deine Reize sind groß genug, um ihn allein zu fesseln, und ich verspreche Dir, daß Du als meine rechtmäßige Gemahlin allein über meine Liebe und meine Person gebieten sollst."

„So will Major Rivers wirklich einer armen Hindufrau die Ehre anthun, sie zu seiner Gattin nach den Gebräuchen sei nes Glaubens zu erheben?"

„Ich stehe keinen Augenblick an," erklärte hastig der Residen getäuscht von der zustimmenden Rede der Fürstin, — „es v stößt zwar eigentlich gegen die anglikanische Kirche, indeß der F ist schon früher vorgekommen, und ich habe Einfluß genug, Bedenken und Hindernisse zu beseitigen. Später magst Du b zum Christenthume übertreten, wie es die Begum von Son gethan. Meine Macht, reizende Schanda, soll Dich zur b detsten Frau Indiens machen. Ich werde sogleich mit Sir W Mallingham sprechen und mir seinen Einfluß sichern. Wi nen die Gelegenheit des Festes benutzen, um gleichfalls Verlobung anzuzeigen, der die Verbindung dann, so bald stimmung des Direktoriums eintrifft, folgen soll."

Die Fürstin entzog ihre Hand dem feurigen Druck des hoffnungsreichen Bräutigams.

„Und wie gedenkt Major Rivers, was er eben beschlossen, seinen Landsleuten zu verkünden?"

„Ganz einfach: Edmund Rivers, Major der Königlichen Armee und Resident der britisch-ostindischen Compagnie, zeigt seine Verlobung mit Schanda, der Fürstin von Jhansi, an."

„Eitler Thor! Die Stimme Schanda's, der Rani von Jhansi, würde augenblicklich ihrem Volke erwidern, daß sie eher noch ein Mal den Scheiterhaufen besteigen, als die Gattin eines Spions der Tyrannen ihres Vaterlandes werden würde!"

Ihr fester Blick begegnete mit verachtendem Stolz dem Ausdruck des Erstaunens und der Erbitterung, mit der sie der getäuschte Bewerber anstarrte.

„Bedenke, was Du thust, Weib, und mit wem Du Dein freches Spiel zu treiben wagst," knirschte er bleich vor Zorn, „die Hand, die so lange Dich und Deinen Uebermuth geschont und geschützt, kann Dich niedriger werfen, als die geringste Deiner Tänzerinnen steht. Willst Du nicht die Gattin Rivers werden, so sollst Du froh sein, seine Maitresse zu heißen, ehe das Jahr noch gewechselt hat! Mögen sich Jene wahren, die Du mir vorzuziehen wagst!"

„Schändlicher Faringi," sagte die Rani stolz, indem sie mit einer raschen Geberde den Schleier über ihr Gesicht zog und sich erhebend ihm verächtlich den Rücken kehrte, „wahre Dich selbst, denn das Schwert des Gerichts schwebt über Deinem Haupt!"

Und ohne seiner weiter zu achten, winkte sie Maldigri zu sich heran, der, wenn er auch den Inhalt des halblaut geführten Gesprächs der Beiden nicht zu hören vermocht, doch erstaunt über die Zeichen, die dasselbe begleiteten, näher getreten war, während Capitain Delafosse ihm folgte und mit einem zornigen, herausfordernden Blick auf seinen frühern Waffengenossen die Hand an den Degen legte.

In diesem Augenblick, ehe die Männer ein Wort der Frage oder Erklärung wechseln konnten, kam der Nena mit dem englischen Geistlichen an der Hand durch den Saal und schritt auf die Sitze der Begum und der Rani zu.

„Seine Hochwürden, der Dechant von Delhi, auf der Ri reise von Kalkutta nach seinem Sprengel begriffen," sagte er indischer Sprache, die dem Geistlichen bereits vollständig geläuf war, „wünscht die Bekanntschaft der erhabenen Königin von Au und der mächtigen Fürstin von Jhansi zu machen. Mögen f die Sonne ihres Antlitzes ihm freundlich zuneigen, denn er i ein Heiliger unter seinem Volke und bringt den armen Hindu' die Segnungen des Glaubens seines weißen Propheten."

Der Dechant verneigte sich höflich vor der entthronten Kö nigin und ihrer jüngern und schönern Gefährtin.

„Seine Hoheit, unser Wirth, mißt mir einen Namen bei den ich nicht annehmen darf. Ich bin ein unwürdiger Diener des Evangeliums und Dessen, an den wir Alle glauben, ob wi ihn Gott den Allmächtigen, oder Brahma, den schaffenden Urgeist nennen. Wenn ich das Licht des Christenthums schon Vielen Ihrer Brüder zu geben so glücklich war, so geschah es, weil die Grundsätze unserer Religionen sich nahe berühren. Viel habe ich gehört von dem starken Geist der edlen Königin von Audh und dem hohen Sinn der Fürstin von Jhansi. Mögen sie Beide überzeugt sein, daß sie stets aufrichtige Freunde unter den Engländern finden werden, selbst wenn sie in dem angebor= nen Glauben beharren."

„Der Glaube unserer Väter, Priester," entgegnete die stolze Rani, „hat die Hindu's glücklich und rechtschaffen gemacht, lang vorher, ehe die weißen Männer von jenseits der Meere in unse Land kamen. Er ist so alt, wie die Welt selbst. Warum sollte wir ihn ändern für Neues, das wir nicht kennen, und von de wir nicht sehen, daß es seine Anhänger gerechter macht, wir sind."

„Leider muß ich die Wahrheit dessen, was Du sagst, geben, edle Fürstin. Es geschieht Manches in diesem Lande meiner Nation, was ich nicht billigen mag. Aber wir sind fehlende Menschen und die Sünden der Einzelnen haben k Einfluß auf die ewigen Wahrheiten der Religion."

„Das ist keine Gelegenheit, Vater," beharrte die F „um mit Dir über Allah, Brahma oder den Christeng streiten. Ich wundere mich nur, einen frommen Man

Dich, hier zu sehen; denn ich hörte wohl, daß die Priester der Faringi reiten und jagen, aber ich wußte nicht, daß sie auch tanzen, wie jene Thörichten, die sich abmühen im Schweiß ihres Antlitzes, statt dies den Sclaven und den Bayaderen zu überlassen."

Der Dechant lächelte mild, sowohl über den nicht unbegründeten Vorwurf in Betreff des Treibens eines großen Theils der englischen Geistlichkeit, als über den Irrthum wegen des Zwecks seiner eigenen Anwesenheit. „Es ist nicht Sitte, daß die Priester unserer Kirche tanzen, Fürstin," belehrte er freundlich, „obschon das zu den Gebräuchen manches heidnischen Cultus gehört, aber es giebt auch keinen Grund, weshalb sie nicht einem anständigen Vergnügen und einem Fest der Fröhlichen beiwohnen sollten. Aber — täuschen mich meine Augen nicht — Verzeihung, Hoheit, ich glaube einen Freund zu sehen, hier im fernen Indien und in fremder Tracht — Capitain Grimaldi — Sie, der lang Beweinte unter den Lebendigen hier . . ."

Er öffnete dem Freunde die Arme und der Grieche, unfähig sich zu verstellen und seine Person zu läugnen, sank an das Herz des Mannes, der ihm das Liebste genommen, was er auf der Welt besessen. Thränen aufrichtiger Freude flossen über die Wangen des ehemaligen Vikars, als er so unerwartet den Todtgeglaubten vor sich sah, dessen Andenken für ihn und seine Gattin ein heiliges Vermächtniß geblieben war.

„Wenn Sahib Maldrigi einen Freund gefunden," sagte die Rani milde, „so möge er diesem gehören, so lange es das Schicksal ihm erlaubt. Die Stunden der Freude sind oft nur zu kurz. Seine Hoheit der Maharadschah möge uns unterdeß zu den Freuden des Gartens geleiten." Sie sah sich vergeblich nach ihm um, der Nena, von einem der Diener gewinkt, hatte sich entfernt — ihr Auge begegnete dem ihres stillen Anbeters und ihn freundlich näher winkend, bat sie ihn, die Dienste ihres Offiziers zu versehen und sie und die Begum durch die Kühle des Gartens zu geleiten.

Capitain Delofosse bot ihr nach europäischer Sitte den Arm, und leicht darauf gestützt, ging sie mit stolzem Schritt und Blick an dem Residenten vorüber, dessen Zorn und Erbitterung diese

öffentliche Zurücksetzung noch steigerte und der ihr mit boshaftem Ausdruck nachschaute, obschon ihn ein eben gehörtes Wort veranlaßte, an seinem Platz zu bleiben.

Unterdeß hatte der Oberst der Gortschura der Rani, tief bewegt von widerstrebenden Gefühlen, den Arm seines englischen Freundes genommen und ihn aus dem Gewühl des Festes geführt, um einen stillen Ort zu suchen, wo sie ungestört ihre Fragen und Erinnerungen austauschen könnten.

„Und ist es denn wirklich," fragte der Dechant, als sie jenen Saal erreicht hatten, in dessen Hintergrund die geheimnißvolle Bühne aufgeschlagen und der in diesem Augenblick bis auf die beiden schwarzen Wächter des Vorhanges verlassen war, indem er die Hand des Freundes fest in der seinen preßte, — „hab' ich Sie wirklich wieder, Sie, den vor unseren Augen die Brandung des Adriatischen Meeres unter den grausamen Schüssen jener deutschen Soldaten verschlungen? O welcher Kummer, welche schmerzlichen Erinnerungen wären mir und einem theuern Wesen erspart worden, wenn wir gewußt, daß Sie glücklich jenen Gefahren entkommen, in die Sie sich um unsertwillen gestürzt hatten!"

„Ich erwachte selbst erst zum Bewußtsein am Bord des französischen Schiffes, wohin mich die muthigen Matrosen, die mich aus dem Meere gerettet, gebracht hatten. Ich fand keine Gelegenheit, Sie damals von meiner Rettung zu benachrichtigen und — ich hielt es für besser, daß Sie dem Todten Ihre Erinnerung, als dem Lebenden Ihre Sorge schenkten."

„Aber wie kamen Sie nach Indien? wie lange sind Sie hier und warum haben Sie mir hier nicht Nachricht gegeben, oder mich aufgesucht, und wie kommen Sie zu dieser Tracht?"

„Vorerst — lassen Sie uns Italienisch sprechen, Freund," bat der Grieche, „denn es könnten Ohren in der Nähe sein, die unsere Erinnerungen nicht hören dürfen und man kennt mich hier nur unter der Veränderung meines Namens in Maldigri, und glaubt, daß Piemont meine Heimath gewesen. Seit fast fünf Jahren bin ich in Indien, zuerst in der Präsidentschaft Madras, jetzt im Dienst der Rani von Jhansi. Aber ehe Sie irgend eine

weitere Frage thun — ist Lady Adelaide Ihre Gattin und — wo ist sie?"

„Adelaide ist mein Weib — ich sagte vorhin bereits, daß sie meinen Schmerz um Sie getheilt. Aber ihre Gesundheit ist leidend von dem Klima Indiens und sie konnte mich auf der Reise nach Kalkutta nicht begleiten, so sehr sie es auch wünschte."

„Barmherziger Gott — und sie ist in Delhi zurückgeblieben?"

„Nicht gerade in Delhi. Sie ist bei einer Freundin in Ludhiana an der Grenze des Pendschab, in einer höher und gesünder gelegenen Gegend. Von dort erhielt ich ihre letzte Nachricht. Aber was ist Ihnen — was haben Sie?"

„Dem Ewigen sei Dank für seine Barmherzigkeit. Ihre Worte nehmen eine schwere Last von meiner Seele. Ludhiana ist befestigt und sicher — oh möchte sie seinen Schutz keinen Augenblick verlassen!"

„Um des Himmels willen, was ist geschehen — was meinen Sie?"

„So wissen Sie nicht — nein, es ist unmöglich! Fragen Sie mich nicht weiter, aber danken Sie Gott, der Lady Adelaide gerettet, und hüten Sie sich selbst, denn — was Engländer in diesem Lande heißt, steht auf dem Krater eines Vulkans!"

„Ich fürchte es selbst — aber erklären Sie mir als Freund, — als Christ ..."

„Ich kann und darf nicht. Sie wissen, daß ich zu den Gegnern Englands gehöre, und ein Eid bindet mein Schweigen. Aber sein Sie unbesorgt, ich stehe für Ihre Sicherheit."

Die raschen Tritte eines Nahenden störten die weiteren dringenden Fragen des bestürzten Dechanten. Es war Lieutenant Sanders, welcher eilig herbei kam auf die Nachricht, daß sein Erzieher und Freund unerwartet in Bithoor angekommen.

Die Begrüßung war herzlich und zeigte von der aufrichtigen Freude Beider, einander wiederzusehen, obschon der Geist des jungen Offiziers durch die Scene im Garten des Bungalow und die Strenge seiner Verlobten, die er indeß in ruhigerer Stimmung zu versöhnen hoffte, bedrückt, und auch der Geistliche durch

die den gehörten Andeutungen einer drohenden Gefahr zerstreut und bedrückt war.

Nachdem der erste Austausch der Grüße und Fragen vor-über war, heftete sich der Blick des Offiziers erschrocken auf den kau beachteten Griechen.

„Um des Himmels willen, Sir, wer ist dieser Mann?"

Der Geistliche faßte seine Hand. „Ich sehe, auch er erkennt Sie wieder, Freund," sagte er, „obschon es mich wundert, daß es nicht längst geschehen. Doch waren Sie ja damals nur kurze Zeit und in aufregender Gefahr zusammen. Aber besorgen Sie Nichts, er ist ein wackeres und biederes Herz, — ich bürge für sein Schweigen."

„Sir," sagte der junge Offizier hastig, ohne die Rede des Geistlichen zu beachten, „es sind länger als fünf Jahre, und dennoch glaube ich mich nicht zu täuschen. Sie sind Capitain Grimaldi aus Korfu, auf dessen Haupt die britische Regierung einen Preis gesetzt?"

„Und der uns und unsere Freunde rettete vor den Dolchen der Banditen, vergessen Sie das nicht, Stuart," bat besorgt der Dechant.

„Beruhigen Sie sich, mein würdiger Freund! Es handelt sich allerdings um Gefahr, aber ich frage im Interesse dieses Herrn, den ich bisher nur flüchtig beachtete und deshalb nicht wieder erkannte."

„Ich bin der Mann, den Sie als Capitain Grimaldi in Italien gekannt, Sir," erklärte der Grieche.

„So hat meine Unvorsichtigkeit Sie absichtslos in Gefahr gestürzt."

„Was ist geschehen?"

„Man sagte mir, daß Sie, mein verehrter Lehrer und Freund, unerwartet in Bithoor angekommen wären und bereits nach mir gefragt hätte. Indem ich Sie in der Nähe der indischen Für-stinnen suchte, denen Sie vorgestellt sein sollten, begegnete mir Major Rivers, der Resident. Er fragte, ob ich mich von früher nicht eines Major Grimaldi erinnere und in welcher Verbin-dung derselbe mit Ihnen gestanden? Ohne Arg sprach ich von

der heldenmüthigen Aufopferung dieses Herrn, den ich für todt hielt, bis das triumphirende Lächeln des Majors und die Worte: »Grimaldi — Maldigri! jetzt hab ich sie Beide!« mich zuerst aufmerksam machte und ich forteilte, Sie aufzusuchen."

„Ich kann unmöglich glauben," beruhigte der Dechant, „daß hier auf der andern Seite der Erdkugel nach so vielen Jahren noch die Proscription der Regierung Bedeutung haben und Ihnen, mein Freund, Gefahr bringen könnte, es sei denn, daß — —" Sein Blick wurde besorgt, denn er gedachte der geheimnißvollen Andeutungen, die ihm so eben noch der Major gemacht hatte.

„Wenn es nöthig ist, daß Sie flüchten, Sir," erklärte der Offizier, „so biete ich Ihnen meine Hilfe und meinen Schutz an. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ein Mann, dem ich wahrscheinlich mein Leben schulde, durch mich in Gefahr gebracht worden."

„Ich erkenne Ihrer Beider Freundschaft und danke Ihnen," sagte der Grieche. „Aber glauben Sie mir, ich bin besorgter um Sie, als um mich, und die Bosheit des Residenten, von dem ich allerdings glaube, daß er mich haßt, kann mich nicht erreichen. Die Entdeckung meines wahren Namens macht es nöthig, daß ich mich einige Augenblicke mit einer andern Person unterhalte; ich bitte Sie aber Beide, diese Stelle nicht zu verlassen, bis ich zurückkehre, — ich beschwöre Sie darum, um Ihrer selbst willen!"

Ehe noch die Engländer ihn näher befragen konnten, entfernte er sich schnell.

In der Thür kamen ihm die Generale, Sir Lytton Mallingham und der Resident mit der Begum von Audh entgegen. Der Rath winkte ihm freundlich zu, als der Major zur Seite trat und dann sich entfernte.

„Dieser Ort," meinte General Wheeler, „wird zu unserer Unterredung der geeignetste sein, da er der entlegenste vom großen Saal ist. Entziehen uns Euer Hochwürden Ihre Gesellschaft nicht," fuhr er zu dem Dechanten fort, der sich entfernen wollte, „wir werden Ihres Rathes und Ihrer Kenntniß des Landes vielleicht bedürfen. Lieutenant Sanders, ich bitte Sie, unsern Wirth aufzusuchen und ihn zu bitten, mit der Rani hierher zu

en. Dann sorgen Sie dafür, daß wir auf eine Viertelstunde gestört werden."

Der Offizier verließ auf diesen Befehl den Saal, während die eingetretene Gesellschaft um einen Tisch niederließ und Lytton Mallingham einige Papiere darauf ausbreitete.

Major Grimaldi hatte unterdeß den großen Saal erreicht und war in die Nähe seiner angeblichen Verwandtin gelangt. Ein Blick benachrichtigte sie, daß er Wichtiges mit ihr zu sprechen habe. Die gewandte Frau verstand sogleich den Wink.

„Die Aussicht auf die Volksgruppen ist in der That interessant," sagte sie, sich den hohen Bogenfenstern der vordern Veranda nähernd, „sehen Sie, Monsieur Colonel, das Spiel der Mondbeleuchtung mit den Reflexen der Feuer? Bitte — reichen Sie mir meinen Shawl, Capitain, ich möchte jene Spiele der chinesischen Jongleurs in größerer Nähe sehen."

Indem sie die beiden nächsten ihrer Anbeter beschäftigte, winkte sie dem Major. „Treten Sie näher, schöner Cousin, und leihen Sie mir Ihren Arm, wenn Ihre wilde Amazonen-Königin nicht etwa Ihre Dienste begehrt. Sie haben mich in der That zu lange vernachlässigt und ich werde Sie dafür bestrafen, indem Sie mir eine ganze Viertelstunde lang von Ihren Elephantenjagden und Tigerkämpfen erzählen sollen."

Und ihn scherzend mit dem Fächer auf die Hand schlagend, lehnte die Dame die ihre auf seinen Arm und ließ sich von ihm nach der Balustrade der Veranda führen.

„Sprechen Sie Italienisch," flüsterte sie, „Diese Puddingköpfe reden ein so corrumpirtes Französisch, daß kaum Einer unter ihnen ist, der den Unterschied merken wird."

„Ein unglücklicher Zufall, Madame, hat vor wenig Augenblicken meinen wahren Namen verrathen. Ich fürchte, daß Sie dies kompromittiren wird."

„Wer weiß ihn?"

„Zwei zuverlässige Freunde bis jetzt, — aber außerdem Major Rivers."

„Der Mensch ist gefährlich und seine Bosheit fürchtet nur das Ansehn des Baronets. Lassen Sie hören — war die Rede von unsrer Verwandtschaft?"

„Nein — er weiß blos, daß ich Jonier und von der englischen Regierung geächtet war."

„Sehen Sie dort jenen Burschen, Lady Inglis, wie er die Kugeln in die Luft wirbelt — vraiment! wunderbar! er balancirt dabei das Bajonnet der Muskete auf der Stirn — diese Leute machen merkwürdige Dinge. — Beruhigen Sie sich, dann kann er uns nicht schaden. Der Baronet ist ganz in meiner Gewalt. Die Griechen der Inseln sind verwandt mit vielen Familien Italiens, Ihr Name besonders. Ich werde sagen, daß Sie ihn auf meinen eigenen Wunsch geändert."

„Sie sind unterrichtet, Mylady — das genügt!"

„Heben Sie mein Tuch auf, das ich fallen lasse. Es ist ein Papier darin für Sie, die Abschrift des geheimen Traktats mit dem Premier von Nepal, und Notizen über den Bestand der Bank von Kalkutta und die Stärke der neuen Garnison. Geben Sie sie an Ihre Freunde und lassen Sie mich morgen vor unserer Abreise Ihren Bericht über die Fortschritte der Empörung empfangen. Ich habe Gelegenheit nach Pondichery."

„Ich fürchte, das Gerücht wird unseren Nachrichten zuvoreilen. Delhi und Mirut sind in vollem Aufstand!"

„Mein Gott! und das lassen Sie mich so spät erst hören? Dann kann der Baronet unmöglich seine Reise nach dem Norden fortsetzen. Am Ende droht uns hier schon Gefahr!"

„Waffnen Sie sich mit all Ihrem Muth, Mylady; ich fürchte, Sie werden seiner bedürfen."

„Sie erschrecken mich — man wird mit dem Ausbruch der Emeute doch warten, bis wir in Sicherheit sind? Sie sind verantwortlich für mein Leben und Sir Lytton ist uns zu wichtig, als daß er gefährdet werden dürfte."

„Ich werde Sie schützen, aber die entfesselte Leidenschaft dieser Männer wird Nichts schonen. Sie spielen ein gefährliches Spiel, Madame, — der Brand, den unsre Hand leider schüren half, kann uns Alle vernichten!"

„Wie — bedauern Sie die Dienste, die Sie der Sache Frankreichs geleistet?"

„Ich fürchte, ich habe unrecht gehandelt, indem ich meine Hand bot, das Feuer zu entzünden. Ich bin ein Soldat und

wer[illegible] mit Denen fechten und fallen, die gegen die Unterdrücker mei[illegible]es eigenen Vaterlandes kämpfen. Aber das Spiel der Intrig[illegible]e selbst wird mir mit jedem Tage verhaßter und ich werfe die [illegible]ette von mir, die ich nicht länger tragen will."

„Unsinniger! Sie sind verliebt in die schöne Amazone! Me[illegible]netwegen, erringen Sie sich ein Fürstenthum, aber seien Sie ni[illegible]t undankbar gegen die Absichten Dessen, in dessen Auftrag wi[illegible] nach Indien gekommen. Hüten Sie sich, noch einmal meine Pläne zu durchkreuzen, wie damals in Madras. Wenn ich meinen Schutz Ihnen entziehe, sind Sie bei der Eifersucht dieser Briten gegen alle Fremden verloren."

„Ihr scharfer Blick, Madame, hat Sie dennoch getäuscht. Ich werde meine Pflicht erfüllen gegen den Kaiser, aber auch gegen die Fürstin, in deren Dienst ich getreten bin. Die Schrecken ehrlichen Kampfes sind an sich schon groß genug, nicht daß es noch der Gräuel einer sicilianischen Vesper bedarf, und — ich traue dem lauernden Auge des Tigers nicht, der noch schlimmere Rache als wir zu üben hat. Sein Sie auf Alles gefaßt, Madame — der Nena sinnt auf Furchtbares!"

Brigadier Inglis trat herbei und beendete das Gespräch durch ein anderes über die Ausbildung der Truppen der Rani, die der Grieche leitete. —

Der Maharadschah selbst, der Wirth des Hauses, hatte auf die Botschaft, die ihm der Diener zugeflüstert, den Saal verlassen, und indem er mit derselben unterwürfigen Artigkeit, die er fortwährend gegen seine europäischen Gäste fast geflissentlich an den Tag legte, sich durch die Menge gewunden, gelangte er an den Eingang des abgesperrten Gartens zum Bungalow.

Der Blick, den er von hier aus sich umwendend nach seinem eignen Palast zurückschleuderte, war furchtbar, grauenerregend. Das ganze Aeußere des Nena schien sich mit dem Schritt, den er aus der Gesellschaft that, wie mit einem Zauberschlage verändert zu haben! Die schmeichelnde gefällige Haltung verwandelte sich in eine drohende, die Gestalt selbst schien zu wachsen, und auf seiner breiten Stirn lag ein unsäglicher Schmerz gepaart mit einem unbeugsamen Willen, während aus seinen Augen die Mordlust des Tigers funkelte.

In der That — nicht mit Unrecht hatte er damals in der Arena von San Francisco die Worte gesagt: „ich liebe die Tiger!"

So trat er zu dem Khan, der ungeduldig seiner am Rande des Bassins harrte. „Du hast mich sprechen wollen, ehe das Große geschieht, Fattih=Murad=Khan," sagte der Maharadschah. „Eile Dich, denn der Augenblick naht, in welchem Schiwa jenes Gezücht von Faringi vernichten und der Feuerstrom, der mein Inneres durchtobt, in ihrem Blute gekühlt werden soll. Hast Du Dich bedacht und wirst Du Theil nehmen an dem den Göttern wohlgefälligen Werk, oder verharrst Du noch in dem trägen Schmerz, der die Manneskraft schwächt?"

„Srinath Bahadur," entgegnete der junge Mann mit entschlossenem Ton, — „ehe ich Dir Antwort gebe auf Deine Frage — noch ein Mal, steh' Du selbst mir Rede! wo ist Mahana, die Prinzessin von Lahore, die ich dem Schutze Deines Daches anvertraute?"

„Thörichte Frage — Du weißt so gut wie ich, daß sie verschwunden ist am Tage der Abreise ihrer Mutter, und daß wir erst glaubten, sie habe diese begleitet. Auch der Franke, mein Diener, war mit ihr fort und alle Nachforschungen vergeblich — wir können nicht anders glauben, als daß Beide todt oder daß Verrath im Spiel und das Mädchen von den falschen Faringi geraubt worden ist und wie ihr Bruder in Gefangenschaft gehalten wird!"

„Verräther Du selbst, Du und diese Mahe Tschund, die mein Geschlecht stets betrogen!" rief der junge Sikh. „Du hast sie an Akhbar Jehan, den Prinzen von Delhi verkauft als Preis für seinen Beistand zu Deinen Zwecken!"

„Wahnsinniger Knabe! So wahr Du auf diesem Boden stehst — ich habe die Gewißheit, daß der Leib Deiner Geliebten todt und ihre Seele auf den neun Wanderungen begriffen ist!"

Der Khan schauderte unwillkürlich — gleich als empfinde unbewußt seine eigne Seele die sympathetische Ahnung, daß er mit seinem Fuß in diesem Augenblick selbst auf dem Grab der so heiß Geliebten stand; und mit der gleich unbewußten Antipathie des Hasses gegen ihren Mörder entgegnete er: „Und wenn es

wäre, so trägst Du die Schuld allein; denn Deine Pflicht war es, für ihre Sicherheit zu sorgen, indeß ich fern von hier war."

"Aber Du lügst, falscher Hindu — warum sonst verschwiegst Du mir, daß Delhi die Standarte des Moslem-Propheten gegen die Faringi schon erhoben hat und den Kampf begann?"

"Wie — Du weißt bereits, was ich Dir eben mittheilen wollte?"

"Willst Du mir in den Bart lachen, Srinath Bahadur? Besudele Deinen Mund nicht mit falschen Worten! Seit gestern weißt Du, was in Mirut und Delhi geschehen und daß Akhbar Khan — verflucht sei sein Name — den Aufstand begonnen und die Faringi aus Delhi vertrieben hat. Längst besprochen und eingeleitet war das Geschehene, und für die gefahrlose That hast Du dem bartlosen Knaben, der Moslems Mahana, die Rose von Lahore, gegeben, die ein heiliges Versprechen mir verlobt hat!"

"Du redest irre, Khan — Mahana ist todt, ich schwöre es Dir bei den heiligen Broten! Daß in Mirut und Delhi der erste Schlag geschehen, war ein Zufall. Du weißt, daß heute das große Werk hier begonnen werden sollte. Streite nicht mit Deinen Freunden gegen das Kismet, das sich nicht ändern läßt."

Der Sikhhäuptling wandte sich verächtlich von ihm. "Der Hindu bleibt ein Lügner gegen den Krieger des Pendschab, wenn er den Mund öffnet! Ich war ein Thor, daß ich glatten Worten glaubte, während meine jungen Augen gesehen, wie die verrätherischen Sepoys bei Ferodschah das Blut ihrer Sikhbrüder für die Faringi vergossen! Aber höre, Maharadschah, was Dir Fattih-Murad-Khan, der Sohn Gholab-Singh's, zu sagen hat. Ein Mal hast Du den geheiligten Brauch der Gastfreundschaft verletzt und das Mädchen, das Dir anvertraut war, schutzlos den Händen der Räuber oder Mörder Preis gegeben! Nicht zum zweiten Mal sollst Du das heilige Recht des Gastes auf den Schutz seines Wirthes mit Füßen treten — ich will, daß Du jene Faringi-Männer und Frauen, die Du geladen unter Dein Dach, ungekränkt nach Cawnpur zurückkehren läßt. Dann laß uns morgen offen die Fahne des Kampfes erheben und ich und die Krieger der Sikh's werden an Deiner Seite stehen!"

"Thörichter Knabe — ich sollte das Werk lange gepflegter

Rache selbst aufgeben, die Ferse, die über der Schlange schwebt, ihr den Kopf zu zertreten, wie ein Feigling zurückziehen?"

„Ich warne Dich, Srinath Bahadur!"

„Nimmermehr! Bei den Unterirdischen und allen Dämonen der Hölle! Wer sollte mich daran hindern?"

„Ich!"

Der Maharadschah zuckte verächtlich die Achseln. Dann, nach dem Palast zurückdeutend, fragte er mit drohend zusammengezogener Stirn:

„Weißt Du, Knabe, daß in jenem Hause dort der Tod weilt?"

„Ich weiß es!"

„Und Du wagst es, mir vorzuschlagen, meiner Rache zu entsagen?"

„Deine Rache sei die Befreiung Indiens, der Tod der Schuldigen — nicht der Mord des geheiligten Gastes!"

„Thor! Wer erlaubt der Schlange, die uns gebissen, sich zurückzuziehen, wenn sie in unserer Gewalt ist! — Geh' — ich werde mein Werk auch ohne Dich und Deine falschen Sikh's vollbringen. Du und der kaltherzige Franke, auf den die Rani vertraut, seid nicht die Männer, eine große That zu vollbringen. Srinath Bahadur bedarf Eurer Hilfe nicht!"

„So werde ich Dich hindern daran, zur Ehre Deines Namens!" sagte entschlossen der ritterliche Sikh.

Der Hindufürst wandte sich zu ihm, sein Auge sprühte Flammen, seine Hand fuhr unwillkürlich an den juwelenbesäten Griff seines Handjars. Aber dem kühnen furchtlosen Blick des jungen Kriegers begegnend und von dem Gedanken an das Leid, das er ihm zugefügt, erfaßt — änderte er im Augenblick seinen Entschluß.

Seine Antwort war: „Versuche es!" Dann wandte er ihm den Rücken und schritt zurück nach dem Schauplatz seines Festes. —

Im Garten des Palastes kam ihm Lieutenant Sanders entgegen, ihn und die Rani von Jhansi zu der Conferenz zu bescheiden, welche der Rath und die Generäle begonnen.

Wenige Augenblicke darauf schien der Maharadschah, wieder

ganz in der höflichen, die Oberherrlichkeit der weißen Gebieter knechtisch verehrenden Maske des Hinduwirthes mit der Rani in dem Saal, während der junge Offizier vor dem Eingang Platz nahm, um den Eintritt Unberechtigter zu verhindern.

Nachdem der Maharadschah und die Rani Platz genommen, eröffnete der Rath sogleich die Verhandlungen.

„Da ich morgen bereits weiter nach Agra reisen muß, habe ich geglaubt, daß wir eben so gut hier die Angelegenheiten besprechen können, wegen deren ich zum Theil hierhergekommen. Damit keinerlei Mißverstehen und Mißdeutung stattfinde, wünschte ich, daß die Verhandlung vor beiderseitigen Zeugen geschehe, und die anwesenden, mit den Verhältnissen bekannten Personen werden genügen."

Diese verneigten sich sämmtlich zum Zeichen der Zustimmung.

„Zunächst," fuhr der Rath zur Königin von Audh fort, „wende ich mich an Ihre Hoheit. Durch die Proclamation vom 7. Februar vorigen Jahres hat die Compagnie, unter Bewilligung einer Pension von 150,000 Pfund Sterling, die Regierung von Audh an sich genommen. Wir wollen über die Ursachen nicht einen längst beendeten Streit wiederholen, genug, die Einverleibung ist Thatsache und muß demgemäß betrachtet werden. Zu ihrem Bedauern müssen die Compagnie und der General-Gouverneur dagegen erfahren, daß Ihre Hoheit, der man bewilligt hat, im Palast zu Audh zu bleiben, statt Ihren Gemahl nach Kalkutta zu begleiten, fortwährend neue Intriguen und Proteste gegen die Regierung der Compagnie anspinnen."

„Sage mir, was ich gethan, Sahib, und ich werde Dir antworten," entgegnete die Königin. „Es gehen viele Lügen aus dem Munde meiner Feinde und der Wind hat sie zu Deinem Ohr getragen."

„Zunächst ist hinter dem Rücken der Compagnie die Mutter Ihres Gemahls nach England gereist in Begleitung Ihres Sohnes, um bei dem Parlament und der Königin Beschwerde über die Annexation zu führen, der der König selbst sich doch unterworfen hat."

„Das ist falsch — Du sprichst Wind, Sahib. Der König, mein Gemahl, ist der Gewalt gewichen, aber er hat seinen

Turban in die Hand des Sahib Outram gelegt und keinen Vertrag unterschrieben. Soll der Beraubte nicht das Recht haben, sich zu beklagen gegen seine Unterdrücker?"

„Die hohe Compagnie," sagte der Rath ruhig, „unterdrückt Niemand. Aber der zuchtlosen Wirthschaft in Audh, bei der das Volk zu Grunde ging, mußte ein Ende gemacht werden. Es ist der Regierung sehr wohl bekannt, woher der Widerstand des Königs kommt, der ein schwacher, nur von Weibern und Eunuchen beherrschter Fürst ist. Du selbst, Hoheit, bist die Ursache, Deine fortwährenden Aufreizungen und Ermahnungen stacheln ihn zum Eigensinn, ja zu Umtrieben und Verschwörungen gegen die Regierung, die ihn das Leben kosten können!"

„Die Compagnie möge beweisen, was sie durch Deinen Mund sagt!"

Der Rath öffnete ein Portefeuille und nahm zwei Briefe heraus, die er ihr vor die Augen hielt.

„Kennst Du diese Schreiben?"

Einen Augenblick entfärbte sich die entthronte Fürstin, dann — einen raschen Blick auf den Maharadschah werfend, wie um sich Beistand zu sichern — entgegnete sie mit Hohn: „Ich wußte nicht, daß die Faringi-Regierung Briefe stiehlt!"

Der Rath erröthete bis über die Stirn und sah die kecke Frau drohend an: „Wenn es die Interessen des Staates gilt," sagte er ziemlich heftig, „hat die Regierung das Recht, die Correspondenz verdächtiger Personen zu überwachen. Ja, es ist ihr sogar die Anzeige zugekommen, daß Ihre Hoheit dem Mißvergnügen, das sich bei einigen Sepoy-Regimentern gezeigt, nicht fremd sein sollen. Ich bin hier, um Sie zum letzten Mal zu warnen, und Sie aufzufordern, diese Entsagungsakte auf den Thron von Audh für sich und Ihre Familie zu unterzeichnen."

„Und wo ist die Unterschrift des Königs, meines Gemahls?"

„Der König wird sich nicht weigern, zu unterzeichnen, wenn Ihre Hoheit ihm mit Ihrem Beispiel voran gegangen. Die Compagnie verpflichtet sich, Ihnen, außer der Pension Ihres Gemahls, 60,000 Rupien jährlich auszusetzen."

„Aber wenn ich mich weigere?"

Die Stirn des Rathes furchte sich. „So wird man die Mittel finden, Ihre Hoheit zu zwingen.“

„Welche, Sahib Rath?“

„Man wird die Pension des Königs einziehen und ihm und Ihnen den Prozeß wegen Hochverraths machen. Hier ist das Dokument, Hoheit, vollständig ausgefertigt, und hier die Urkunde der Pension; ich bitte, unterzeichnen Sie.“

„Möge die Hand verdorren, die es thut,“ rief kräftig die Begum. „Glauben die Faringi, daß eine Hindumutter das Erbe ihrer Kinder verkauft?“

„Ich sagte es Ihnen im Voraus, Sir,“ bemerkte General Wheeler, der genug Indisch verstand, um den energischen Protest der Begum zu begreifen. „Das Weib ist störrisch wie ein wildes Pferd und die Nachsicht Seiner Herrlichkeit des General-Gouverneurs mit ihrem Treiben hat sie vollends verdorben.“

„Urtheilen Sie nicht so streng, Excellenz,“ fiel begütigend der Dechant in französischer Sprache ein. „So nothwendig die Annexation dieses Landes gewesen sein mag, so hart muß sie den Betroffenen erscheinen, und Sie wissen, man urtheilt in Europa selbst sehr verschieden darüber.“

„Was weiß man in Europa von unseren Verhältnissen,“ erwiederte der Rath barsch. „Wir haben unsere Privilegien und man wird sich hüten, dieselben noch weiter zu verletzen.“

„Aber das Privilegium der Compagnie läuft mit dem Jahr Achtundfunfzig ab.“

„Genug, ehrwürdiger Herr! bis dahin wenigstens — und ich hoffe zur Ehre der Gerechtigkeit der englischen Nation auch noch länger — sind wir die Herren dieses Landes, und gerade nur diese falsche Humanität wäre das Mittel, es zu verlieren. — Sie haben bis morgen Mittag Zeit, Hoheit, sich zu bedenken,“ wandte er sich an die Königin. „Ich breche nach der Siesta auf und werde bis dahin Ihre Unterschrift erwarten. Weigern Sie dieselbe, so zahlt die Compagnie die Pension nicht weiter und General Lawrence hat die nöthigen Instruktionen in Betreff der Ueberwachung Ihrer Person. Diesem Spiel orientalischer Intrigue muß ein Ende gemacht werden.“

Die Begum sah ihn mit einem höhnischen Blick an, bewahrte aber ein stolzes Schweigen.

„Es thut mir leid, Hoheit," fuhr der Rath fort, zu dem Maharadschah gewandt, „daß ich in Ihr schönes Fest politische Verhandlungen und die Strenge der Regierung gegen eine Dame mischen muß, die wir gern schonen möchten. Ich bin überzeugt, daß unsere eigenen Angelegenheiten bei Ihrer Anhänglichkeit für die Sache der britischen Herrschaft sich leichter ordnen lassen werden."

Der Maharadschah legte die Hand auf das Herz und verneigte sich mit falschem Lächeln. „Möge die glorreiche Compagnie noch tausend Jahre leben und die armen Hindu's gebildet und glücklich machen! Die Faringi werden keinen treuern Freund in diesem Lande haben, als Srinath Bahadur, den Sohn Bazie Rû's," betheuerte er, sich der englischen Sprache in der ihn betreffenden Unterredung bedienend. „Ich verlange Nichts als Gerechtigkeit."

„So sagen sie Alle," meinte der Rath, „ohne zu bedenken, daß den Interessen des Staates oft die persönlichen Ansprüche nachstehen müssen. Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, Hoheit, daß Sie Feinde zu haben scheinen, die gegen Ihre Wünsche auftreten und selbst Ihre Treue zu verdächtigen bemüht sind. Doch — beruhigen Sie sich — General Wheeler hat Ihnen das beste Zeugniß ausgestellt und sich dafür verbürgt."

„Mein Leben gehört der Sache der Faringi," fuhr der Nena in seiner Betheuerung fort. „Was wären wir ohne sie? Bosch — Nichts! ich liebe die weißen Männer, ihre Sprache und ihre Sitten! Der Sahib Resident ist mein bester Freund und wird mir helfen, Euer Excellenz von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung zu überzeugen."

Der Rath lächelte kaum merklich bei dieser absichtlichen Berufung und Major Rivers zeigte eine leichte Verlegenheit, die er jedoch mit seiner gewohnten Frechheit bald überwand. „Ich muß bestätigen," sagte er, „der Maharadschah zeigt große Sympathie für unsere abendländischen Sitten und ich habe mich über seine Ergebenheit nicht zu beklagen. Ich möchte wünschen, daß seine Ansprüche geneigtes Gehör fänden."

„Diese Ansprüche sind es, auf die ich zu sprechen kommen will," sprach der Rath. „Sie haben wiederholt auf Verleihung des Peischwa-Titels und der Pension angetragen, die der verstorbene Peischwa von Bithoor bezogen."

„Ich verlange Nichts als Gerechtigkeit, Sahib Rath. Ich bin der Sohn Bazie Rû's."

„Aber nur sein Adoptiv-Sohn, Sir."

„Die Rechte der adoptirten Kinder sind geheiligt durch tausendjährige Sitte. Kein Indier wagt sie zu bezweifeln!"

„Aber nicht nach unseren Anschauungen und Sitten. Die Compagnie hat bei der Abtretung der Herrschaft des Landes dem verstorbenen Peischwa den Titel und die Pension gesichert, aber nicht das Recht, sie auf jeden Fremden zu übertragen. Bedenken Sie selbst, welche Lasten für alle Zukunft sich die Compagnie durch solche Consequenz auflegen würde."

„Sahib Rath — ich war der Sohn Bazie Rû's noch ehe jener Vertrag geschlossen ward — der Fall steht demnach anders, als Euer Excellenz folgern."

„Die Sache wird sich vielleicht ausgleichen lassen, wenn wir über die zweite Angelegenheit uns verständigen. Sie haben eine Klage bei dem obersten Gerichtshof der Compagnie eingeleitet auf Herausgabe des Erbes eines Verwandten des Peischwa, also angeblich auch Ihrer selbst, des verstorbenen Dyce Sombre, des Enkels der Begum von Somroo."

„Ich will nur Gerechtigkeit, Sahib Rath."

„Gerechtigkeit und immer wieder Gerechtigkeit! Ich versichere Sie, es ist der Wille der Regierung, daß dem geringsten Mann in diesem Lande Gerechtigkeit zu Theil werde!"

„Ich werde Euer Excellenz an diesen Ausspruch erinnern."

„Verstehen wir uns recht — ich halte Ihre Ansprüche in dieser Sache für keineswegs rechtlich begründet. Zunächst wiederhole ich Ihnen, daß Ihre Verwandtschaft mit dem Verstorbenen nur auf den indischen Sitten beruht, aber von keinem englischen Gerichtshof anerkannt werden würde."

„Der Theil des Erbes, den ich hauptsächlich beanspruche, liegt in Indien, nicht in England."

„Aber es ist Ihnen bekannt, daß Sir Dyce Sombre zur

Zeit der Testamentsaufnahme gar nicht testirungsfähig war, daß man ihm wegen Geistesstörung die Disposition über sein Vermögen genommen hatte."

„So behauptet die dabei interessirte Verwandtschaft seiner Gattin, obschon selbst in England namhafte Aerzte das als ein schändliches Unrecht erklärten. Auch ist das Testament nicht in England aufgenommen, sondern in Paris, und wissenschaftliche und amtliche Autoritäten haben die volle Dispositionsfähigkeit meines unglücklichen Verwandten bestätigt."

„Das Testament ist auf eine so seltsame Weise jetzt zum Vorschein gekommen, nachdem es den amtlichen Feststellungen nach in London unter geheimnißvollen Umständen plötzlich verschwunden, daß die Regierung Aufklärung darüber verlangen muß, auf welche Weise Sie in dessen Besitz gekommen sind."

„Der indische Diener meines Vetters, Tukallah, überbrachte es mir nebst allen dazu gehörigen Dokumenten."

„Wo ist der Mann? können Sie ihn als Zeugen stellen?"

„Euer Excellenz wissen, daß das Zeugniß eines Indiers wenig gelten würde vor einem britischen Gerichtshof. Ist Ihnen der Namen Tantiah Topi bekannt?"

„Ein Mahrattenhäuptling, wenn ich mich recht erinnere, nicht vom besten Ruf und stets mit den Feinden der Compagnie unter einer Decke?"

„Er ist, nebst dem ältesten Sohne Gholab Singh's, dem Murad Khan, ein Vertrauter der flüchtigen Rani von Lahore," fügte der Resident bei, „und man hat genügenden Grund, ihm die Entführung Dhulip Singh's und noch manche andere Verbrechen Schuld zu geben."

„Tukallah," sagte der Fürst ruhig, „und Tantiah Topi sind ein und dieselbe Person."

„Dann, Hoheit, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der Name wenig zu Gunsten Ihrer Sache spricht."

„Ich verlange einfach mein Recht, Sahib Rath."

Der Baronet wühlte einige Augenblicke in seinen Papieren, dann, ohne auf den Einwurf des Hindu zu antworten, sagte er: „Sie fordern die großen Besitzungen der alten Begum in Indien, über die, wie Sie wissen, die Compagnie längst verfügt

hat, und außerdem einen bedeutenden Antheil der Erbschaft in England, zu der dort drei rechtmäßige Erben vorhanden sind."

„Ein Erbe, Sir. Der Gattin des Verstorbenen steht nur die ihr bei der Verheirathung ausgesetzte Summe zu, und die eingereichten Dokumente beweisen, daß die eine Schwester nicht die rechtmäßige Enkelin der Begum und von dieser enterbt war."

„Ich muß Ihnen bemerken, Hoheit," sagte der Rath so mild als ihm möglich war, „daß Ihren Ansprüchen die Interessen angesehener und einflußreicher Familien entgegenstehen und daß im besten Fall Ihre Klage zur Entscheidung der Chancery[1]) kommen müßte."

„Der rasche und unbestechliche Gang der englischen Gerechtigkeitspflege, wo es die Rechte der Erben zu vertreten gilt, ist bekannt," erwiederte der Maharadschah mit Hohn. „Lassen uns Euer Excellenz auf meine Ansprüche an die indischen Güter zurückkommen. Nicht mein angeblich wahnsinniger Vetter, sondern schon seine Großmutter, die Begum von Somroo, bestimmte darüber."

„Aber die Bestimmung war thöricht. Der Erbe der Güter soll davon eine Universität in Bengalen gründen und unterhalten. Gesetzt auch, Ihre Rechte auf dieses Erbe wären zu beweisen, so kann die Compagnie niemals gestatten, daß ein so wichtiges Institut von dem Willen und dem Einfluß eines eingebornen Privatmanns abhängt. Ueberdies ist eine Universität in Audh bei dem gegenwärtigen Culturzustand der Bevölkerung ein Unding, ja geradezu gefährlich. Es ist schon traurig genug, daß die Frechheiten der Presse geduldet werden. Es wäre weggeworfenes Geld. Die Regierung hat in sämmtlichen Präsidentschaften Schulen errichtet und kaum der fünfte Theil der Kinder benutzt sie. Die Regierung hat über die Besitzungen seit länger als zehn Jahren verfügt und aus einer neuen Aufnahme der abgethanen Sache kann nur Nachtheil entstehen. Sie müssen Ihre Klage zurücknehmen, Hoheit."

„Wenn es die Compagnie befiehlt — ich bin ihr Knecht."

1) Der durch seine über viele Menschenalter fortlaufenden Verschleppungen berüchtigte Gerichtshof für die Erbschaftsprozesse in London.

„Die Regierung wünscht es. Sie ist bereit, dafür bei dem Direktorium Ihre Ansprüche auf den Peischwa-Titel nochmals zu befürworten.“

„Und mein Recht auf die Pension?“

„Im Augenblick erfordern die Finanzen der Compagnie die möglichste Sparsamkeit. Die Anforderungen, die man von England aus an uns macht, steigern sich mit jedem Tage. Wir werden später die Sache in Berücksichtigung ziehen. Kann die Regierung in irgend einer Weise Ihnen sonst gefällig sein, so äußern Sie Ihre Wünsche. Wir haben mit Bedauern das Unglück gehört, das Sie in — einer Freundin betroffen.“

„In meiner Gemahlin, Sahib Rath,“ unterbrach ihn der Maharadschah.

„In Ihrer Gemahlin denn, Fürst. Ich hoffe, daß die Herstellung der Dame bald so weit erfolgt sein wird, daß ihre Aussagen auf nähere Spuren des Verbrechens leiten können. Ich verspreche Ihnen die strengste Gerechtigkeit und energische Verfolgung der Bösewichter.“

Der Maharadschah erhob sich. „Ich nehme Euer Excellenz Versprechen an und werde Sie daran erinnern! — Darf ich unsere Gäste einladen, einzutreten und das Schauspiel anzusehen, das ich mit meinen geringen Künstlern der hohen Gesellschaft zu bereiten bemüht war?“

„Einen Augenblick noch, Hoheit, ich habe noch einige Worte dieser Dame zu sagen.“ Er nahm ein neues Papier aus seinem Portefeuille und wandte sich zu der Rani von Jhansi.

„Ihre Hoheit zeigen sich unzufrieden mit den Anordnungen der Regierung. Sie protestiren in dieser Schrift gegen die Handlungen unsers bestellten, hier gegenwärtigen, Residenten und beschuldigen ihn einer unberechtigten Einmischung in Ihre Angelegenheiten?“

Rivers warf einen überraschten und gehässigen Blick auf die Rani, den diese mit einem stolz herausfordernden begegnete.

„Was geschrieben ist, ist geschrieben,“ sagte sie mit erhobener Stimme. „Ich verlange Gerechtigkeit von der Compagnie für die freien Fürsten Indiens statt Tyrannei und Unterdrückung!“

„Du sprichst kühn, Dame,“ warnte finster der Resident.

Die Regierung ist zwar gewillt, alle mögliche Nachsicht gegen Dich zu üben, aber sie verlangt Unterwerfung und Dankbarkeit, nicht Trotz und Uebermuth!"

„Unterwerfung?" fragte die Fürstin stolz. „Schanda, die Rani von Jhansi, ist eine freigeborne Fürstin, nicht die Sclavin habsüchtiger Faringi! Sie ist Niemand Rechenschaft schuldig von ihrem Thun, als dem Scindia, ihrem Lehnsherrn und ihrem Gewissen. Dank — wofür? Daß man einen Spion in mein freies Land geschickt und jede meiner Handlungen von angestellten Spähern beschränken läßt?"

Die Generale hatten sich, gleich dem Baronet, unwillkürlich erhoben bei dieser kühnen Sprache der Rani. Das bleiche Gesicht des Rathes — dieses strenge marmorkalte Gesicht, das nie das Lächeln gekannt, und selbst jeden Schein des Empfindens verlernt zu haben schien seit jener furchtbaren Nacht, die ihm den Glauben an Weib und Kind und diese selbst raubte, — es röthete sich von dunklem Zorn und die Adern seiner Stirn schwollen bläulich auf wie züngelnde Schlangen.

„Verwegene! ist das die Sprache gegen Deine Herren, deren Mitleid allein Dich auf Deinem Scheinthron duldet? Die Natter des Aufruhrs und des Verraths zischt aus Dir, und beim Kreuz von Sanct Andreas — sie soll zertreten werden! Das ist der Dank für die Wohlthaten, die England diesem Volke erwiesen!"

„Wenn die Weiber bereits solcher Sprache sich erdreisten," stimmte der Gouverneur von Cawnpur bei, „was haben wir von den Männern zu erwarten? Das kommt von der Nachsicht, mit der man dieser Närrin das Soldatenspielen erlaubt hat."

„Es möchte leicht sein, die Quelle zu sagen, aus der so rebellische Gedanken kommen," sagte der Resident, sein Auge mit Bedeutung auf den Rath heftend. „Man kann nicht vorsichtig genug sein in der Wahl der Umgebung der Fürstin."

Die Rani hatte mit festem, flammendem Blick, die gleich Ebenholz vom Bethel schwarzen Zähne auf die purpurrothen Lippen gepreßt, diesen Worten zugehört. Auf ihrer hohen, schmalen Stirn lag der Hohn des Triumphs und der Haß eines Jahrhunderts der Unterdrückung.

Mit einer wahrhaft majestätischen Geberde streckte sie den mit Ringen bedeckten Arm gegen ihre Gegner aus.

„Meine Herren? Stolze Faringi, die Ihr Euch die Herren und Gebieter in diesem Lande zu sein anmaßt — höret das freie Wort einer Frau, da den Mund der Männer die Furcht und der Verrath geschlossen hält. Frei und mächtig war der Hindu in seinem Lande, ehe der weiße Mann mit der gespaltenen Zunge an seine Küste kam. Der Ruhm Hindostans erklang durch alle Welt, und was Brahma den Menschen an Schätzen und Wissen gegeben, war in diesem Lande. Da kamen die Europäer und baten um Duldung an unseren Küsten — zuerst die Portugiesen, die Holländer und die Franken, zuletzt die verachteten Juden unter den Völkern, die Faringi! Voll Gastfreundschaft nahmen die Hindostani sie auf, aber aus den Gästen sind die Herren, aus den Sclaven die Gebieter geworden. Die Krämer, die Handel treiben, sind die Tyrannen! sie, die feilschten um die Annah's, sie haben den Fuß verrätherisch auf den Nacken freier Völker gesetzt. Mit Betrug und List habt Ihr die Macht gewonnen, und mit dem Fluch von Millionen erhaltet Ihr sie. Betrogen habt Ihr die Fürsten um ihr Eigenthum — unterdrückt die Rechte der Nationen. Nicht der Mann am Kreuz, sondern die Gewalt und das Gold ist Euer Gott — Ihr schändet die Frauen und würget die Kinder als Opfer Eures blutigen Glaubens! Betrug, Habsucht und Verrath sind Eure Waffen — aber reif ist die Ernte und blutig soll die Saat aufgehen, die Ihr gesäet! Ich, ein Weib, deren Rechte Ihr unterdrücken gewollt, künde Euch offen und frei den Krieg! Ich trotze Eurer Herrschaft und will Die schützen, die zu furchtsam sind, ihre eigenen Rechte zu wahren!" Ihre Hand erfaßte die Entsagungsakte der Begum, und in zwanzig Stücke zerrissen schleuderte sie das Papier vor die Füße der Erstaunten. „Wie ich den Zeugen der Willkür vernichte, möge Eure Herrschaft in diesem Lande in Stücke gehen! ich — Schanda, die Rani von Jhansi — biete Trotz der Macht der Faringi und will meine Freiheit mit der Schneide meines Schwertes vertheidigen gegen den Frechen, der es wagte, die Hand einer freien Fürstin zu verlangen, wie gegen alle Tyrannen meines Volkes!"

„Wahnsinnige! — Nur als Gefangene sollst Du die Schwelle dieses Palastes verlassen!"

„Wage es, stolzer Faringi, mich anzutasten! Wahre Dein eigenes Leben, denn Du athmest in der Höhle des Tigers, der kein Erbarmen kennt!"

„Wache herbei! — Rufen Sie Ihre Offiziere, Excellenz! so unerhörter Trotz darf nicht ungestraft bleiben!"

General Wheeler eilte nach dem Eingang des Saales, während der Gouverneur von Audh, ein milder und nachsichtiger Charakter, den Zorn des Mitglieds des großen Rathes von Indien zu beschwichtigen suchte und das Benehmen der Fürstin von Jhansi als das einer fanatischen und durch irgend einen Umstand zum Ausbruch der Leidenschaft gereizten Frau darstellte.

In diesem Augenblick — noch ehe General Wheeler einen Befehl ertheilen konnte, flogen die Portieren der breiten Bogenthüren zur Seite, und auf den Arm ihres Wirthes gestützt, der bei dem Ausbruch des gefährlichen Streites sich rasch entfernt und das geeignetste Mittel, ihn zu enden, ergriffen hatte, trat Lady Mallingham ein, gefolgt von der ganzen Gesellschaft, die im Augenblick den Saal einnahm und für das angekündigte Schauspiel sich placirte. Diener trugen Sessel herbei für die Damen, der Strom der Conversation überwältigte jede Einsprache, und der Rath und die Generale sahen ein, daß dies nicht der Augenblick sei, um den Streit weiter zu führen und verschoben die Ergreifung strenger Maßregeln, gewiß, daß die Trotzige ihrer Strafe nicht entgehen könne.

Unbekannt mit dem, was vorgegangen, lud ein Wink der Lady die beiden indischen Fürstinnen ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen, während die Damen sich im Halbkreis gruppirten. Der Rath, die beiden Generale und der Dechant hatten gleichfalls im Kreise Platz genommen, und hinter den Sesseln sammelte sich die Menge der Offiziere und der vornehmen Eingebornen, die der Sahib zu dem Feste geladen.

Bei der steten Absonderung, die zwischen den englischen und den eingebornen Offizieren selbst in einem und demselben Regiment herrscht, indem die Briten die Hindu's von ihrem Umgang

systematisch ausschließen, konnte es selbst einem weniger unbefangenen Auge, als der größte Theil der Gesellschaft dem Umstande gönnte, nicht auffallen, daß die Sepoy-Offiziere sich im Hintergrund zusammendrängten, gleichsam die Ausgänge besetzt hielten, und bedeutsame Blicke und heimliche Reden mit einander wechselten.

„Nun, Hoheit," sagte die Lady Baroneß zu dem Maharadschah, „wir sind voll Erwartung des Schauspiels, das Sie uns versprochen. Man hat mich versichert, daß Sie ein großer Verehrer der Dichter Frankreichs und Englands sind. Ich hoffe, Sie werden uns doch nicht eine der langweiligen Tragödien Racine's oder gar ein Drama Shakespeares zum Besten geben, sondern ein indisches Original, etwas Nationelles, Besonderes?"

„Mylady, Sie müssen vorlieb nehmen mit dem, was wir armen ungebildeten Hindu zu geben vermögen. Aber, auf meine Ehre, ich verspreche Ihnen, es ist ein Original."

„Bitte, geben Sie mir das Programm dazu. Was wird es sein — ein Schauspiel — der Versuch einer indischen Oper, in der chinesische Sänger unsere Ohren zerreißen? eine indische Göttermythe oder eine malayische Gaukelei?"

„Es ist eine Rhapsodie, Mylady, deren Text ich selbst den Versuch gemacht habe, in englische Verse zu übertragen. Sie ist dem Kadambari [1]) das Vanabhatta nachgebildet und wird nach der Sitte der Franken durch stumme Gruppen dargestellt werden."

„Also lebende Bilder — und Sie selbst der Dichter, Hoheit? das ist reizend. Ihr Fest, muß ich gestehen, läßt Nichts zu wünschen übrig und war so schön, wie ein orientalisches Ballet in der großen Oper. Ich gebe Ihnen zum Dank dafür die Erlaubniß, meine Hand zu küssen, Prinz, und bedauere nur Eines bei meinem Besuch."

„Und darf ich fragen, welcher Umstand so unglücklich gewesen ist, Ihrer Herrlichkeit Mißfallen zu erregen?"

„Nicht mein Mißfallen, Hoheit — verändern Sie meine Worte nicht! Ich spreche nur mein Bedauern aus, daß es mir nicht vergönnt war, neben diesen indischen Damen auch die Schönheit unserer Wirthin kennen zu lernen, der es gelungen, die Liebe

---

1) Ein berühmtes indisches Liebes- und Heldengedicht.

des berühmten Maharadschah von Bithoor so wunderbar zu fesseln."

Der Hindufürst verneigte sich. „Ich werde die Ehre haben, Mylady, meine Gattin Ihnen vorzustellen, ehe das Fest zu Ende ist."

„Wie, Hoheit — ich glaubte, Lady Margaretha sei durch Krankheit abgehalten, hier zu erscheinen?" fragte verwundert die Dame.

„Die Fürstin von Bithoor, Mylady, kennt ihre Pflicht zu gut, um nicht in diesen Hallen mit mir ihre Gäste empfangen zu haben."

Die Antwort des Maharadschah war so laut und fest gesprochen, daß außer der Lady Mallingham verwundert mehrere der Umsitzenden aufhorchten und den Mund zu Fragen öffneten.

In diesem Augenblick rief General Wheeler herüber: „Den Titel Ihres Schauspiels, Freund Bahadur? Sie haben uns noch dessen Namen nicht gesagt."

Der Nena trat zurück und näherte sich der Bühne. „Es ist ein Gedicht des Subandhu, Sahib Excellenz, und führt den Titel: Die Rache des Liebenden! — Srinath Bahadur hat die Ehre, die hohe Gesellschaft um die Erlaubniß zu bitten, sein Spiel beginnen zu dürfen."

Und in der tiefen geflissentlichen Demuth, mit der er sich verbeugte, lag ein unverkennbarer Sarkasmus und Hohn, und während er die Hand erhob, das Zeichen zu geben, begann sein dunkles Auge sich zu entschleiern und flog mit dämonischer Freude über den glänzenden Halbkreis, der ihn umgab.

Drei Schläge des Tamtams erschütterten die Nerven der Hörer und dann schmetterte eine rauschende wilde Musik durch den Saal von Cymbeln und Flageolets, Hörnern und der indischen Trommel, vermischt mit dem schrillen Ton der Becken und des Triangels, wie sie der orientalische Geschmack liebt bei seinen Festen und Aufzügen.

Und aus dem wirren Getön dieser Musik, verborgen von dem Vorhang der Bühne, erhob es sich in sehnsüchtigen, lockenden Klängen, wie der Gesang der Buburubul, des Vogels der tausend Lieder, ein flötender Klarinetton, herzdurchbebend, träumend in

süßer Melancholie, als malten die Töne die Erinnerungen einer süßen und unglücklichen Liebe. Hinter dem Vorhang hervor trat eine ernste Greisengestalt, gehüllt in weiße wallende Gewänder, den schmalen Goldreif der indischen Barden um das lang flatternde Haar, den weißen ehrwürdigen Bart bis auf das rothe Brahminenzeichen herabfallend, welches das Gewand auf der linken Brust schmückte. Und während die süßen, schmelzenden Töne der Nachtigallenmelodie wie im fernen Echo verklangen, kauerte der greise Sänger sich zur Seite des Inderfürsten auf der Rampe der Bühne nieder und seine Finger rauschten über die Saiten der Laute, die er im Arm trug.

Dann — in dem einfachen, halb singenden Rythmus des indischen Recitativs entströmte der Wortlaut der Ghaselen in hindostanischer Sprache seinen Lippen.

Alles schwieg, neugierig durch den seltsamen Eingang des versprochenen Schauspiels. Jetzt erhob der Maharadschah die Hand und auch der indische Sänger schwieg. Aus seinem Arm nahm der Nena die Laute, mit kräftigem Accord griffen seine Finger in die Saiten und das Auge zur Decke erhoben, gleich den römischen Improvisatoris, wiederholte seine volle wohllautende Stimme die Ghaselen in freien englischen Versen nach dem Muster seines Lieblingsdichters, des abenteuerlichen Lord, der in Missolunghi sein Grab fand.

„Golden sind Surikha's Locken,
Wie der Sonne lichter Strahl,
Der der Blüthen duft'ge Glocken
Küßt im Himalaya-Thal.
Ihre Augen sind Saphire,
Eine Palme die Gestalt,
Und dem Säuseln der Zephyre
Gleicht des Lächelns Allgewalt.

Weiße Perlen sind die Worte,
Die aus der Rubinen-Pforte
Ihrer Lippen, den Korallen
Ihrer Zähne süß entfallen.
Wie der Antilope Kosen
Tritt ihr Fuß den Rasen nur,
Und ihr Odem gleicht der Rosen
Duft auf Schiraz sonn'ger Flur. —

An des Indus gelben Wellen,
In dem fernen Lande Sindh,
Unterm Zelt aus Löwenfellen
Lebt der Khan von Samarkind.
Stolz entsprossen aus dem Saamen
Mächt'ger Helden, ist der Namen
Tarapida's hoch bekannt
Durch das weite Inderland.
Seine Faust erschlägt den Tiger,
Nur in Wohlthun sucht er Lohn,
Und als treubewährter Krieger
Steht er an des Sultans Thron."

Wieder rauschte die wilde Musik hinter der Gardine in den kriegerischen Klängen der Cymbeln und Becken auf, gleich als wollten sie den Ruhm des jungen Helden verkünden, den das Lied des Inderfürsten besang, der jetzt dem greisen Barden die Laute reichte, fortzufahren in seinem Text.

Und wiederum übersetzte er der Gesellschaft die Verse, den Tonfall mit leichtem Ausdruck wechselnd:

„Und von Kashmirs schönem Kind
Hört der tapfre Held von Sindh.
Da entbrennt in Liebesgluth
Ihm das Herz, wie jäh die Fluth
Von des Monsoons Hauch gefüllt
An Surata's Küste schwillt.
Und er zieht zum fernen Land
Und er holt mit tapfrer Hand
Von dem Fuß des Dwalagir
Die Rose sich von Kashemir!
Und der Löwe von dem Sindh
Wird zum schuldlos frohen Kind.
Denn des Cama 1) Huld verhieß
Ihm der Liebe Paradies.
Von Kammari 2) bis Kabul
Singt die süße Burbul
Keinen Glücklichern ihr Lied,
Als Surikh' und Tarapid!"

---

1) Der Gott der Liebe.
2) Die südlichste Spitze Indiens.



Unter den zarten Molltönen der Flageolets rauschte der Vorhang zur Seite, und ein staunendes Ah! der Versammlung begrüßte das reizende Bild, das sich den Blicken zeigte.

An dem breiten Stamm einer Banane auf grünem Rasenteppich ruhte zwischen Rosen und Geranienbüschen ein Liebespaar, der Mann, eine prächtige Kriegergestalt in der malerischen Tracht der ritterlichen Afghanenstämme, Säbel und Schild zur Seite, das Haupt im Schoos eines schönen Mädchens mit köstlich blondem Haar, in die weiche blaue Tunika der Frauen der tübetanischen Hochgebirge gehüllt.

Wer Major Rivers beobachtet hätte, wie er auf das blonde Frauenbild starrte, würde gesehen haben, wie sein Antlitz sich mit fahler Blässe überzog.

Das Antlitz dort oben auf der Bühne unter dem Bananenbaum und dem Goldschleier des Gewebes von Thibet war ein ihm bekanntes — es glich Narika, der Odaliske von Kashemir, die dem Brand der Zenanah entflohen war, wie eine Rose der andern.

„Ma foi! Sehen Sie, meine Liebe, das Gesicht jenes Afghanen-Kriegers — gleicht es nicht zum Erstaunen unserm liebenswürdigen Wirthe selbst?“

„Ich glaube, es ist Baber-Dutt, sein Bruder, der die Rolle übernommen,“ erwiederte Miß Wheeler.

„Und das reizende Geschöpf, das die Heldin des Gedichts darstellt, — wahrhaftig, das Bild ist entzückend und könnte in den Salons von White Hall oder der Tuilerien dargestellt werden!“

Zusammen rollte der Vorhang und verhüllte die Gruppe vor den Augen der Zuschauer. Wieder rauschte der Accord der Saiten und die Hindostani-Verse flossen von den Lippen des greisen Barden.

Und der Bahadur übersetzte die Verse, während wie in weiter Ferne die wilde Musik seines Volkes hinter dem Vorhang erklang.

„Die Dämonen sind dem Glücke
Feindlich, das uns Cama giebt,
Und in ihrer Bosheit Tücke
Hassen sie, was treu sich liebt.

Hin zu seinem Sandelthore[1])
Ruft der Sultan von Lahore
Seinen Krieger Tarapiba.
Und er läßt zurück Surikha,
Auf den Schutz des Bruders bauend,
Und der Treu' des Freundes trauend.
Hassan war wie er ein Krieger,
Und er hat das Zelt und Mahl
Von dem edlen Hindusieger
Schon getheilt wohl hundert Mal.
Doch im Stillen neidet er
Seiner Liebe Glück ihm schwer,
Und als Tarapiba fern,
Raubt er ihm des Lebens Stern! —
Jene zarte Frau'n-Gestalt
Bricht des Schändlichen Gewalt.
Tückisch stürzt er in's Verderben
Ihren Bruder, denn sein Sterben
Ist die Losung seinen Lüsten,
Und er schwelgt an ihren Brüsten
Und entehrt den zarten Leib
Mit Gewalt des Freundes Weib!"

Wilder und wilder rauschten die Accorde! —

„Nicht die Schande selbst bereuend,
Doch der That Vergeltung scheuend,
Birgt er in dem Schooß der Erde,
Daß sie nimmer kundbar werde,
Jetzt Surikha, bis der Götter
Wort den Rächer und den Retter
Ihrem Jammer endlich weckte,
Den des Wahnsinns Nacht bedeckte!"

Und wie ein Beben ging es durch den Saal — kein Laut wagte sich zu rühren — denn selbst auf den stolzen und kalten Männerherzen lag es wie furchtbare Ahnung des Kommenden — die Gewißheit, daß die Verse des Hindufürsten eine entsetzliche Bedeutung hätten!

---

1) Die berühmten und kostbaren Thore des Tempels von Lahore aus Sandelholz, die bei der Eroberung des Pendjab von den Engländern geraubt wurden.

Bleiche Frauengesichter sah man im Kreise, und in den Augen Editha's glänzten Thränen des Mitgefühls, während ihre Blicke angsterfüllt in dem Kreise der Männer die Gestalt des Retters suchte, der ihr und den Ihren Schutz gelobt vor der Rache des Nena.

Auch das Antlitz des Residenten war bleich — aber die Lippen zusammengepreßt, die Stirne in dunklen Falten und das Auge mit trotziger Drohung auf seinen Gegner geheftet, stand er auf den Säbel gestützt regungslos in der Mitte der Offiziere.

Ohne dem indischen Barden die Laute zurückzugeben und seinen Gesang abzuwarten, that der Hindufürst einen Schritt auf den Kreis der Gäste zu; aus seinem Angesicht schien das Blut gewichen, in seinen Augen glühte es, als habe ihn selbst der Wahnsinn erpackt, — einen schrillen Akkord riß seine Hand über die Saiten und dumpf und dennoch verständlich, bis in die fernsten Ecken des Saales, grollte seine Stimme, als er in dieser dämonischen, erschütternden Improvisation fortfuhr:

„Wollt Ihr schau'n das Ungeheure,
Wollt Ihr sehn, Ihr zarten Frauen,
Wie das Liebste und das Theure
Untergeht in Leid und Grauen? —
Wagt Ihr, was, noch jetzt zu fragen,
Tarapiba's Herz erfüllt?
Weibern nur gehört das Klagen,
Doch dem Rächer jenes Bild!"

Auseinander fuhr der Vorhang — in dunklem Kerkergewölbe, auf feuchter Binsenmatte kauerte die Jammergestalt der Hindufrau mit dem bleichen Angesicht, den starren Blicken des Wahnsinns, die zerstörten blonden Locken durch die hageren Finger gleiten lassend, und von den weißen Lippen schien Ophelia's Schmerzenslied zu zittern.

Und ihr zur Seite standen zwei Männer, einer in der einfachen Tracht der Ganges=Schiffer, den blanken Stahl drohend geschwungen in der Rechten, die Linke den weiten arabischen Mantel erfassend, der die scheu fliehende Gestalt des Zweiten verhüllte.

Ein Schlag des Tamtam durchdröhnte gellend den Saal,

wie der Ruf des Weltgerichts, der die Gräber spalten und die Verbrecher vor dem Throne Gottes entlarven wird.

Nieder fiel der Mantel des Fliehenden, seine Kleidung, sein Antlitz wurden sichtbar den hundert fragenden Augen — —

„Goddam! — Das ist Rivers, wie er leibt und lebt!"

Der Ruf des Doctor Brice schien wie ein electrischer Schlag die allgemeine Erstarrung zu lösen.

Die Generäle und der Rath erhoben sich; — Unwillen in den rauhen, von Alter und Strapatzen verhärteten Zügen, trat der Gouverneur von Cawnpur auf den Nena zu, dessen Auge mit starrem, furchtbarem Ausdruck auf dem Verfehmten haftete.

„Ich muß gestehen, Hoheit, das ist kein Spiel für ein Fest! Ich habe Ihre Launen und Excentricitäten immer mit Nachsicht behandelt und Sie protegirt, aber diese offenkundige Beleidigung eines britischen Beamten und Offiziers geht zu weit. Ich muß Erklärung fordern — was beabsichtigen Sie mit dem Mummenschanz?"

„Gerechtigkeit!"

Die Stimme des Nena dröhnte durch den Saal, als er das eine Wort sprach.

„Gerechtigkeit? — Seine Excellenz der Herr Rath hat Sie vorhin bereits darauf aufmerksam gemacht, daß das Wort eine vage Bedeutung hat. Für was und gegen wen verlangen Sie Gerechtigkeit?"

„Gegen die Entführer meines Weibes, Mahathma!" [1])

„Wir beklagen Alle Ihr Unglück, aber Sie selbst wissen, daß die Dacoits, welche das Verbrechen wahrscheinlich begangen, noch nicht zu ermitteln waren."

„Die Verbrecher sind hier!"

„Hier? — Enden Sie endlich die Räthsel, Hoheit, in denen es Ihnen zu sprechen beliebt. Wo sind die Schuldigen?"

„Dort!"

Seine Hand wies auf den Residenten.

„Also doch — Sie wagen es, die Anklage Ihres Bildes mit Worten zu wiederholen?"

---

1) Sir!

„Ich wage es! Bei den heiligen Broten — bei dem Gekreuzigten der Christen — dieser Faringi ist der Räuber und Mörder meines Weibes!"

„Der Mörder?"

„Ja, Sahib General! Meinst Du, Srinath Bahadur werde das Lager seines Weibes verlassen, um den Fremdlingen seine goldenen Säle zu öffnen, wenn ein Hauch des Lebens noch auf den Lippen der Geliebten war? Schaut hin und seht das Opfer der Lüste eines weißen Mannes!"

Er streckte die Hand nach der Bühne — die Gruppe von vorhin war verschwunden, nur der Hindu-Schiffer noch zeigte sich den Blicken und neben ihm ein offener Sarg von Sandelholz mit den weißen und rothen Blüthen der Orangen und des Lotus. Auf dem Blumenkissen, in das weiße Gewand von indischem Mousselin gehüllt, lag eine bleiche abgezehrte Gestalt, das Auge geschlossen, die blonden Locken um das Todtengesicht — Margarethe O'Sullivan, die Gattin des Maharadschah von Bithoor!

„Es ist falsch — erlogen, was er spricht!" schrie der Resident durch die grauenhafte Stille, die sich bei dem Anblick über die ganze Gesellschaft gelagert. „Wird man der Lüge eines verrätherischen Schwarzen mehr glauben, als dem Wort eines britischen Offiziers? — Wo sind die Zeugen für seine wahnsinnige Anschuldigung? Soll diese Todte es sein, die ihres Verstandes beraubt gestorben ist?"

„Die stummen Gräber nehmen die Todten auf — aber sie geben sie auch wieder zurück zur Stunde des Gerichts," sagte ernst der Maharadschah mit Hoheit. „Und die Gräber sollen sprechen, um Deine Tücke anzuklagen und zu verdammen für Zeit und Ewigkeit!"

Und hinter dem Sarg der schändlich geknickten Blume des grünen Irlands erhob sich eine seltsame Gestalt, ein Mann, bleich und leidend — kein menschenähnliches Angesicht mehr und dennoch fast Jedem bekannt in den Reihen der erschrockenen Gäste. Frei und offen war die schöne Männerstirn, von blondem lockigem Haar umspielt, das blaue Auge voll Gram, der obere Theil der Wangen und die Nase schön und edel geformt, in unverkennbarer

Aehnlichkeit mit dem Leichenantlitz der Todten. Aber eine dunkle Höhlung gähnte statt des Mundes — ein Gewebe zerrissener und vernarbter Muskeln und zerschmetterter Knochen bildete den untern Theil des Gesichts statt Schlund und Kinn, entsetzlich anzuschauen, noch entsetzlicheres Leid dem Verstümmelten selbst.

Die Gestalt, im europäischen Anzug eines Gentleman-Reiters, aber ein großes Tigerfell mit silbernen Klauen um die Schultern gleich einem Mantel geschlungen, trat langsam hinter dem Sarge hervor und mit schwankendem Schritt die Stufen der Bühne nieder, gerade auf den Residenten zu, der entsetzt, wie vor der Erscheinung einer andern Welt, zurückwich und die Lehne eines Stuhls mit zitternder Hand erfassen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Dann blieb die Jammergestalt, die sich nahte, auf ihrem Wege stehn und hob die Arme gen Himmel.

Jetzt sah man, daß beide Aermel leer waren vom Ellbogen-Gelenk — dem Mann fehlten die Arme und Hände.

„Der Teufel soll mich holen," sprach Doktor Brice, indem er die Gläser seiner Brille abwischte, — „wenn da nicht wirklich das Grab seine Beute herausgegeben hat! Ned, mein Bester, wer hat die wundervolle Kur an Ihnen gemacht?"

„Eduard O'Sullivan," tönte die Stimme des Nena — „armer unglücklicher Bruder! zeige uns den Mörder Deiner Schwester!"

Und der Verstümmelte wankte weiter auf den Residenten zu, der zerrissene Schlund bewegte sich, als wolle er Worte von sich geben, aber nur der pfeifende Athem der Brust war zu hören, — nur in den Augen flammte der Strahl dessen, was die Lippe nicht mehr zu stammeln vermochte.

So trat er dicht heran an den Mörder seines Lebens und legte die beiden verstümmelten Arme auf dessen Brust.

Mit Gewalt hatte der Resident seinen Trotz und seine Fassung zurückgerufen. Ein egoistischer Bösewicht in jeder Ader, war er doch ein Mann von großem persönlichen Muth und Nichts fürchtender Kühnheit, wo es die Verfolgung seines Willens galt, wie wir ihn bereits an den Ufern des Somo gesehen. Er fühlte, daß er von Todfeinden umgeben und daß nur

der Trotz der Frechheit sein Spiel zu retten und seine Gegner zu entwaffnen vermöge.

Mit diesem Bewußtsein hatte er auch seine volle Kaltblütigkeit wiedergewonnen, und sein trotzig höhnender Blick überflog und prüfte die Zahl dieser Gegner, um einige Augenblicke Zeit zu gewinnen.

In der That, sie war nicht klein! Dort der Maharadschah mit den das Furchtbarste verkündenden Falten der Stirn — an die Wand der Bühne gelehnt der Schiffer der arabischen Praua, gleich dem Löwen der Kaffern-Thäler zum Sprunge bereit auf seinen Feind — dort an den Nena gedrängt, der Babu, der Vater des Mädchens, das er in sein Harem geschleppt, — die Jammergestalt des so teuflisch geopferten vertrauenden Freundes — und da der triumphirend stolze Blick der Hindufürstin, der er noch vor kaum einer Stunde Hand und Namen geboten, und deren höhnende Verwerfung seine Schande begonnen. „Es freut mich, Ned, daß Sie dem Tode entgangen sind, wenn auch freilich übel zugerichtet," sagte Rivers mit kalter Entschlossenheit. „Warum zum Teufel ließen Sie Ihre Freunde so lange in dem Glauben, daß Sie nicht mehr unter den Lebendigen wären?"

„Schamloser Bösewicht," schnaubte der Nena — „wagst Du es, der Nähe der Todten zu spotten?" Seine Hand lag an dem Juwelengriff seines Säbels. „Richtet Ihr selbst, stolze Krieger der Weißen, zwischen mir und Jenem und sprecht Euer Urtheil, ob er mir gehört? Gebt Gerechtigkeit, wenn Ihr selbst auf das Erbarmen des Tigers hofft!"

Der Resident blickte um sich. Die Mehrzahl der britischen Offiziere war von ihm scheu zurückgetreten, er stand allein in dem Kreise und in vielen Gesichtern erkannte er den offenen Ausdruck der Verachtung und der Mißbilligung.

„Es ist Zeit, daß die Komödie zu Ende geht, denn ich sehe, diese Herren scheinen geneigt, ohne Untersuchung der frechen Verleumdung eines Mohren den Landsmann zu opfern, blos weil jener ihnen prächtigere Feste und Mahle giebt. Ich fordere Ihren Schutz, Excellenz, gegen die Anklage der Bosheit. Der Maharadschah von Bithoor ist ein Verräther — ich klage ihn

an des Einverständnisses mit den Feinden Englands! Jener Mensch dort, den er zu seinem Possenspiel gebraucht, ist ein Deserteur des 74. Regiments, ein Genosse der aufrührerischen Boers und Kaffern am Kap, Peter Prätorius, wie Capitain Delafosse bezeugen wird. Und der Führer der Leibwache jener Fürstin, die noch so eben ihren Haß gegen England kundgegeben, ist ein verwegener Abenteurer und Rebell, auf dessen Kopf Lord Ward in Korfu einen hohen Preis gesetzt, — kein Sardinier, wie man seine Beschützer betrogen, sondern der Jonier Marcos Grimaldi. Mit diesen Rebellen stehen meine Ankläger im Bunde und der Zweck der Anklage ist, denk' ich, deutlich genug!"

Diese geschickte und dreiste Wendung war der Meisterstreich eines gewandten Fechters, und die Aufmerksamkeit und Theilnahme, bisher dem furchtbaren Geschick der unglücklichen Irländerin zugewandt und die allgemeine Stimmung gegen Rivers kehrend, änderte sich rasch zu dessen Gunsten.

Ein unerwarteter Zwischenfall kam der dreisten Läugnung des Bösewichts zu Hilfe.

Vom Eingang des Saales her forderte eine gebieterische Stimme laut den Durchgang: „Depeschen für Seine Excellenz den Gouverneur! Geben Sie Raum meine Herren!"

Durch die sich öffnenden Reihen der Militairs und Damen kam hastig ein fremder Offizier in der Uniform des 6. Garde-Dragoner-Regiments Ihrer Majestät. Sein ganzes Aussehn zeigte von den furchtbaren Anstrengungen einer langen und eiligen Reise. Seine Kleidung und sein Gesicht waren mit Staub und Schmutzkrusten förmlich bedeckt, die Augen blutunterlaufen, eine schwarze Wundbinde um die Stirn bewies, daß er vor Kurzem noch einen Kampf bestanden.

„Wo ist Sir Henry Lawrence, der Gouverneur von Audh? Wichtige Depeschen von General Barnard!"

„Ich bin General Lawrence. Wo kommen Sie her?"

Der Offizier salutirte. Man sah ihm an, daß er so erschöpft war, daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Dennoch übte die militärische Disciplin ihre Gewalt über die Ermüdung der Natur.

„Von Delhi, Excellenz. Diese Briefe besagen das Nähere

und fordern schleunige Weiterbeförderung. Ich habe den Weg in fünf Tagen und fünf Nächten zurückgelegt!"

„Dann muß ein Unglück die Ursache sein. Entschuldigen Sie, meine Damen!" Der General riß das Couvert der Depesche ab und durchflog sie mit den Augen — man sah sein freundliches mildes Gesicht immer ernster werden, die Falten seiner Stirn sich furchen und ein leises Beben der Hand. Die Anklage des Residenten, — der Tod der schönen Margarethe — der falsche Sardinier Maldigri, wie der drohende Zorn des Nena — Alles war vergessen vor dem Interesse an der Botschaft des fremden Offiziers, und die Engländer umdrängten fragend und vermuthend den General.

„Die Sache steht schlimmer, als wir befürchtet haben," sagte dieser, dem Gouverneur von Cawnpur und dem Rath die Depeschen reichend. „Verheimlichung würde wenig nutzen — die Sepoy-Regimenter im Norden sind in vollem Aufstand, Mirut und Delhi sind von den Rebellen genommen, die schändlichsten Morde sind an unseren Landsleuten, an Männern, Frauen und Kindern verübt und der abgesetzte Mogul ist zum Kaiser von Indien ausgerufen worden. General Barnard fordert auf's Schleunigste alle disponiblen Truppen zur Verstärkung!"

Die schreckliche Nachricht, mit Blitzesschnelle sich auch zu den entfernter Stehenden verbreitend, erweckte allgemeine Aufregung. Man umringte den Offizier, der sich ermüdet auf einen Stuhl niedergelassen, und bestürmte ihn mit Fragen und Aufforderungen nach weiteren Mittheilungen. Er schilderte mit fliegenden lebendigen Worten die Gräuel, deren Augenzeuge er zum Theil gewesen, die heldenmüthige Aufopferung der englischen Offiziere und die Explosion des Pulvermagazins, das diese selbst in die Luft gesprengt.

„Danken Sie Gott, Sir," wandte sich Oberstlieutenant Stuart zu dem Dechanten, der mit Entsetzen die Schilderungen anhörte, jetzt erst den Sinn der Andeutungen seines Freundes begreifend, „daß Lady Hunter sich glücklich in Ludhiana befindet, wie Sie uns erzählten — welch schreckliches Loos wäre sonst wahrscheinlich auch ihr zu Theil geworden!"

Der Dragoner-Offizier wandte den Kopf, „Lady Hunter, die

Frau des Dechanten? — Ich weiß Nichts von ihrem Schicksal, aber ich sah sie zwei Tage vorher, ehe das Unglück ausbrach, bei einem Besuch des Lazareths."

Der Geistliche sprang auf ihn zu. „Barmherziger Gott — täuschen Sie sich nicht, Sir? Lady Adelaide, meine Gattin in Delhi? Himmlischer Vater, dann ist sie ermordet von den blutigen Ungeheuern!"

Der Offizier sah ihn theilnehmend an. „Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, wenn ich absichtslos Ihnen eine traurige Nachricht gebracht — ich erkannte Sie nicht gleich und konnte unmöglich Ihre Anwesenheit ahnen. Leider ist es wahr, daß Lady Hunter sich in Delhi befand, sie traf in voriger Woche von einer Reise wieder dort ein. Aber noch ist nicht alle Hoffnung verloren — ich hörte Nichts von ihrem Schicksal. Vielen Frauen und Familien ist es gelungen, sich glücklich aus der Stadt zu retten, andere sollen noch von dankbaren Eingebornen verborgen gehalten werden. Lady Hunter steht auch bei diesen für ihre aufopfernde Güte und Menschenfreundlichkeit in so hoher Achtung, daß ich unmöglich glauben kann, man habe ihr Leides gethan."

Alle in dem Kreise, der sich um den schmerzgebeugten Gatten gebildet, fühlten die geringe Sicherheit des gut gemeinten Trostes, und der Dechant selbst schüttelte zweifelnd das Haupt. „Wo der Mensch zu fanatischer Raserei entflammt, die Schranken der gewohnten Ordnung durchbricht und in dem Blut seiner Brüder sich badet — da kennt er nicht Achtung noch Dankbarkeit und wird zum wilden Thier! Gott der Allmächtige hat die theure Gefährtin an das Herz des Gatten gelegt und sie wieder zu sich genommen! Möge ihr Ende ein leichtes gewesen und ihre Seele bei ihm sein."

Und die strömenden Augen barg er an der Brust des Freundes, der finster und schweigend zu ihm getreten war und ihn an das von gleichem Schmerz zerrissene Herz drückte, um das der Silberpanzer des Gwalior-Kriegers jetzt sich wölbte.

Während dessen hatten die Generale, der [illegible] Rath und mehrere der älteren Offiziere eine rasche Berathung gepflogen und beschlossen, daß General Lawrence sofort nach Lucknow aufbrechen und der

Rath in seinem Schutz sich nach der Hauptstadt des Audh begeben solle.

„Meine Herren und Damen," erklärte General Wheeler mit erhobener Stimme, „die erhaltene Nachricht macht es uns zur Pflicht, auf's Schnellste nach Cawnpur zu eilen. Nach den Ereignissen, die leider schon kurz vorher die Eintracht zwischen den beiden Nationen zu stören gedroht, kann unsers Bleibens hier überhaupt nicht länger sein. Ertheilen Sie Ihrer Dienerschaft die nöthigen Befehle zum Aufbruch."

„Gerechtigkeit, Sahib General!" erklang über alles Geräusch der allgemeinen Bewegung die mahnende Stimme des Nena.

„Das ist keine Zeit, um Ihre Klagen anzuhören und zu entscheiden, Sir," sagte der General mit Strenge, „selbst wenn Sie dieselben auf eine passendere Art angebracht hätten. Bezeigen Sie Ihre gute Gesinnung für die Regierung, indem Sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, nicht noch erhöhen. Später wird sich Gelegenheit finden, Ihre Anschuldigungen zu untersuchen, bis dahin aber warne ich Sie, nicht Rebellen oder verdächtigen Personen Schutz zu gewähren."

Er wollte sich entfernen — der Nena aber stellte sich ihm in den Weg.

„Ihre erste Pflicht ist, Sahib General, Gerechtigkeit für das Verbrechen zu üben. Niemand wird diesen Saal verlassen, ehe der Mörder mir nicht freiwillig ausgeliefert ist!"

„Sie gehen zu weit, Fürst," ermahnte General Lawrence, „beruhigen Sie sich, wir ehren Ihren Schmerz und ich selbst verspreche Ihnen, daß die Sache später ohne Ansehn der Person untersucht werden soll."

„Sie mißbrauchen unsere Nachsicht!" rief der Gouverneur von Cawnpur heftig. „Gehen Sie aus dem Wege und danken Sie es meinem frühern Wohlwollen, daß ich die Beschuldigung des Major Rivers nicht zunächst untersuchen und Sie verhaften lasse bis zum Ausweis über jene verdächtigen Persönlichkeiten, Sie sammt jener Rebellin!" Er wies auf die Rani von Jhansi und schritt vorwärts.

„Sahib General — Du weigerst Dich? Bedenkst Du, was Du thust?"

„Aus dem Wege, Sir, ich dulde keine Frechheit!“

Sir Hugh Wheeler legte zürnend die Hand an das Gefäß seines Degens.

Der Nena lachte höhnisch auf und sprang zurück.

»Ram! Ram! Mahadeo!«

Der wohlbekannte Schlachtruf der Hindu's, den er ausstieß, fand sein Echo in dem donnernden Gegenruf der zahlreichen Sepoy-Offiziere auf allen Seiten des Saales:

»Jai — jai — kar!«

Zugleich entstand unter den Letzteren eine allgemeine Bewegung, sie zogen die Säbel und stellten sich vor die Ausgangsthüren des Saales.

„Was bedeutet das?“ schrie der General. „Verrath — Empörung?“

„Ja Empörung,“ rief der Nena, „und dieser Schurke soll die erste Sühne des befreiten Hindostans sein!“

Und gleich dem Tiger, ohne seine Waffe zu ziehen, stürzte er sich auf den Residenten, erfaßte ihn am Kragen und versuchte ihn aus den Reihen der Engländer zu reißen.

Die That, der ganze Ausbruch der so lange und so geschickt verhehlten Gesinnung des Maharadschah kam Allen so unerwartet, daß Schrecken und Erstaunen selbst die Entschlossenheit der Muthigsten fesselten.

Im ersten Augenblick glaubten die Generale, daß nur das heißer durch die Adern wallende Blut den Nena zu einem Ausbruch der Erbitterung über die vereitelte Rache verleitet hätte, aber die Ueberlegung weniger Augenblicke bewies ihnen, daß dieser Widerstand, diese Auflehnung gegen die englische Autorität eine vorbedachte und vorbereitete Sache sei, deren Folgen höchst gefährlich werden könnten.

„Zu den Waffen, Landsleute! Zeigt den Verräthern, daß britische Offiziere sich vor meineidigen Rebellen nicht fürchten!“ befahl General Wheeler.

„Männer, seid Ihr wahnsinnig?“ rief Sir Hugh Wheeler die Sepoy-Offiziere an. „Steckt die Waffen ein bis auf die Befehle Eurer Oberen! Jeder Ungehorsam würde mit dem Tode bestraft werden!“

Nur das tumultuarische Geschrei und der Ruf: »Jai — jai — kar!« antwortete ihm. Die britischen Offiziere hatten ihre Säbel und Degen gezogen, die meisten aber waren gänzlich unbewaffnet, da sie jene zum Tanz, und um im Gedräng und der Hitze unbelästigter zu sein, in den Vorzimmern abgelegt. Die Frauen wurden ängstlich und begannen nach ihren Männern und Verwandten zu rufen, und sich aneinander zu drängen, obschon die durch eine so lange Reihe von Jahren der unbestrittenen britischen Herrschaft gewonnene Sicherheit und der Uebermuth europäischen Stolzes noch in Keines Sinn die Furcht vor wirklicher Gefahr aufkommen ließ.

Lady Mallingham, die ihr Gatte noch keine Zeit gefunden, wegen der Anklage des Major Rivers gegen ihren angeblichen Verwandten zu befragen, der aber jetzt die Andeutungen des Letztern verständlich geworden, suchte ängstlich mit den Blicken Grimaldi, um sich nöthigen Falls unter seinen Schutz zu stellen. Sie fand ihn, — während alle indischen Mitglieder der Gesellschaft, auch diejenigen, welche nicht in die Verschwörung verwickelt waren und sich auf die Seite des Nena stellten, sich von den Engländern getrennt hatten und abgesondert hielten — nahe bei sich und dem Dechanten stehen, die Vorgänge aufmerksam und mit entschlossener Miene bewachend.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Vetter Maldigri," flüsterte sie, „Sie bürgen für meine Sicherheit!"

Er winkte ihr ungeduldig, ohne sie anzusehen. Seine Blicke waren fest auf die Begum von Audh gerichtet, die gleichfalls mit der Rani, seiner Gebieterin, nach der rechten Seite getreten war, während die Engländer auf der Linken sich zusammenschaarten.

Seine Hand hielt noch immer die des Freundes, der in seinem Schmerz, fast gleichgiltig gegen die Vorgänge um ihn her, seinen Platz nicht verlassen hatte.

Wir haben den Residenten verlassen in dem ihn bedrohenden Augenblick, als die Hand des Nena ihn bereits erfaßt und mit unwiderstehlicher Kraft in die Mitte seiner Todfeinde zu reißen versucht hatte.

Die Vorgänge, die wir in der Zwischenzeit erzählt, gingen so rasch und so gleichzeitig vorüber, daß die Gefahr des Resi-

denten kaum von seinen Landsleuten bemerkt und von Wenigen beachtet wurde.

Zufällig stand der Verlobte der schönen Editha, Lieutenant Sanders, der bisher vergeblich sich bemüht hatte, der Dame sich zu nähern und eine Erklärung mit ihr herbeizuführen, in seiner Nähe. Rasche Entschlossenheit war eine der glänzenden Eigenschaften des jungen Offiziers, den ein längeres Leben, als ihm von seinem wahrhaft furchtbaren Geschick bestimmt war, gewiß zu einer Zierde der englischen Armee gemacht hätte.

Mit einer raschen Bewegung war er an der Seite des Bedrohten und ein kunstgerechter Boxer-Faustschlag zwang den Hindu, sein Opfer loszulassen und machte ihn zurücktaumeln. Ehe er seinen Handjar ziehen, um sich auf seinen neuen Gegner zu stürzen, oder ehe einer seiner Mitverschworenen ihm zu Hilfe kommen konnte, hatte der junge Offizier den Residenten in die Mitte der Engländer gezogen.

Das Antlitz des Nena hatte sich mit dunkler Gluth bei dem Schlage gefärbt, seine Augen flammten jetzt wie die des Tigers, dem seine Beute entrissen wird, und seine Lippen zogen sich über die spitzen glänzenden Zähne zurück, wie die eines Raubthiers.

Er schüttelte seine Hand drohend gegen den Offizier. „Fluch Dir, Faringi! Hundertfachen Tod sollst Du sterben, daß Du gewagt, der Rache Srinath Bahadurs in den Weg zu treten!“ Er sprang zurück an den Aufgang der Bühne. „Faringi!“ schrie er laut, daß seine Stimme allen Lärmen übertönte, während seine Hand sich nach dem Sarge streckte, „stolzes Geschlecht feiler Tyrannen — Eure Zeit ist gekommen, Eure Herrschaft über das tausendjährige Geschlecht der Hindostani zu Ende! Bei jenem Leichnam, des Theuersten, das ich auf der Welt besaß, gelobe ich, kein Mann und kein Weib, die eine britische Mutter geboren, soll lebendig das Haus Srinath's verlassen, wenn Ihr nicht freiwillig den Verbrecher seinem Zorn überliefert!“

„Nimmermehr, frecher Heide!“ zürnte General Lawrence, „wir sind britische Offiziere, nicht feile Söldner, die ihr eigenes Blut verläugnen. Lieber den Tod, als ehrlosen Schimpf! Nehmen Sie die Frauen in Ihre Mitte, Gentlemen, und lassen Sie uns den Ausgang erzwingen!“



„Zum letzten Mal! — gebt Rivers, den Mörder, den Mörder!“ heulte der wüthende Hindu.

„Fest geschlossen! vorwärts!“ kommandirte der greise General an der Spitze der Offiziere, die mit militärischer Disciplin unter zustimmendem Ruf eine Art von Quarré um die zitternden und weinenden Frauen gebildet hatten, und jetzt in geschlossener Colonne, die Bewaffneten voran, zum Ausgang des Saales drängten.

Der Nena schwang mit gellendem Hohnlachen seinen Turban.

Ein Kommandowort erscholl.

Die Sepoy-Offiziere wichen zu beiden Seiten zurück und gaben den Raum zwischen den Säulen, welche die Zugänge bildeten, frei — die Engländer drängten rasch darauf hin.

Da flogen die schweren Teppiche, die als Portieren dienten, zur Seite, und hundert Gewehrläufe und glänzende Bayonnete starrten ihnen entgegen, — dahinter die broncedunklen wilden Gesichter, die weißen Rache und Tod drohenden Augen der aufrührerischen Sepoys.

Bestürzt wichen die Engländer zurück, ihre Blicke flogen umher, einen andern Ausweg zu suchen.

Der Nena klatschte in die Hände.

Auf dies Zeichen ging die hintere Gardine der kleinen Bühne aus einander, und etagenweise hinter einander aufgestellt erblickte man eine rothe Wand von Sepoys, die Musketen im Anschlag, die Tod drohenden Mündungen nach dem Saale gerichtet.

Ein Schrei des Entsetzens erscholl — selbst den Tapfersten erbebte das Herz.

Wiederum ertönte grell und schneidend die Stimme des Nena.

„Liefert den Mörder aus! den Mörder!“

Ein Augenblick des Schweigens, des Zauderns erfolgte, während dessen sich Aller Augen auf General Lawrence, als den Höchstkommandirenden, wandten — aber auch nur wenige Sekunden dauerte das Schweigen und Zaudern, dann erklang fest und entschlossen der männliche Ausspruch des alten Kriegers.

„Nimmermehr! Die Fahne Englands soll durch keine Handlung der Feigheit in diesem Lande entehrt werden. Entlasse die Frauen sicher und ungekränkt, Bösewicht, und wir, die Männer,

wollen mit Dir und jenen Verräthern kämpfen um unser Leben!"

Der Nena lachte höhnisch auf. „Erniedrigen will ich die stolze Fahne Englands zum tiefsten Staube! nicht kämpfen um Euer Leben, das mir verfallen! Sterbt denn in Eurem Trotz, Ihr Verfluchten!"

Er wandte sich nach dem Hintergrund, um den blutigen Befehl zu geben, aber plötzlich änderte sich die Scene auf's Neue.

Mit dem Sprung eines Löwen war der tapfere Führer der Leibwachen der Rani von Jhansi nach der Stelle gestürzt, wo diese und die Königin von Audh standen. Er hatte die Letztere umfaßt und mit Blitzesschnelle mitten in den Saal und vor die bestürzten Engländer getragen, indem er sie hier den drohenden Gewehren der Sepoy's entgegen hielt.

„Wer es wagt, auf jene Frauen und Schuldlosen zu schießen," donnerte seine mächtige Stimme, „der wird das Herz seiner Königin durchbohren. Kämpft mit den Faringi's, Hindostani-Kameraden, aber mordet nicht die Wehrlosen!"

Zugleich mit der raschen und entschlossenen Bewegung Grimaldi's hatte sich ein anderer Mann in orientalischer Kleidung vor die Bedrohten geworfen, **Walding**, der deutsche Arzt, der bisher unter der Menge verborgen, sich schützend vor Editha Highson stellte. Neben ihm erschien, wie sein Schatten, Kassim der Thug, sein Mayadar.

„Bei dem Andenken an die Geschiedene, Fürst, vergieße nicht das Blut der Unschuldigen!"

Sein machtloser Ruf jedoch wäre an der Leidenschaft des Hindu unbeachtet verschollen, wenn die Kenntniß der Sitten und Verhältnisse, die der kühne Grieche bereits besaß, nicht ein wirksameres Mittel erwählt hätte, als den Aufruf an die Menschlichkeit und die Ehre erregter Orientalen, um das Verbrechen aufzuhalten.

Die Person der entthronten Königin galt den Sepoys, deren Heimath größtentheils das Audh war, für heilig und unverletzlich. Sie erhofften in ihr die Wiederherstellung des alten und glänzenden Reichs und begriffen, daß bei einem allgemeinen Feuer auf

die dichtgedrängte Gruppe der Faringi das tödtliche Blei unzweifelhaft auch sie durchbohren mußte.

Viele der Gewehre senkten sich — die wilden Krieger wußten nicht, was sie thun sollten und harrten eines neuen Befehls des Nena.

„Seid Ihr Feiglinge und Verräther gleich jenen Faringi, daß Ihr um einer Drohung willen Eurer Rache entsagt?“ brüllte dieser. „Nieder mit Jedem, der uns in den Weg tritt!“

Das Gemurmel „Die Königin! schützt die Königin!“ ging durch die Reihen der Sepoy's. Noch hatten diese nicht das Blut ihrer bisherigen Gebieter und Kameraden getrunken und waren noch nicht aus Menschen zu wilden Thieren geworden.

Der Hindufürst bemerkte, daß er bei dem ersten Ausbruch des blutigen Kampfes, dessen Führer er werden sollte, in Gefahr war, seinen Einfluß, sein Ansehn zu opfern.

„Schont das Pulver! stoßt sie mit dem Bayonnet nieder und hütet die Königin,“ befahl er.

Dieses Auskunftsmittel genügte vollkommen; die Sepoy's verließen ihre Stellung und rückten langsam von beiden Seiten nach der Mitte des Saales vor. Schon blitzten die Klingen, um sich im nächsten Augenblick in einem Kampfe zu begegnen, der nur mit dem Verderben aller Europäer enden konnte.

Plötzlich fesselte ein lautes: „Zurück!“ die andringende Menge.

Zwischen den beiden Parteien, ohne daß man wußte, woher er in diesem gefährlichen Augenblick gekommen, richtete sich die Gestalt des jungen Khans der Sikh auf, und streckte beide mit Pistolen bewaffnete Hände den Sepoy's entgegen.

„Zurück!“ wiederholte er — „daß Keiner wage, diesen Männern und Frauen ein Leid zu thun, bis sie Cawnpur erreicht. Sie stehen unter dem Schutz Fattih-Murad-Khan's!“

„Elender Sikh — wagst Du es, mir in meinem eignen Hause zu trotzen?“

„Ich trotze Dir, Srinath Bahadur, der Du das von Jahrtausenden geheiligte Recht des Gastes Deiner blinden Leidenschaft opfern und Deine eignen Götter beschimpfen willst. Beginne morgen Dein blutiges Werk, aber heute sollen diese ungekränkt Dein Dach verlassen, bei dem Haupt meines Vaters!“

„Ich speie auf das Haupt Deines Vaters und besudle die Gräber Deiner Vorfahren!“ schrie der Nena in rasender Wuth. „Tödtet den Verräther, wenn er uns zu trotzen wagt! Vorwärts, Brüder, vorwärts, oder jene Faringibrut entgeht unsrer Rache!“

Die blutige Mahnung war begründet und veranlaßt durch die besonnene Thätigkeit, welche die Generale während des Streites um die eigene Rettung entwickelt hatten.

Auf ihre Weisung hatten sich die britischen Offiziere und Gentlemen, welche auf dem Fest des Nena sich befunden, enger geschaart, die Frauen an die schützende Wand gebracht und mit den Sesseln und einigen anderen Möbeln verbarrikadirt, indem sie sich bereiteten, selbst den Kampf zu beginnen.

Der Khan hob die eine Pistole zur Decke des Saales und feuerte in die Luft. Im nächsten Augenblick klirrten die Scheiben der Thürfenster, die nach der äußern Veranda liefen, und eine Anzahl von Kriegern sprang in den Saal und sammelte sich mit Blitzesschnelle um den jungen Häuptling.

Sie trugen die Uniformen der leichten britischen Kavallerie, doch statt der Kaskets oder Helme grünumwundene Turbans, und in ihren energischen dunklen Gesichtern leuchtete entschlossener Muth. Es waren die Sikhreiter von dem Kommando, das den Gouverneur als Ehrenwache nach Bithoor begleitet hatte.

Wie als Antwort auf die Hilfe, welche den Vertheidigern der Faringi geworden, hörte man von dem Platz vor dem Palast das tausendstimmige Gebrüll: »Ram! Ram! Mahadeo!« den Schlachtruf der Hindu-Sepoy's, die ihre Kaserne verlassen und in gedrängten Massen den Palast umgaben. Dazwischen tönte der Ruf: „Tod den Sikhs!“

„Du siehst, Knabe,“ hohnlachte der Maharadschah, „daß Du trotz jener Verräther in meiner Gewalt bist. Fluch über Dich, der mich zwingen will, das Blut unserer Brüder zu vergießen! Aber bei Schiwa, dem Zerstörer, wenn Du nicht weichst, ehe drei Mal diese Hand den Tamtam berührt, sollen die Kugeln der treuen Hindu Dich und sie Alle vernichten!“

Der Khan schleuderte ihm aus seinen dunklen Augen einen Blick des Hasses und der Verachtung zu. Der kurze Streit dieser wenigen Augenblicke rettete die britische Herrschaft in Ost-

indien, denn er regte auf's Neue allen Haß der beiden Völkerschaften, der Sikh's und Hindu's, auf, und erhielt der Regierung ihre tapfersten und besten Truppen, die Sikh-Regimenter, deren Abfall und Vereinigung mit den Hindu-Sepoy's die Engländer, trotz aller krampfhaften Anstrengungen des Mutterlandes, unbedingt vernichtet und für immer aus Indien vertrieben hätte.

Bei diesem Auftritt war keines der besonneneren Häupter der großen Hinduverschwörung, wie Tantiah Topi oder der unter dem Namen des Derwisch Sofi bekannte geheime Leiter der Bewegung zugegen, um die Leidenschaft des Nena zu zügeln, und Major Grimaldi war zu empört über die befohlene Niedermetzelung der Frauen, als daß er anders, als mit dem Schwert in der Hand ihm begegnet wäre.

Viele der englischen Offiziere hatten sich bereits mit den überflüssigen Waffen der treuen Sikhreiter bewehrt; sie hatten jetzt wenigstens die Aussicht, nicht ungerächt zu sterben, wenn sie auch gegen die unverhältnißmäßige Ueberzahl sicher unterliegen mußten.

Als Major Grimaldi erkannte, daß es kein bloßes Morden, sondern ein Kampf werden sollte, widerstrebte es seinem Ehrgefühl, eine Frau zum Schild gegen die Mörderrotte zu brauchen; er gab die Begum frei und ließ sie zu ihren Freunden eilen.

Ein Jubelruf der Hindu's begrüßte sie — nur eine Stimme schwieg, die Stimme der kühnen und hochherzigen Rani von Jhansi.

Sie blickte mit Bewunderung auf den Franken, den Führer ihrer Krieger, denn sie begriff sein tapfres und männliches Benehmen.

In den Jubelruf der Sepoy's, der die Königin begrüßte, erklang wie zum Hohn das Kommando ihrer Offiziere in englischer Sprache:

„Gewehr auf! — Fertig zum Feuern!"

Die Gewehre klirrten empor — bei dem Nationalhaß der Hindu's gegen ihre Brüder jenseits des Sedletsch zögerte kein Einziger.

„Schlagt an!"

Wie ein Schlag rasselten die Gewehre an die dunklen Wan-

gen der Krieger und die todbringenden Mündungen harrten auf's Neue auf ihre Opfer.

Die Hand des Nena schwang seinen Handjar gegen das eherne Tamtam, das an der Wand der kleinen Bühne hing. Sein Angesicht glühte dunkel, seine Augen sprühten Blitze, eine Hölle, die Blutgier eines Tigers, eines Teufels sprach aus ihnen.

Der Schlag dröhnte durch den Saal!

„Fest Männer — so wie die Schurken zu feuern wagen, gebt's ihnen zurück, und dann auf sie!"

Man hörte das Knacken der hundert Flintenhähne, die gespannt wurden.

Zum zweiten Mal hob sich die Hand des Hindufürsten, zum zweiten Mal schlug die Klinge auf das eherne Becken und erklang das Todessignal.

Viele der Frauen beteten, andere schluchzten, Lady Mallingham schrie laut auf und sank in Ohnmacht. Einige aber standen fest und muthig zu ihren Gatten und Vätern, Editha's kalte Hand ruhte auf dem Arm des deutschen Arztes, ihr Auge vergebend auf dem jungen Offizier, dem bisher Geliebten, der in der vordersten Reihe der Kämpfer stand.

Zum dritten Mal schwang der Nena das todbringende Zeichen — das Frohlocken der Hölle lag auf seinen entstellten Zügen, wie sie jetzt im Triumph der Rache sich nach dem Opfer der grausamen Weißen, der Leiche Margarethens richteten.

Jetzt — — —

Da zitterte ein Laut durch den Saal — ein Ruf leise und doch jedem Ohr hörbar in der furchtbaren Spannung.

Ein wilder entsetzlicher Schrei, halb Jubel, halb Schrecken, antwortete ihm. Im nächsten Moment sah man den Nena vor dem Sarge knieen und seine Arme wie wahnsinnig emporbreiten.

In dem Sarg aufgerichtet saß die weiße Gestalt der Leiche, ihre hageren Hände bittend über der Brust gefaltet, die blassen Lippen leise Worte murmelnd, während aus den großen blauen, jetzt nicht mehr vom Fieber des Irrsinns unnatürlich glühenden Augen sich große Thränen lösten und über die weißen eingefallenen Wangen rollten.

Zugleich aber hörte man aus der Ferne ein donnerndes

Geräusch eilig näher und näher kommen, wie den Galopp einer großen Reiterschaar.

„Margarethe! Geliebte meines Herzens! Hat Dich Lakschmi aus den Hallen des Edens zurückgeführt zu uns Sterblichen, oder bist Du die Peri, die kommt, ihren Diener zu rufen zu den göttlichen Wanderungen?“

Ihre zarten Finger legten sich auf sein Haupt und kühlten seine glühende Stirn.

Alles um ihn her, jeder andere Gedanken schien verschwunden für ihn.

„Nena — theurer Freund — wo bin ich? — Die Angst zersprengt mir das Herz! Habe ich geträumt oder alles das Entsetzliche wirklich gehört? Blut um meinetwillen?“

Er hielt sie bereits in seinem Arm. „Geliebte, Du lebst — die Götter haben Dich erweckt aus Deinem Todesschlaf und mir zurückgegeben! Du wirst die Meine sein und niemals mehr mich verlassen!“

Draußen auf dem Platz vor dem Palast schmetterten britische Reiter-Signale, die Erde schien zu beben vor dem rasenden Ansprengen einer Kavallerie-Masse.

Das Kommandowort: »Halt!« fesselte die Reihen, noch waren die britischen Offiziere nicht sicher, was sie zu hoffen hatten, aber dennoch löste jener Kommandoruf es wie eine Felsenlast von ihrer Brust.

Es waren die tapfern Sikhreiter, die da unten hielten, das Regiment, das die Botschaft des Khan von Cawnpur herbeigerufen!

Jetzt standen sie dort unten, den Reihen ihrer gehaßten Rivalen, der Sepoy's, gegenüber, beide bereit, im Augenblick auf einander zu stürzen, des Signals zum Kampfe harrend. — —

— — —

Doctor Walding, der Arzt, stand bereits an dem Sarg der so wunderbar zum Leben Erwachten, um den sich die Freunde des Nena drängten.

Eine Frau war ihm gefolgt — die einzige, die hier ein erhabenes Vergessen der Gefahr, eine himmlische Aufopferung übte, Editha Highson. Sie unterstützte die Kranke, deren leichte Schatten-

gestalt der Nena mit kräftigem Arm aus dem Sarge gehoben und auf den Stufen der kleinen Bühne niedergelassen hatte, mit der liebenden Sorgfalt einer Schwester, obschon sie dieselbe zum ersten Mal in ihrem Leben sah. Ihr Tuch mit belebendem Odeur erfrischte die Schläfe der Schwachen, an ihrem Busen lehnte das blonde, vor Gram und Schmerz erbleichte Lockenhaupt derselben.

Walding hielt mit leichtem Finger ihren Puls — sein Auge blickte besorgt auf die Erstandene, mit schmerzlicher Theilnahme auf den Nena.

„Die gnädigen Götter haben sie mir wiedergegeben," jubelte der Maharadschah. „Freund — Bruder! — erhalte sie mir, und Alles, was ich besitze, soll das Deine sein!"

Auf dem blassen, abgehagerten Antlitz der armen, mißhandelten Frau lag ein himmlischer Frieden, in ihren sanften und doch energischen Augen der ganze heiße Strom ihrer Liebe, der ihr junges Leben dem Sohn des Orients geweiht hatte von jener Stunde an, als er über die Schranke des Circus drüben jenseits des Weltmeeres sprang, dem bedrohten Bruder zu Hilfe.

Dieser Bruder — eine jammervolle Schreckensgestalt unter den Lebenden — er hatte nicht gewagt, der Schwester zu nahen, und stand unter der umdrängenden Gruppe hinter dem Sarge verborgen.

„Ich hörte Deine zürnende Stimme, ich hörte einen Ton, wie die Posaunen des Weltgerichts," flüsterte die Erwachte, ihre Hand in der des Gatten, „und ich sah Dich in einem Meer von Blut. Auf mir lag es wie ein schweres drückendes Band, das meine Augen und meinen Athem schloß — nur mein Ohr war geöffnet und ich vernahm das Entsetzliche! O mein Geliebter, was willst Du thun? Was kümmern uns jene Männer und Frauen? — was ist geschehen — wo ist Edward, mein Bruder — wo sind unsere Freunde?"

Der Nena schluchzte laut, über ihre Hand gebeugt — vergeblich winkte ihm der deutsche Arzt, sich zu fassen. — —

Der Khan war zu den Generalen getreten, die bei dem unerwarteten Ereigniß einen Augenblick unentschlossen waren, was zu thun sei.

„Sahib General," sagte er mit Achtung zu Sir Thomas

Lawrence, „die Krieger des Pendschab sind bereit, Dich und die Deinen zu schützen — aber wenn ich Dir rathen darf, brich auf so rasch als möglich, ehe der Tiger auf's Neue seine Krallen nach Dir streckt. Wenige sehen die Sonne wieder, die ihn in seinem Lager gereizt, und die Uebermacht ist gegen uns."

Der General reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir, junger Mann, und England wird niemals vergessen, was Du heute gethan, Du sollst unser Führer sein. Voran, meine Herren, nehmen Sie die Frauen in Ihre Mitte!"

Der Khan trat zurück, als bemerkte er die dargebotene Hand nicht. Dann die gespannte Pistole in der Faust, schritt er auf den Ausgang zu.

„Hell and damnation!" prahlte der Resident. „Sind wir Männer und Engländer? Sollen wir wirklich von hier weichen, jetzt, wo wir die Macht in Händen haben, ohne jenen Verräther unschädlich zu machen? Jene feigen Sepoys werden nicht wagen uns Widerstand zu leisten, wo ein Regiment tapferer Sikhs unseres Rufes harrt! Im Namen der Regierung fordere ich Sie auf, den Verräther und seine Genossen mir verhaften zu helfen!"

Er schritt kühn auf den Nena zu, der seiner nicht achtete, als das Auge seines unglücklichen Opfers ihn traf und zurückbeben machte.

Die Hand Margarethens O'Sullivan fuhr nach ihrem Herzen, ein krampfhaftes Beben erschütterte ihre ganze Gestalt. „Heiliger Gott — schütze mich vor dem Entsetzlichen! Nena, mein Gatte," jammerte sie in herzzerreißendem Ton, „habe Erbarmen mit mir — meine Seele ist schuldlos und Gott wird meinem Jammer gnädig — — gnädig —" ihre Lippen öffneten und schlossen sich krampfhaft, ihre Brust keuchte.

„Bhawani — Dunkeläugige — übe Barmherzigkeit! sie stirbt! sie stirbt! Zu Hilfe! rettet!" heulte der Maharadschah wie wahnsinnig, indem er sich auf den Körper der Geliebten warf.

General Lawrence hatte heftig den Arm des Residenten gefaßt und ihn zurückgerissen, obschon mehrere der jüngeren Offiziere, und selbst General Wheeler, bereit schienen, seiner frechen Aufforderung zu entsprechen. „Danken Sie Gott, Sir, daß Ihnen die Stunde des Gerichts noch nicht geschlagen und Zeit

zur Buße gegeben wird für die Schuld, die Sie auf sich geladen. Vorwärts, Gentlemen — das ist kein Ort ehrlichen Kampfes für einen Briten!"

Die Sepoy-Offiziere und die eingebornen Soldaten am Eingang waren unwillkürlich zur Seite gewichen — halb bestürzt über den unerwarteten Beistand, den die Engländer gefunden, zweifelhaft, was sie thun sollten, da die Stimme des Anführers fehlte.

Unbehindert eilten die Briten, Männer und Frauen, durch ihre geöffneten Reihen und die glänzenden Räume des Palastes, der Haupttreppe zu, welche die Sikhs von ihren Feinden geräumt und besetzt hatten.

Walding berührte leise die Schulter der jungen Miß, die im Gedräng des Augenblicks von ihren Verwandten vergessen worden und den Kopf der Leidenden hielt, worauf er sie emporhob und fortführte. „Schließen Sie sich Ihren Freunden an, Miß, so lange es noch Zeit ist," bat er. „Hier können Sie nicht helfen — der erste Blick zeigte mir, daß es nur ein letztes kurzes Aufflammen der bereits erstarrt geglaubten Lebensgeister der Unglücklichen ist. Keine menschliche Wissenschaft vermag dem traurig zerstörten System zu helfen."

„Dann ist meine Stelle dort," sagte eine ernste Stimme neben ihnen, und alsbald sah man die Gestalt des Geistlichen neben dem Rena und seiner Gattin knieen und die Sterbegebete der englischen Kirche mit feierlichem Tone beginnen.

„Wo ist der Arzt? wo ist der Arzt?" rief der Rena — um des Himmelswillen, helft!"

Aber menschliche Hilfe war vergebens. Eine jener eigenthümlichen Erscheinungen von Scheintod, welche die Wissenschaft zwar selten, aber doch zuweilen, zu beobachten Gelegenheit hat, hatte nach der langen Nacht des Wahnsinns die erschöpfte Nerventhätigkeit der unglücklichen Irländerin in eine lethargische Ohnmacht versenkt, deren Aeußeres selbst die Kunst des Arztes getäuscht und ihn zu dem Glauben an den eingetretenen längst erwarteten Tod verführt hatte. Und mit jener seltsamen und geheimnißvollen Macht, welche die Natur in solchen Fällen zuweilen entwickelt, hatte die Hemmung der einen Lebensthätigkeit



die andere erweckt und gestärkt. Das Ohr vernahm, während das Auge geschlossen blieb, der Geist erwachte, während der Brust der Athem fehlte, und das Gefühl der steigenden Angst über die ungewohnten drohenden Ereignisse um sie her sprengte zuletzt im entscheidenden Augenblick die Fesseln der krampfhaften Erstarrung.

Aber jede fernere Lebenskraft war in diesem durch die Gewaltthat und Bosheit eines Teufels zerstörten Körper vernichtet, wie der Arzt sogleich erkannte, und das in der frühern ungetrübten Reinheit noch ein Mal aufflackernde Licht erlosch bei dem Schreck und tiefen Grauen, das ihren Nerven die Stimme des Mörders ihres Glücks verursachte.

Ihr Scheiden von der Welt war jedoch sanft und schmerzlos, ohne daß ihr Auge sich wieder öffnete. Leiser und leiser wurde der Athem, während ihr Gatte sie in den Armen hielt und der Arzt die letzten Symptome beobachtete. Um sie her knieeten der Dechant, ihr Bruder und Narika, das Mädchen von Kashemir, ihre einzige Freundin im Kerker der Wollust und Entehrung, während die beiden indischen Fürstinnen, die Babu's und vornehmen Hindu's stumm und ernst daneben standen, und um die traurige Gruppe her die Reihen der Sepoy's gleich dunklen Broncestatuen auf ihre Gewehre sich lehnend, die noch vor wenig Augenblicken hundert kräftigen frischen Leben den Tod gedroht.

Von dem Vorplatz des Palastes aber schmetterten in die heilige Stille der Sterbescene die Fanfaren der Reitertrompeten, die zum Aufbruch riefen, und klang der Lärmen der Diener, der Ruf der Palankinträger, das Schnauben der Rosse bei dem eiligen, fast einer Flucht ähnlichen Rückzug nach Cawnpur; denn von Minute zu Minute wuchs draußen die Schaar der aufrührerischen Sepoy's und die drohende Haltung der Bevölkerung.

Walding legte sanft die Hand der Irländerin nieder, die er in der seinen gehalten.

„Gott — Brahma — oder Allah — der allmächtige Lenker dort oben, der uns das Leben gegeben, nimmt es wieder auf in seine Hände, wenn es Zeit ist. Beugen Sie sich seinem Willen, Hoheit — Ihre Gattin ist bereits ein Engel im Himmelreich!“

Ein heiseres dumpfes Schluchzen aus der Brust des Hindufürsten antwortete dieser Ankündigung.

Der Dechant machte das Zeichen des Kreuzes über der Leiche, deren Lippen im Tode wieder jenes sanfte vertrauensvolle Lächeln umschwebte, das ihr Antlitz im Leben so reizend gemacht.

„Das aufrichtige Gebet des Dieners auch einer andern Kirche, als die Deine war, arme Dulderin," sprach er fromm, „möge Deine Sterbestunde nicht schwerer gemacht haben. Gehe ein zu Seiner Herrlichkeit, wo der ewige Lohn ist für alle Leiden dieser Erde!" — Er trat einen Schritt zurück von der Leiche und sah sich im Kreise um — der einzige Engländer, der noch hier verweilte.

„Ich bin in Ihren Händen," sagte er ergeben, „thun Sie mit mir, was Sie wollen!"

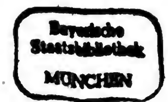
Die Hand Grimaldi's faßte seinen Arm und führte ihn ohne ein Wort zu sagen aus dem Saal und zur Treppe des Palastes.

Das Geräusch des Zuges der Faringi verlor sich bereits in der Ferne.

„Folgen Sie Ihren Landsleuten, ich werde für Ihre sichere Begleitung sorgen. Leben Sie wohl, Freund, und denken Sie freundlich meiner in dem großen Kampfe, der sich zwischen den Völkern bereitet!"

Der Dechant lag an seiner Brust. „Gott schütze Sie, Marcos, und helfe mir das Unglück ertragen, das mich selbst zu Boden schmettert. Adelaide — mein Weib — —"

„Wenn sie noch unter den Lebendigen ist, soll sie gefunden werden. Leben Sie wohl — in einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Delhi!"



Das goldene Delhi.

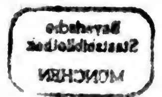
Blauer Himmel der Tropen — goldene Sonne des Orients — glühende Wunderpracht der Natur, und du, glühendere Leidenschaft feuriger Seelen und Herzen des Südens — o leihet eure Farben dem Sohn eines kalten Landes, die Stadt der Paläste, den Zauber versunkener Pracht und Herrlichkeit — das goldene Delhi zu beschreiben!

Der Löwe des Aufruhrs war entfesselt — der Tiger hatte Blut gekostet, das Blut seiner Herren, und lechzte, sich in einem Meer des berauschenden rothen Stromes aus den Adern seiner Feinde zu baden.

Wollust der Rache — furchtbarster Rausch des zum Thier gewordenen Menschen — wie gigantisch wächst dein blutiges Haupt zum Himmel empor, wie freudig waten deine Füße in Mord und Entsetzen, wenn der Fanatismus der Religion noch deine Gluth schürt und dir zuruft: Tödte! tödte! tödte! denn dein Gott sieht mit Wohlgefallen nieder auf die dampfenden Altäre, die du ihm baust. — —

Die verhängnißvolle Nachricht, die der Courier des Generals Barnard auf der großen von den Engländern gebauten Militairstraße von dem Aufstand in Mirut und Delhi nach Bithoor gebracht, bestätigte sich nur zu sehr.

Wir müssen fünf bis sechs Tage zurückgreifen in unsrer Erzählung, um die blutigen Ereignisse von ihrem Beginn zu verfolgen.



Ralph Ochterlony, der unversöhnliche Feind der Engländer, und Tantiah Topi hatten sich nach dem Norden begeben, theils ungeduldig über die Zögerung des Maharadschah, der, nachdem er sich die Oberleitung der Verschwörung gesichert, in finsterer Unthätigkeit am Krankenbett seines unglücklichen Weibes verharrte, theils weil es nothwendig war, daß an einem so wichtigen Punkte des großen indischen Reiches Männer von Energie und militärischer Einsicht die Operationen leiteten. Ein Zusammentreffen von Umständen, während beide Männer sich in Mirut befanden, war ihnen Veranlassung nicht länger zu zögern, sondern hier das Signal zum Ausbruch der Empörung zu geben.

Mirut liegt 35 englische Meilen nordöstlich von Delhi und bildet eines der Bungalowlager der indischen Armee. Es standen hier unter Befehl des General Hewitt das 1. Bataillon des 60. Königl. (Jäger-) Regiments, die 6. Königl. Garde-Dragoner (Karabiniers) das 3. Bengalische Reiter- und das 11. und 20. Bengalische Infanterie-Regiment. Bereits am 6. und 7. Mai hatten sich unter dem 3. Kavallerie-Regiment offene Spuren der Widersetzlichkeit gezeigt, indem 75 Reiter einer Schwadron sich weigerten, mit den neuen aus England gekommenen Patronen zu laden. Sie erklärten, daß dieselben mit Rinds- und Schweinefett bestrichen seien, das Erste ein Greuel für die Hindu's, denen die Kuh heilig, das Andere für die Mahomedaner, denen gleich den Juden das Schwein unrein ist. Die Sepoys behaupteten, die Patronen seien der Anfang, ihnen das Christenthum aufzunöthigen. Die Widerspenstigen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Einsperrung verurtheilt.

Am 9. Mai wurde das Urtheil vor versammeltem Regiment verlesen, die Arrestaten wurden gefesselt und nach dem Gefängniß in Mirut abgeführt.

Am Morgen des 10ten erfuhr Tantiah Topi, daß einem der eingesperrten und degradirten Unteroffiziere nicht zu trauen sei, und daß derselbe eine Unterredung mit einem der englischen Oberoffiziere verlangt habe, wahrscheinlich um Geständnisse zu machen.

Es galt rasches Handeln.

Auf die von Mund zu Mund gegangene Botschaft der Häupter der Verschwörung rückten gegen Abend das 11. und 20. Re-

giment, ohne Befehl der europäischen Offiziere, bewaffnet auf den Paradeplatz vor den Hütten, auch der Rest des 3. Kavallerie-Regiments erschien dort zu Pferde, in der Mitte der Reiter Tantiah Topi und der Derwisch Sofi, mit flammenden Worten die Sepoys zur Befreiung ihrer Kameraden auffordernd. Mehrere europäische Offiziere, darunter der Oberst des 11. Regiments, Finnis, eilten herbei. Er war ein harter, bei den Sepoys verhaßter Mann, und ein gellendes Geschrei erhob sich in den Reihen bei seinem Anblick.

Oberst Finnis, der zu Pferde erschienen war, von einem Adjutanten begleitet, sprengte vor die Fronte des Regiments, und den unbekannten Derwisch erblickend, befahl er zornig, denselben zu verhaften und in die Bungalows zurückzukehren.

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

Er zog ein Pistol aus der Halfter und richtete es auf den nächsten Jemedar, als auf einen weithin schallenden Ruf des Mahratten-Sirdars die ganze Linie der Sepoys die Gewehre auf ihn anschlug. Oberst Finnis hatte kaum Zeit, sein Pferd herumzuwerfen und ihm die Sporen zu geben, als auch schon die Salve erfolgte und er von sieben Kugeln durchbohrt zu Boden stürzte, sein Pferd über ihn. Noch zwei der britischen Offiziere wurden erschossen, die anderen flohen so rasch sie konnten davon und dem Lager der englischen Truppen zu, um dort Schutz zu suchen, ohne daß die Meuterer sie dahin verfolgten.

Mit wildem Triumphgeschrei zogen diese nach Mirut, erbrachen das Gefängniß und befreiten die Gefangenen, wobei der des beabsichtigten Verraths Verdächtige mit Bajonnetstichen ermordet wurde.

Hierauf begannen sie die Bungalows der britischen Offiziere und Beamten zu plündern und niederzubrennen, und ermordeten jeden Europäer, der in ihre Hände fiel, auf das Grausamste.

Der Aufstand brach gegen 6 Uhr aus. Es ist der stärkste Beweis für die Rathlosigkeit oder die Mißkennung der Gefahr der Engländer, daß erst gegen 9 Uhr das 60. europäische Jäger-Regiment und die Garde-Dragoner erschienen, um die Empörung zu unterdrücken.

In dem sich hierauf entspinnenden Gefecht wurden die In-

dier nach heftigem Widerstand zurückgedrängt und mußten das Lager räumen. Sie zogen sich auf der Straße nach Delhi zurück, ohne daß die englischen Truppen sie zu verfolgen wagten.

— — —

Delhi, die Hauptstadt des ehemaligen Reiches der Großmogule, liegt am rechten Ufer der 900 Fuß breiten Dschumna, des Nebenflusses des Ganges. Zur Zeit des Ausbruchs der Empörung lagen hier — das heißt in den drei englische Meilen nördlich von der Stadt belegenen Kasernements — das 38., 54. und 74. Bengalische Infanterie-Regiment und eine starke Abtheilung eingeborner Artillerie.

Ausgedehnte Weizenfelder zwischen zahlreichen und großartigen Ruinen umgeben im Norden und Westen die jetzige Stadt, die auf einer felsigen Hügelkette liegt. Der höchste Punkt auf diesen Hügeln ist der Felsen, auf welchem der Metcalf-Thurm steht und von hier aus genießt der Ankommende eine wahrhaft erhabene Aussicht auf die Wunder der versunkenen Größe Hindostans.

Das alte Delhi, im Sanskrit Indraprastha genannt, war viele Jahrhunderte vor der mongolischen Eroberung die glänzendste und volkreichste Stadt Indiens und ist jetzt nur noch der Schatten vergangener Größe. Es hat mit den Ruinenfeldern der alten Stadt einen Umfang von fast 7 deutschen Meilen und zählt jetzt noch eine Einwohnerzahl von 200,000 Seelen, während zur Zeit seines Glanzes diese sich auf zwei Millionen belief.

Nach den indischen Sagen ist es von einem Radschah gleichen Namens gegründet. In dem Mahabharata wird es unter dem Namen Indraprastha als die Residenz der Pandus oder Sonnenkinder aufgeführt, deren Reich lange vor der christlichen Zeitrechnung als das mächtigste Indiens galt. Die Straßen waren mit Gold gepflastert und wie die Sage erzählt, mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Bazars voll Kostbarkeiten und der Palast der Pandus strahlte von Diamanten und anderen Edelsteinen.

Nach den Pandus herrschten lange Zeit indische Könige über Delhi, bis im Jahre 1011 Sultan Mahmud, der Ghasnaide, die Stadt erstürmte und plünderte und das Land zur Provinz seines Reichs machte. Später eroberte Sultan Mohamed, der

Ghuride, die Hauptstadt und sein Statthalter Cattabeddin Aibeck gründete die erste der drei afghanischen Dynastieen, die Delhi beherrschten, bis Timur 1398 sich zum Herrn des Landes machte. Sein Nachkomme, Sultan Baber, bestieg nach der Schlacht bei Panibat als erster Großmogul den Thron und fast vier Jahrhunderte glänzte dieser unter der Regierung der mächtigen und weisen Mongolen-Fürsten, bis Nadir Schah von Persien im Jahre 1737 den Großmogul besiegte und Delhi plünderte und verwüstete.

Noch steht in der Blutgasse, die von jener Schreckenszeit den Namen trägt, die Moschee Nawschun und Dowla, auf deren Schwelle sitzend der Perser-Schah dem Gemetzel seiner Horden wohlgefällig zusah, während die geraubten Schätze und Kostbarkeiten um ihn her aufgehäuft wurden. Dreißigtausend Menschen wurden in wenig Stunden gemordet und 196 Millionen Thaler war die Beute an Werth, welche die Perser mit sich hinwegschleppten.

Noch zwei Mal, 1755 durch die Afghanen unter Abdallah und 1772 durch die Mahratten, wurde Delhi geplündert und verwüstet. Die Nachfolger der Großmogule blieben seit dem Tode Aurengzebs und der Perser Eroberung nur Schattenkönige auf dem Thron von Delhi, bis die Engländer Schah Allum II.[1]) zwangen, ihnen gegen einen jährlichen Tribut von etwa 2 Millionen Thalern die Statthalterschaft von ganz Bengalen abzutreten, und die nach dem Sieg über Sindia 1802 auch Delhi besetzten und ihren Besitzungen einverleibten.

Die Compagnie ließ den alten Beherrschern Indiens Nichts als den leeren Titel, den riesigen Kaiserpalast und die Familiengüter (Tajul), nebst einer jährlichen Pension von 12 Lack Rupien (840,000 Thaler), während sie unter die Aufsicht eines von ihr eingesetzten Residenten gestellt wurden.

Der letzte Großmogul von Delhi beim Ausbruch der Empörung führte den Titel Abul Mozffer Sarajuddye Mahomed Bahadur Schah Badscha-i-Ghazie.

Die Wechsel der Dynastieen und die wiederholten Zerstörungen der Stadt haben auch deren Lage vielfach verändert, so daß

1) Regierte von 1761 bis 1805.

der ungeheure Flächenraum, den sie einnimmt, gleichsam drei Perioden zeigt. Die neue Stadt, von Schah Jehan 1631 erbaut und auch Dschehan Abad genannt, liegt auf der nördlichen Seite der Ruinen der Patanenstadt, die wiederum auf den Trümmern des alten Indraput (Indraprastha) erbaut worden, die vor dem Thore nach Agra (dem Delhi-Thor) in unübersehbarer Größe sich ausdehnen. Das heutige Delhi, das noch immer einen Umfang von ein und einer halben deutschen Meile hat, ist mit senkrechten crenelirten Mauern und einem Graben umgeben, und zählt sieben durch runde Bastionen geschützte Thore, im Norden das Kashmir- und Mohur-Thor, auf der Westseite das Lahore-Thor, südlich das Ajmer-, Turkmari- und Delhi-Thor und nach der Seite des Dschumna das Kalkutta-Thor, von dem eine Schiffbrücke über den Fluß führt. Die umgebenden Mauern sind mit starken Wachtthürmen besetzt und laufen in acht ziemlich feste Bastionen aus.

— — —

Ein ziemlich großer Saal an einer offenen Veranda des ersten Stockwerks ist der Schauplatz der Scene, die wir dem Leser am Morgen des 11. Mai, eines Montags, vorzuführen haben.

Der Saal oder das Gemach gehören zu einem selbst in seinem Verfall noch großartigen Palast aus der Zeit Akbars des Großen, der auf der Südseite des Platzes von Bagh Begum Simmreh liegt, mit der Aussicht rechts auf Chandeh-Choak, das berühmte Silberviereck von Delhi, auf dem alle Reichthümer der Erde zusammenzufließen scheinen, — links auf Dauri-Serai, den riesigen Kaiserpalast, der in seinen hohen Mauern eine besondere Stadt in der Stadt einschließt.

Vor dem Palast — es ist der der Prinzessin Dschehananara, die von den Moslems als eine Heilige verehrt wird, und deren Grabmal in der schwarzen Moschee sich befindet — öffnet sich die Straße, welche in gerader Richtung nach dem der Jamuna Musjid, der großen Moschee — dem Wunder der Welt führt.

So hat von dieser Stelle das Auge einen Ueberblick über die interessantesten und wichtigsten Punkte des neuen Delhi.

Fünfzehn oder sechszehn junge Mädchen, sämmtlich im Alter von zehn bis achtzehn Jahren, sind in diesem Saale versammelt, dessen Fußboden und Wände von weißem und buntem Marmor

sind, an dem sich bis zu den Karniessen hinauf halb zerstörte Vergoldungen zeigen. Die Decke besteht aus Mosaiken von buntem Stein und Vergoldung. Aus dem Mittelpunkt der Rosetten sind die Edelsteine herausgebrochen, die sie sonst schmückten.

Die Jalousieen der Fenster und Thüren sind nur halb geschlossen, noch macht der Stand der Sonne nicht die gänzliche Abschließung und das Dunkel zur Nothwendigkeit, auch erträgt die weibliche Neugier willig einige Beschwerden.

Und diese Neugier scheint die meisten der schönen Bewohnerinnen zu beleben und aus der apathischen Ruhe zu scheuchen, der sie sonst sich so gern hingeben möchten. Das weite Gemach scheint eine Art Versammlungs- und Arbeitszimmer der jungen Damen und ist nur spärlich möblirt. Auf einem großen Steintisch in der Mitte stehen einige mit köstlichen Früchten gefüllte Körbe, theils aus rothem Thon, theils aus der schönen Silber-Filigranarbeit, wegen deren die Goldschmiede von Delhi berühmt sind.

Verschiedene Proben weiblicher Beschäftigungen — angefangene und halb vollendete Stickereien — ein Album und ein Zeichenapparat — eine zierliche Briefmappe und künstliche Blumen liegen auf der großen Tafel oder auf Rohrsesseln und gleichen Divans, die an den Wänden oder um den Tisch her stehen.

An einer Ecke des Saales befindet sich ein seltsamer Schmuck für Indien, ein ungewöhnliches Zeichen in der Umgebung von Engländerinnen: ein schönes Wachsbild der heiligen Jungfrau mit dem Jesusknaben, mit den köstlichsten Blumen Indiens in seiner Nische geschmückt.

Eben so auffallend ist die Erscheinung von zwei Frauen, einer ältern, etwa fünfzigjährigen, und einem jungen Mädchen von kaum zwanzig Jahren, die sich von den fünfzehn oder sechszehn anderen Damen, die hier versammelt sind, durch ihre Tracht und ihr Benehmen unterscheiden.

Die Letzteren sind nach ihrer Kleidung und der Farbe ihrer Haut sämmtlich Engländerinnen bis auf eine, deren tieferes, fast goldgelbes Colorit und bescheidene demüthige Haltung eine Tochter Hindostans vermuthen läßt. Die jungen Damen tragen alle weite Morgenkleider aus indischem Mousselin. Obgleich diese einen einfachen gleichförmigen Schnitt haben, läßt sich in der

Haltung der älteren Mädchen, in der
sehr schönen und reichen Haare, in der Coiffüre der zum Theil
Kleider getragen werden, und in einigen Art, wie die einfachen
kettiren, eine brennende Lebenslust Schmucksachen ein Co-
nicht verkennen. und ein gewisser Hochmuth

Noch schärfer tritt derselbe in dem Benehmen der jungen Damen, selbst derer, die noch dem Kindesalter angehören, hervor. Fünf oder sechs indische Dienerinnen befinden sich außer ihnen im Saal, meist junge, zierliche Geschöpfe, mit Nichts bekleidet, als dem weißen Linnenhemd und dem bunten, blauen oder gelben Rock, der von den Hüften bis auf die Knöchel ihrer nackten, kleinen Füße fällt, deren zierliche Form gar manchen Fuß ihrer hochmüthigen Gebieterinnen beschämen dürfte. Ein rothes oder gelbes Seidentuch umschlingt ihr schwarzes Haar. Sie kauern auf dem Fußboden, bereit auf den Wink ihrer Herrinnen, wobei jede von ihnen ihre besondere Verrichtung hat und um keinen Preis für die ihrer Gefährtin eine Hand aufheben würde.

Die Eine ist bestimmt, die Wollenknäuel oder die Tücher, die den lässigen Händen der jungen Damen entfielen, aufzuheben; eine Andere, ihnen Wasser und Früchte zu bringen; die Dritte, die Panka zu drehen, die in der Mitte des Gemachs von der Decke hängt; die Anderen, ihnen Luft zuzufächeln oder die Nadeln zu fädeln u. s. w.

Die beiden Frauen, die sich durch ihre Kleidung von den jungen Damen unterschieden, trugen das ernste schwarz und weiße Gewand der Ursulinerinnen, denn der alte Palast, in den wir den Leser geführt haben, ist das Pensionat der französischen Nonnen, in dem eine Anzahl vornehmer und reicher junger Engländerinnen erzogen wurde.

Der sonst so starre und ausschließende Protestantismus der Briten ist gezwungen, in den Provinzen Indiens eine Ausnahme zu Gunsten der französischen Nonnen zu machen, theils weil englische Pensionate, mit Ausnahme eines einzigen in Kalkutta, nicht existiren, theils weil die französische Erziehung moderner und der Ruf dieser Nonnen ein so vorzüglicher ist, daß sich die angesehensten Familien beeifern, ihre Töchter ihnen anzu-

vertrauen. Es bestehen derartige Pensionate in Madras, Delhi und selbst in Lahore.

Die ältere Nonne, Soeur Angelique, hatte ihren Platz unter dem Muttergottesbild genommen und las den jungen Damen aus einem französischen Buch vor. Die Erziehung der Ursulinerinnen ist keineswegs bigott und streng, aber durch Ordnung und moralische Aufsicht auf das Beste geregelt. Indem diese bewundernswerthen und hochgebildeten Frauen den Verhältnissen der englischen Gesellschaft und des Landes Rechnung tragen, suchen sie durch ihre eigne Würde auf den Geist und Gehorsam ihrer Zöglinge zu wirken, mehr als durch Strenge, obschon sie viel mit Eigensinn und Hochmuth, ja oft mit böswilligem Trotz zu kämpfen haben.

Das Aeußere der Schwester Angelique war durch den langen Aufenthalt in Indien fast so gelb und ausgetrocknet worden, als sei sie eine Tochter des Landes selbst. Das faltenreiche Gesicht war bleich und kränklich und sprach von körperlichen Leiden, aber der feste, ernste Blick und die feine, schön gebogene Nase zeigten Willenskraft und einen starken und mächtigen Geist.

Die junge Nonne, die bisher die Vorleserin gemacht und in der ziemlich ermüdenden Beschäftigung von ihrer ältern Gefährtin abgelöst worden war, bildete einen lieblichen Gegensatz zu dieser. Sie hatte eines jener reizenden sanften und edlen Gesichter, deren Jugendfrische das stuartähnliche schwarze Nonnenhäubchen mit der steifen weißen Krause nur noch mehr zu heben scheint, dem Beschauer unwillkürlich Bedauern einflößend, daß so vieler Liebreiz in klösterlicher Einsamkeit verblühen soll, ohne die höchste Bestimmung: Liebe zu geben und Liebe zu fühlen, empfunden zu haben.

Ihre Gestalt war unter Mittelgröße und besaß noch all die zierliche Rundung der Französinnen, denn Soeur Marion zählte kaum zwanzig Jahre und war erst vor einem Jahre aus einem Kloster der Touraine in Indien angekommen. Sie hatte große vollgewölbte Augen von etwas schwärmerischem Ausdruck, eine edel geschnittene, die Linie der Stirn fortsetzende und an der Spitze leicht abwärts gebogene Nase, einen feingewölbten äußerst kleinen Mund und einen hellen Blutteint, der zu ihrem lichtbraunen

Haar schön kontrastirte. In diesem Augenblick befand sie sich, um frische Luft zu schöpfen, auf dem äußern Balkon, dessen Gitterwerk von Stein, — so fein und schön gemeißelt, daß es einer Holzschnitzerei glich, — sie vor zudringlichen Blicken von der Straße her schützte, während es doch zugleich die Aussicht nach allen Seiten hin in die Wunderwelt der großen Kaiserstadt frei ließ.

An ihrer Seite, die Hand der jungen Nonne in der ihren, kniete die junge Indierin, die Tochter eines der reichsten indischen Babu's in Delhi, die jedoch, trotz des Ansehns und der Schätze ihres Vaters, nur durch die Fürsprache einer edlen Frau — der Gattin des Dechanten — Aufnahme in der Erziehungsanstalt gefunden hatte und von den jungen Engländerinnen gleichsam als Eingedrungene behandelt wurde.

Das Auge der jungen Nonne überflog in unschuldigem Wohlgefallen das bunte Gewühl der Straße zu ihren Füßen. Dieselbe, vom Palast des Großmoguls ausgehend, durchschneidet die Stadt von Osten nach Westen und hat die im Orient ungewöhnliche Breite von mehr als 40 Schritt. Ein gemauerter Kanal fließt in der Mitte derselben und verbreitet in heißen Tagen Kühle und Erfrischung. In ihr liegen die reichsten Bazare und hier ist das größte Leben und Treiben, das stete Wogen einer geschäftigen Menge, denn in neuester Zeit hatte sich der Wohlstand und die Blüthe der gesunkenen Stadt wieder gehoben und ein lebhafter Handel mit Kaschmir, Kandahar, Kabul, Bengalen und entfernteren Ländern schien den alten Glanz wieder an Delhi's Mauern fesseln zu wollen.

Das ganze interessante Leben der indischen Volkswelt stellte sich dem Blicke dar. Die Chandrie-Choak besteht aus zwei- oder dreistöckigen, von Sand- und Backsteinen erbauten Häusern, in deren unteren Etagen sich die offenen Bazare, in den oberen die Wohnungen der reichen Kaufleute und Wechsler befinden. Irgend ein noch unbekanntes Ereigniß, eine spannende Erwartung schien die Bevölkerung zu erregen, denn an offenen Fenstern, Balkonen oder Erkern der alterthümlichen arabischen Häusern sah man Frauen und Mädchen festlich geputzt die Menge beobachten. Kopf an Kopf drängte sich das Volk von Bude zu Bude, Elephanten und

Kameele suchten bedächtig sich durch diese Menschenmasse den Weg zu bahnen. Hier priesen die Verkäufer, auf der Schwelle ihrer Buden hockend, ihre Waaren aus, dort sah man schöne Frauengestalten in ihren weißen, luftigen Gewändern unter Lachen und Scherzen sich der Freude und dem Frohsinn überlassen. Musik, das Tambourin, die Cymbel und die Kesseltrommel ertönten, während Tänzerinnen und Gaukler einen kleinen Kreis um sich versammelt hatten, der mehr in Geberden als in Worten seinen Beifall zu erkennen gab. Ein schlauer Fruchthändler bot seine Hucka jedem Vorübergehenden, um Käufer an sich zu locken; Wasserträger zogen durch die Menge, das wohlthätige Element zum Verkauf ausrufend; Juwelenhändler öffneten von Zeit zu Zeit ihre Kästchen und zeigten den schönen Schmuck an Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen, denn Delhi's Goldarbeiten, besonders die in Filigrain, sind künstlicher, geschmackvoller und billiger, als irgendwo in Indien und übertreffen bei Weitem die gerühmten von Genua. Alle Länder und Stände Asiens schienen sich hier ein Rendezvous gegeben zu haben, der thätige ernste Parse, der wilde Afghane, der Perser mit seiner hohen Mütze von Lammfell und dem blauen Kaftan, der Ghurka, der Bewohner der Berge von Nepal, der Shawlhändler aus dem Himalaya und der schlaue bewegliche Chinese. Araber, Mohren und Juden, Derwische und Fakirs, der arme Kuli und Läufer neben geputzten Bayaderen, ernsten Brahminen und rothröckigen Sepoy's, Alles drängt sich in Gruppen zusammen, bis der Rüssel eines Elephanten bedächtig den Menschenknäuel auseinander schiebt oder der Ruf der Palankinträger, die irgend eine vornehme Dame oder einen trägen Europäer durch die Menge schleppen, eine Bahn in dem Gewühl öffnet.

Doch schien selbst dem unbefangenen Auge der französischen Nonne heute weniger als gewöhnlich das Interesse des Handels oder das Vergnügen diese Menge zu bewegen. Sie bemerkte, wie sich wiederholt Gruppen um einzelne Erzähler bildeten und sogleich auseinander stoben, wenn zufällig ein Europäer auf seinem Wege sich ihnen näherte. Die Sepoy's bewegten sich ernst und schweigend in dieser Menge, blieben bei einander stehen, oder tauschten Zeichen beim Begegnen, und maßen die Europäer

mit finsteren Blicken. Die Kreise um die Mährchenerzähler und Tänzer wechselten rascher als gewöhnlich, und die Blicke des Volkes wandten sich wiederholt nach dem Platz vor dem Palast, in den zwischen Gärten und der hohen Palastmauer die Straße mündet, die von der Schiffbrücke her führt.

Ueber dies Drängen und Treiben hinweg flog das Auge der Nonne die enge gerade Straße entlang nach den großartigen, die niederen Häuser überragenden Massen der Jammamoschee, dieses vollendetsten Baues des byzantinisch-arabischen Styls, das der Muselman als das Wunderwerk der Erde preist, und zu dem er aus weiter Ferne wandert. In Afghanistan und dem fernen Egypten, selbst auf den Bazars des hohen Stambul fragt der Moslem nach dieser Moschee und preiset Denjenigen glücklich, der sich ihres Anblicks erfreuen konnte.

Schah Jehan baute mit 7000 Menschen sechs Jahre daran.[1]) Sie steht auf einem gleichseitigen, 450 Fuß breiten und 30 Fuß hohen Fundament aus rothen Sandsteinquadern. Breite Freitreppen führen von Norden, Osten und Westen durch große Thore in den Vorhof, an dessen westlicher Seite das prächtige Gebäude selbst sich erhebt, ganz aus weißem Marmor und rothem Sandstein gebaut, der mosaikartig in Linien und Arabesken eingelegt ist, oder in großen, zierlich gemeißelten Blöcken mit dem Marmor abwechselt. Ein mächtiges Portal, von zwei schlanken Minarets begrenzt und mit arabischen Inschriften aus dem Koran umgeben, führt in die von kantigen Säulen getragenen Marmorhallen und unter die Hauptkuppel. An den beiden äußersten Ecken erheben sich 150 Fuß hohe Minarets, zwischen denen und dem Hauptportal noch zwei hochgewölbte Dome über die Hallen hervorragen. Tag und Nacht brennen goldene und silberne Lampen in diesen Räumen, und aus Marmorbassins sprudelt der Wasserstrahl zu den Waschungen, die der Prophet den Gläubigen vorgeschrieben. — —

Miß Victoria ließ ungeduldig den Seidenknäuel und die Nadel fallen, mit der sie an einer Stickerei gearbeitet. „Sehen Sie noch Nichts von dem Zuge, Soeur Marie?" fragte sie, die

---

1) Von 1631—37.



Lectüre der ältern Nonne rücksichtslos unterbrechend. „Es muß bald acht Uhr sein, und die Hitze beginnt unerträglich zu werden."

Schwester Marie winkte ihr verneinend zu und deutete nach der ältern Aufseherin; aber die junge, etwa achtzehnjährige Dame, die älteste der Pensionärinnen, achtete des Winkes nicht.

„Papa läßt unverständig lange warten! ich hoffe doch, daß die Schuld nicht etwa an dem Radschah liegt, den er uns vorführen will, es wäre sehr dreist von dem Nigger, unsern Teint der Mai-Sonne in diesem Lande auszusetzen, blos um seinen Flitterstaat zu bewundern. — Ich bitte Sie, Soeur Angelique, hören Sie auf mit der Lectüre von der heiligen Ursula — wir wissen die Geschichte bereits auswendig und unsere Freistunde hat begonnen!"

Ein leichtes Roth färbte das blasse Gesicht der alten Nonne; sie schloß das Buch, erhob sich und trat zu der dreisten Sprecherin. „Es würde Ihnen Nichts geschadet haben, Mademoiselle," sagte sie ernst, „wenn Sie zu Ihrem bevorstehenden Austritt aus dieser Anstalt jenes erhabene Beispiel christlicher Ergebung in Leiden angehört hätten, die der Himmel auch den Stolzesten und Mächtigsten senden kann. Die Beschäftigung mit dem Heiligen ist stets eine bessere Vorbereitung für das Leben, als die Sucht nach irdischen Eitelkeiten."

„Sie wissen, Madame," entgegnete das schöne Mädchen, erglühend über den erhaltenen Verweis, „daß ich nicht Ihrem Glauben angehöre, die Geschichten Ihrer Heiligen also nicht anzuhören brauche."

„Ich bin die Schwester Angelique für Sie, Miß Frazer," sagte die Erzieherin mit Strenge. „Sie wissen sehr wohl, daß wir in diesem Hause Niemandem unsern heiligen Glauben aufdrängen, aber die Angehörigen der jungen Damen, die uns anvertraut werden, schenken uns das Vertrauen, daß wir eben so wissen, wie wir unsere Lehren zu geben haben. Scheuen Sie sich, von der Legende einer heiligen Märtyrerin Vortheil zu ziehen, so bietet Ihnen Ihr Strickrahmen Gelegenheit zu einer nützlichen Beschäftigung und Sie haben nicht nöthig, die Achtung gegen eine Ihrer Lehrerinnen aus den Augen zu setzen."

Die hellblauen Augen des schönen Fräuleins füllten sich mit



Thränen, nicht solchen der Demuth und Reue, sondern des stolzen Zornes über die Demüthigung, die ihr geworden. Sie griff hastig nach der entfallenen Wolle, welche die vor ihr knieende Dienerin ihr reichte und stach sich bei der heftigen Bewegung die entgegengehaltene Nadel tief in die Hand.

„Ungeschicktes Thier," zürnte die Miß und ein heftiger Schlag ihrer Hand traf das Gesicht des Hindumädchens, daß dieses theils von dem eigenen, theils von dem Blut der schlagenden Hand gefärbt wurde.

„Pfui, Miß Frazer," zürnte die Nonne, „Sie vergessen Sich und mich. Was kann diese arme Hindu für den Verweis, den Sie sich zugezogen? Den Augenblick bitten Sie sie um Verzeihung."

„Was fällt Ihnen ein, Madame? Die Tochter des Oberst Frazer sollte eine Nigger um Vergebung bitten? Nimmermehr!"

„Ich gehe, Ihr Betragen der ehrwürdigen Mutter zu melden," sagte die Erzieherin mit Ruhe. „Sie wird darüber entscheiden."

„Ich kann heute eben so gut die Pension verlassen, als es ohnehin morgen geschehen soll," entgegnete schnippisch die Tochter des Residenten, „und werde meinen Vater bitten, sobald er von seinem Besuch bei dem König zurückkommt, mich abholen zu lassen. Mich dünkt, ich bin alt genug, um endlich die Schülerin abzulegen."

Die alte Nonne blieb in der Thür stehen und wandte sich nach der leichtsinnigen Sprecherin um, indem sie bedeutungsvoll die Hand erhob. „Dem Himmel sei es geklagt, Miß, daß die Vorbereitungen, die Sie hier für das Leben erhalten, nicht bessere Früchte getragen. Ich will zu Gott und den Heiligen beten, daß er Sie erleuchten und Ihnen das nicht anrechnen möge, was Sie eben gethan!"

Sie verließ, ihren Rosenkranz fassend, den Saal, während ihre junge und schöne Gegnerin in der Mitte desselben in trotzender Haltung stehen blieb, im Innern selbst mit sich unzufrieden, und dennoch zu hochmüthig, um dies zu zeigen.

Die Nonne hatte kaum die Thür geschlossen, als alle die



jungen Mädchen eilig von ihren Plätzen sprangen und ihre Gefährtin in wirrem Durcheinandersprechen über den Vorfall umringten. Die älteren zollten ihrem Widerstande Beifall und beneideten sie um die bald erlangte Freiheit, während die jüngeren noch nicht wagten, eine so kühne Meinung laut werden zu lassen und sich begnügten, von den Folgen zu schwatzen.

An die arme Mißhandelte dachte Niemand.

Da faßte eine Hand die der trotzigen und hochmüthigen Miß.

„Sie thaten Unrecht, Victoria," sagte eine sanfte Stimme. „Schwester Angelique verdient Ihre Achtung und die arme Aurunga hat Sie sicher nicht mit Willen verletzt."

Es war die junge Nonne, welche so freundlich zu der Erregten sprach, und augenblicklich beruhigte sich deren Leidenschaft. „O, mit Ihnen ist es etwas Anderes, Soeur Marie," rief die junge Miß, ihr um den Hals fallend, „Sie wissen, wie lieb wir Sie Alle haben und daß, was Sie sagen, uns Gesetz ist, obschon Sie nicht viel älter sind, als wir selbst. Aber die bigotte Strenge der Schwester Angelique mag ich nicht leiden, sie quält uns halb zu Tode mit ihren guten Lehren und möchte am liebsten lauter Fromme aus uns machen, die sich von diesem Niggervolk alles Mögliche anthun ließen. Als ob die braunen Geschöpfe Rechte hätten, wie wir! — Da, nimm das als Schmerzensgeld und belästige uns nicht länger mit Deinem Geschrei!" Sie warf der Hindudienerin einige Silberstücke zu, indem sie jetzt erst das arme Geschöpf des ersten Blickes würdigte.

Die Geschlagene kauerte, ohne daß ihre Gefährtinnen ihr genaht wären oder ihr Beistand geleistet hätten, in einem Winkel und das Blut lief immer noch aus der Nase, während die junge Indierin, die vorher mit der Nonne auf dem Balkon gestanden, sich bemühte, mit ihrem eigenen in Wasser getauchten Taschentuch das Blut zu stillen.

Die Geldstücke rollten über die Marmorquadern bis zu den Füßen der Gemißhandelten; aber gegen die gewöhnliche Habsucht der Indier nahm sie dieselben nicht auf.

Sie erhob sich vom Boden, kreuzte die Arme über der Brust zum Salam gegen ihre junge Landsmännin, und indem sie einen

drohenden Blick voll Haß auf Miß Frazer schleuderte, verließ sie das Gemach.

„Sieh da — ein Wunder," lachte Jene, „eine Nigger läßt das blanke Silber liegen, das man ihr geschenkt. Ei seit wann sind Deine Landsleute so zartfühlend geworden, kleine Irma, daß sie englisches Geld verschmähen?"

„Sie haben Aurunga ein unersetzliches Leid zugefügt, Mam Sahib," entgegnete das junge Mädchen schüchtern, „Sie ist von einer hohen Kaste und Ihr Schlag hat sie dieser beraubt."

„Nun, was weiter, Miß? meinetwegen mag sie einer Kaste angehören, welcher sie will, was kümmern mich Ihre indischen Narrheiten?"

Das freundliche Gesicht der jungen Hindu färbte sich mit dunklem Roth bei dieser Impertinenz.

„Mancher stolze Faringi, Mam Sahib," sagte sie ernst, „hat es schon bereut, die heiligen Sitten meines Volkes verhöhnt zu haben. Aurunga bleibt eine Brahminentochter, wenn sie auch eine Dienerin geworden, und ihr Auge drohte Ihnen Rache, als sie den Saal verließ. Nehmen Sie sich in Acht vor ihr."

„Sie vergessen, Mademoiselle," entgegnete die Engländerin stolz, „daß ich die Tochter des Obersten Frazer bin und daß dieser in Delhi befiehlt."

„Sie dürfen die Sache doch nicht so leicht nehmen, Victoria," bemerkte die junge Nonne. „Ich habe gehört, daß ein Hindu den Verlust seiner Kaste dem Beleidiger nie vergiebt, und es wird sich hoffentlich ein Mittel finden, Aurunga zu beruhigen."

„Bah — was kann sie mir thun? irgend eine kleine Bosheit, vor der ich mich hüten werde. Kommen Sie näher, meine Damen, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges und Erfreuliches mitzutheilen."

Die Mädchen umdrängten sie. „Was ist es, was haben Sie uns zu sagen? Geschwind heraus damit, ehe Schwester Angelique zurückkehrt."

„Nun so hört. Ihr wißt, daß ich morgen die Pension verlasse, da übermorgen der Geburtstag meines Papa's ist?"

„Leider ja!"

„Ich wünschte, wir könnten Dich begleiten!"

„Die Reihe wird auch an Euch kommen. Nun hören Sie. Papa giebt am Mittwoch zur Feier seines Geburtstags und um den Besuch des Rajah von Bhurtpur zu ehren, einen Ball. Die Offiziere von Mirut und viele von Aligur sind geladen."

„Ei da wird Lieutenant Willougby auch dabei sein?"

„Und der schöne Angelo Elton?"

„Und Procter?"

„Versteht sich — alle Offiziere der Garnison sind geladen und alle Familien, die auf Fashion Anspruch machen können. Auf diesem Ball werde ich zum ersten Male meine Stellung als Dame des Hauses repräsentiren."

„Sie Glückliche!"

Der Neid lag auf den meisten der hübschen Gesichter.

„Sehen Sie, was ich hier habe?"

„Ei das sind Karten — vielleicht Einladungskarten zum Ball?"

„Gewiß — und zwar Einladungen für Sie — für die sechs Aeltesten."

„O wie schön — aber was nutzt uns dies? Wir dürfen ja nicht hin. — O das ist abscheulich, uns so zu foppen!"

„Auch daran ist gedacht — Alles ist bestens besorgt. Ich erwarte jeden Augenblick Lady Hunter, meine Tante. Sie wissen, daß diese großen Einfluß auf die ehrwürdige Mutter hat, und sie überbringt die Bitte meines Vaters, daß meinen Freundinnen aus der Pension gestattet werden möge, an unserm Fest Theil zu nehmen. Sie werden Urlaub erhalten, meine Lieben, ich bürge Ihnen dafür, so wahr mein Papa Resident in Delhi ist! Wie Schade, Soeur Marie, daß Sie uns nicht begleiten können."

Ein leichtes trauriges Lächeln der Entsagung stahl sich über das schöne Antlitz der jungen Nonne. „Ich kenne die rauschenden Freuden der Welt nicht," sagte sie milde, „und deshalb vermisse ich sie auch nicht. Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück in dieser mir fremden Welt, Miß, und vor Allem, daß Sie Ihre Heftigkeit zu zügeln wissen und lernen mögen, daß jeder Mensch Anspruch auf die Nachsicht seines Nächsten hat."

Ein Diener des Hauses öffnete die Thür und meldete: „Die Mam Sahib Hunter, die Frau des großen Priesters!"

Lady Adelaide trat ein und Alle eilten ihr entgegen, denn trotz des verschiedenen Glaubens war die Dame eine besondere Beschützerin der Nonnen und in dem Pensionat sehr geehrt.

Irma, das junge Hindumädchen eilte auf sie zu und küßte ihr demüthig die Hand. Die Lady reichte die ihre der jungen Nonne und begrüßte freundlich die Mädchen.

Lady Adelaide hatte nur wenig von ihrer Schönheit verloren, obschon auf ihrem blassen, fast durchsichtigen Antlitz die Spuren innern Leidens und des krankhaften Zustandes, welchen das Tropenklima hervorgerufen, deutlich sichtbar waren. Ihre schönen Augen hatten jenen transcendentalen Glanz, jene eigenthümliche Klarheit und Größe angenommen, die man häufig gerade bei ihren Landsmänninnen findet, wenn jene entsetzliche Geißel der Krankheit, die auf ihrer Nation lastet, ihre Krallen auf das erwählte Opfer legt. Ein engbegrenzter Anflug fieberhafter Röthe auf den zarten Wangen, ein kurzer die Brust beengender Athem waren Symptome, die den erfahrenen Blick des Arztes besorgt gemacht hätten.

„Ich komme im Auftrage Deines Vaters, mein Kind," sagte sie zu Miß Frazer, „Deine Freundinnen zu dem kleinen Fest auszubitten, das der Oberst übermorgen geben will. Lasse der ehrwürdigen Mutter meine Ankunft melden, und sie um eine Unterredung bitten, denn ich habe Eile, da ich der armen Mistreß Elkinson noch einen Besuch machen will und um zehn Uhr im Lazareth erwartet werde."

„Mistreß Elkinson ist krank?"

„Seit drei Tagen, sie kann das Bett nicht verlassen und die Aerzte hegen Besorgniß. Dazu ist ihr Mann abwesend und die Aufsicht über ihr Kind nur fremden Dienern anvertraut."

„Sie schonen Ihre kostbare Gesundheit zu wenig, Madame," sagte die junge Ursulinerin. „Die Leidenden nennen Sie nicht umsonst den guten Engel von Delhi, und tausend Kranke und Hilflose segnen Sie als Retterin, aber Sie vergessen sich selbst darüber. Jede Anstrengung ist in dieser Jahreszeit und in diesem Klima doppelt gefährlich."

Die Lady richtete einen kurzen aber ausdrucksvollen Blick nach dem Bilde jener Schmerzensreichen, die mit himmlischer Er-



gebung die tiefsten Leiden der Erde trug, und lächelte sanft: „Jede von uns, Soeur Marie, hat den Kreis ihrer Pflichten, und der Ihre ist auch nicht mit Rosen bekränzt. Ich war sechs Wochen von Delhi entfernt, mein Gemahl wollte es so, indem er glaubte, die frische Luft von Ludhiana würde meiner Brust wohl thun. Aber ich sehnte mich zurück nach meinen Kranken und ich hoffe, sie freuen sich meines Wiederkommens."

„So sollten Sie wenigstens vermeiden, liebe Tante, sich in den Hütten der Hindu's und bei den widrigen Krankheiten der Eingebornen fortwährender Gefahr auszusetzen," redete Miß Frazer ein. „Ich begreife nicht, wie man sein Mitleid an solche Geschöpfe verschwenden mag. Sie können sich den Tod dort holen."

Die Lady legte mit einer unwillkürlichen Bewegung die zarte durchsichtige Hand auf die Brust. „Auch jene armen Heiden, Victoria, sind unsere Brüder und Schwestern," sagte sie mild, „und bedürfen unsrer Hilfe mehr, als sie, denen das Licht des Christenthums leuchtet. Laß uns das höchste Gebot des Schöpfers erfüllen, der seine schöne Welt nicht bloß den Weißen gegeben."

Sie liebkoste freundlich das Hindumädchen, das sich an sie gedrängt und mit Blicken von Verehrung und Bewunderung zu ihr emporschaute, als der Schall von Trommeln und Militairmusik und das laute Geschrei der Volksmenge von der Straße heraufdrang.

„Sie kommen! sie kommen! geschwind!" riefen die jungen Mädchen und eilten nach dem Balkon der Veranda.

„Es ist der Oberst, Dein Vater, ich begegnete dem Zug bereits auf der Kashemir-Straße," sagte freundlich die Lady. „Laß Dich nicht abhalten, das Schauspiel anzusehen, und auch Sie, meine liebe Marie, widmen Sie immerhin einen Blick demselben, Sie sind noch zu jung, um allen Freuden der Welt zu entsagen, wenn Sie auch Gott danken mögen, daß Sie vor ihren Versuchungen in diesen Mauern geschützt bleiben. — Ich will unterdeß Ihre Oberin aufsuchen."

Sie drückte dem jungen Mädchen die Hand und entfernte sich in das Innere des alten Palastes.

Die jungen Damen und Mädchen waren in die Veranda geeilt, um den Zug des Residenten und des Rajah von Bhurtpur

nach dem Dauri Serai, dem Palast der Großmogule, mit anzusehen.

Ein dichtes Menschengedränge wogte in der Chandi-Choak, über dessen Köpfe her die langen Hälse der Kameele und die mächtigen Rücken der Elephanten sichtbar wurden. Zuerst kam eine Anzahl Peons oder Polizeimannschaften, die mit ihren langen weißen Stöcken ohne Weiteres die Leute auf die Köpfe schlugen und bei Seite schoben, um dem Zuge Platz zu machen. Dann folgten die Sowars oder Kameelreiter des Rajah und auf prächtig geschirrten Pferden seine Hausdiener und Offiziere, sämmtlich in lange weiße Frauenröcke gekleidet, mit rothen spitz zulaufenden Turbanen, den Schild auf dem Rücken, den Säbel in der Faust. Eine Schaar von Musikanten schritt vor der Hauptgruppe des Zuges her, einen wahrhaft entsetzlichen Lärmen mit Cymbeln, Kesseltrommeln, Becken und Flageolets vollführend.

„Fi donc!" schalt Miß Forrest, die Ohren zuhaltend, „das ist so abscheulich, und klingt fast eben so, als wenn die kleine Irma Klavier spielt. Sehen Sie, Victoria — da kommen die englischen Offiziere. Angelo ist darunter, und Capitain Gordon Butler."

„Da neben Oberst Riplei reitet Smith vom 74sten. Aber wo ist Ihr Bruder, Wally?"

„Ich glaube, er hat die Wache im Arsenal."

„Ah seht, wie Willougby seinen »Gibraltar« courbettiren läßt und herauf blickt. Glückliche Victoria, der Gruß gilt Dir!"

Ein junger Offizier hob sein schönes Vollblut-Pferd, gerade als er dem Balkon gegenüber war und salutirte mit dem Säbel. Er war eine schlanke, hohe Gestalt, deren breite Schultern und schmale Hüften besondere Kraft andeuteten, das Gesicht gebräunt von der Sonne Indiens, von einem dunklen Backenbart gehoben.

Die Miß verbeugte sich über den Steinrand des Balkons und ließ den Strauß duftender Blumen, den sie aus einer der Vasen genommen, auf die Straße fallen.

Zugleich mit ihm flog eine einzelne weiße Rose nieder.

Noch ehe die Blumen den Boden erreicht, gleichsam während sie noch in der Luft schwebten, warf der Offizier sein Pferd zur Seite und mitten in die an der Seite des Weges drängende

Volksmenge, so daß dieselbe eilig zurückwich und der Strauß und die Blume fast vor den Füßen seines Rosses auf die weißen Marmorquadern des Pflasters niederfielen.

Der Lieutenant streckte sein Pferd aus, und mit einer den wilden Sikhreitern nachgeahmten Bewegung warf er sich an der Seite des Sattels nieder, ohne diesen zu verlassen, so daß seine Hand bequem den Boden berühren konnte.

Als er wieder emporschnellte und das edle Thier unter seinem Sporenstich zugleich mit einem gewaltigen Satz vorwärts sprang, hielt seine Hand beide Zeichen — das Bouquet und die Rose.

Das kleine Abenteuer war so rasch vorüber gegangen, daß es kaum von den nachfolgenden Gruppen des Zuges bemerkt worden war. Desto genauer hatte man es auf dem Balkon der Pension der Ursulinerinnen beobachtet.

Miß Frazer wandte sich hastig um. „Wer warf die Rose — wer war es, der die Blume warf?"

Ihr Auge forschte fragend umher und blieb mit Erstaunen zuletzt auf der jungen Nonne hängen, die dicht hinter ihr gestanden, und deren hübsches Gesicht jetzt mit dunklem Purpur übergossen war, und die Augen beschämt zu Boden schlug.

„Wie, Sie, Schwester Marie, Sie warfen die Rose?"

„Verzeihen Sie, Miß," sagte mit tiefer Verwirrung, aber doch nicht ohne das Erbtheil aller Evatöchter, der raschen Geistesgegenwart in solchen Fällen, die junge Nonne. „Verzeihen Sie, Miß, ich sah nicht, daß Sie bereits Blumen hatten und wollte Ihnen zu Hilfe kommen."

„Nun, es wäre auch gar zu komisch," lachte Wally Forster, „wenn Soeur Marie, unsere liebe Lehrerin, Victorien ihren Anbeter abspenstig machen wollte. Aber seht, Kinder, da kommt der Oberst und der Rajah — puh, was der für ein gelbes, grimmiges Gesicht macht in all dem Staat, den er angelegt."

In der That nahte so eben die Hauptgruppe des Zuges der Stelle unter dem Balkon. Der Rajah von Bhurtpur erschien auf einem kolossalen, prächtig geschmückten und zierlich in Blau, Roth und Gelb bemalten Elephanten, auf dessen Kopf ein goldener Pfau sich erhob, dessen ausgespreiztes Gefieder im Licht der Sonne von Edelsteinen strahlte, so daß das Auge den reflectirenden

Glanz kaum zu ertragen vermochte. Ein in weiße und rothe Gewänder gekleideter Kornak saß auf dem Nacken des Thieres und leitete mit einem Spitzstock seine plumpen, aber majestätischen Bewegungen. Der Rajah selbst, der nach Delhi gekommen, um bei der erwarteten Ankunft Sir Mallinghains, des Mitgliedes des Directoriums von Indien, diesem seinen Besuch zu machen, und bis dahin mit seinem zahlreichen Gefolge auf dem großen Ruinenfeld sein Lager aufgeschlagen hatte, saß in einer silbernen Haudah, hinter welcher ein Diener kauerte, der einen großen Sonnenschirm von Pfauenfedern über dem Haupt des Gebieters hielt. Der Rajah war ein noch junger Mann von etwa 25 Jahren, groß, stark, aber von Blatternarben entstellt. Er war unter der speciellen Aufsicht der Engländer erzogen worden und erst vor Kurzem, nach dem Tode seines Vaters, eines besondern Freundes der Engländer, zur Regierung gekommen, weshalb er auch die Gelegenheit benutzen wollte, dem einflußreichen Abgeordneten der Regierung in Kalkutta seine Achtung zu bezeugen. Er trug ein blauseidenes langes Gewand, mit Goldborten besetzt und reich mit Juwelen geschmückt. Dicht hinter ihm auf Kameelen und Elephanten kamen seine beiden Brüder in grünseidenen Kleidern und seine neunzehn Barone und Minister in grellbunten Gewändern.

Neben dem Rajah ritt, gleichfalls auf einem Elephanten, der Resident, Oberst Frazer. Hinter dem Gefolge der Beiden kamen ein Trupp der Soldaten des Rajah zu Pferde, mit Lanzen, Schildern und Schwertern bewaffnet; eine Compagnie Sepoy's vom 74. Regiment bildete den Schluß.

Oberst Frazer grüßte, als er an der Erziehungsanstalt vorüber kam und die jungen Damen auf dem Balkon bemerkte, freundlich winkend hinauf, und auch der Rajah, von ihm aufmerksam gemacht, gab seinen Salem, indem er mit der Hand die Stirn und Brust berührte.

Der Zug setzte ohne Aufenthalt seinen Weg nach dem Platz vor dem Dauri-Serai fort und schwenkte sich um die westliche Seite desselben, um durch das große Thor seinen [illegible]ug zu halten.

Der berühmte Kaiser-Palast von Delhi ist von einer 60 Fuß hohen Mauer von rothem Granit und einem großen Wallgraben

auf drei Seiten eingefaßt, auf der vierten stößt er an die Dschumna. Er übertrifft an Größe bei Weitem den berühmten Kreml von Moskau und umschließt eine Menge von Gebäuden, Moscheen und Bädern.

Das Thor, durch welches der Zug den ersten Hof des Palastes betrat, bildete einen prachtvollen gothischen Bogen, wie bei einer der herrlichsten Kathedralen des Mittelalters, Alles von polirtem Granit und mit dem schönsten Schnitzwerk von Blumen und Arabesken nebst Sprüchen aus dem Koran bedeckt.

Am Eingang des Thores empfing sie Capitain Douglas, der Befehlshaber der Palastwache, der über dem Thor seine Wohnung hatte. Die Leibwache, nach dem europäischen Reglement eingeübt, aber in orientalischer Kleidung und mit Luntenflinten bewaffnet, bildete im Innern zu beiden Seiten Spalier.

Der Hof, in den die Elephanten und vornehmsten Reiter jetzt eingetreten waren, während die Krieger des Rajah und die Sepoy's auf dem Platz vor dem Palast zurückblieben, war etwa 300 Fuß lang, von einem kleinen Kanal durchschnitten, und bildete den Stallhof. Die Reiter mußten hier die Elephanten und Pferde verlassen, indem die Etikette bei Besuchen des seinen traurigen Scheinprunk mit ängstlicher Sorge festhaltenden Fürsten vorschrieb, daß man nur zu Fuß den Kanal überschreiten und die inneren Höfe betreten durfte.

Während des Absteigens näherte sich Capitain Douglas dem Residenten.

„Haben Sie weitere Anzeichen zu berichten, Capitain," fragte dieser, „oder hat der alte Thor mit seinen Söhnen sich zum Nachgeben bequemt? Goddam! ich will ihn und das ganze Gesindel lehren, Umtriebe anzuzetteln und uns zu trotzen. Die Regierung thäte am Gescheidtesten, der ganzen Herrlichkeit ein Ende zu machen und die Familie auf und davon zu jagen."

„Der alte Mann," entgegnete der Capitain, „ist eine bloße Null und hat nicht einmal Kraft genug, um seine Weiber in Ordnung zu halten. Der Gefährlichste von der Familie ist und bleibt Prinz Jehan. Er ist ein kühner Mensch, besitzt die Liebe der Sepoy's, und wagt es, uns offen Trotz zu bieten."

„Hat er sich in der letzten Zeit auf's Neue entfernt? Die

lange Abwesenheit vor Beginn der letzten Regenzeit, über die er nur ungenügende Aufschlüsse gegeben, hat ihn verdächtig gemacht. Ich hoffe, Sie haben ihn streng beobachten lassen?"

„Man hat ihn seit einigen Tagen viel mit einem Mahratten und mit einem fremden Derwisch, die in einer Karawanserai am Delhi-Thor wohnen, verkehren sehen. Ich sandte gestern Morgen eine Wache ab, um die Leute holen zu lassen und zu befragen, aber sie waren verschwunden. Doch, Colonel, dies ist es weniger, was mich besorgt hat."

„Was sonst? — reden Sie!"

„Ich weiß nicht, mir kommt es vor, als zeige sich ein eigener trotziger Geist unter der ganzen Bevölkerung. Blicken Sie diese schwarzen Kerls an, die gewohnt sind, jedem Wink meiner Augen rascher zu gehorchen, als den Befehlen des Königs. Sie sehen finster und verdrossen aus und ich habe ihrer bereits fünf heute zum Arrest schicken müssen wegen Ungehorsams. Auf der ganzen Stadt scheint mir seit gestern ein anderer eigenthümlicher Geist zu liegen."

„Sie haben Recht, Capitain — das Benehmen des Volks ist nicht das gewöhnliche. Es herrscht ein ungewohntes Schweigen unter der Menge — und doch ist Alles in Bewegung und Aufregung."

„Lassen Sie uns auf der Hut sein, Sir — ich fürchte, es geht etwas vor, von dem wir nicht wissen."

„Bah — irgend vielleicht eine ihrer religiösen Narrheiten, die ein unwissender Bursche verletzt hat. Sie werden bald genug mit ihrer Klage ankommen. Unterdessen will ich Ihnen hier Gehorsam verschaffen und den alten Narren mit seinem Harem zur Ordnung bringen. Ich sehe, der Rajah ist bereit, lassen Sie uns vorwärts gehen. Wo erwartet uns der König?"

„In den Gärten am Fluß, Oberst?"

Auf ein Zeichen, das der Capitain gab, setzte sich der Zug in Bewegung, überschritt den Kanal und gelangte durch ein großes Portal in den zweiten, ein Viereck bildenden Hof, in [illegible] der äußere Thron angebracht ist. Er steht in einer aus weißem Marmor gebauten Säulenhalle, dem Eingang gegenüber. Zwanzig Säulen in arabisch-byzantinischem Styl in zwei Reihen bil-

den die Front auf beiden Seiten; der Thron selbst ist oder war vielmehr ein marmorner Sessel, die Rückseite geschmückt mit Arabesken in florentinischer Mosaik, unter denen ein Orpheus, aus Edelsteinen gebildet, eine besondere Pracht zeigte. Vor diesem Throne ertheilten die Großmogule den Gesandten und den Vornehmsten des Reiches Audienz, wenn diesen anbefohlen war, auf Elephanten zu erscheinen, deren hier an 200 Platz hatten.

Jetzt, in dem Verfall der alten Herrlichkeit, wird der Hof zum Empfange der Besucher durch die Schobedars und die Hausdiener des Schattenkönigs benutzt, die hier Diejenigen, welche zur Audienz kommen, mit der Tschoga oder dem Ehrenkleide versehen.

Aus dem Hof des äußern Thrones gelangten der Resident und sein Begleiter durch ein kleines nördlich gelegenes Thor in einen mit weißen Marmorplatten ausgelegten Hof nach dem Dewan Kost, dem aus weißem Marmor gebauten offenen Audienz-Saal. Die gewölbte Decke desselben wird von 32 Marmorsäulen in zwei Reihen getragen. In der Mitte stand der berühmte Pfauenthron aus schweren Goldtafeln, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen überzogen, zwischen zwei goldenen Pfauen in Lebensgröße, die ihre ausgebreiteten Edelsteinschweife erhoben hatten, und über denen ein Papagey in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, den prachtvollsten Thron der Erde zierte. Er hatte einen Werth von mehr als fünfzig Millionen Thalern. Den kostbarsten Stein des Thrones, einen Rubin erster Schönheit und Größe, hat Timur geraubt, den übrigen Edelsteinschmuck entführte Nadir-Schah mit sich nach Persien.

Zur Zeit unserer Erzählung war in Stelle des einst so prächtigen Thrones nur noch ein einfacher Sessel auf hohem Fundament stehend vorhanden, bedeckt mit dünnen Goldplatten und Perlen und Edelsteinen von geringerm Werth. Ein Himmel, von silbernen Säulen getragen, schwebte darüber, und wie werthvoll auch immer noch diese Nachbildung in europäischen Augen gelten mochte, so klang doch die Inschrift zur Seite in arabischen Lettern: „Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier! so ist es hier! so ist es hier!“ in der Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit jetzt nur wie ein Spott!

Südlich von Dewan-Kost, längs des Flusses, liegen die in

arabischem Style erbauten Marmorpaläste des Königs und seiner Frauen, nördlich die Bäder, Gärten, die Wohnungen der Prinzen und eine kleine Moschee. Alles ist aus weißem Marmor mit eingelegter Edelsteinmosaik erbaut, wobei Pracht mit Ueppigkeit und Bequemlichkeit wetteifern, und die zierlichen, mannigfaltigen Muster an den Säulen, Erkern und heraustretenden Hallen bewunderungswürdig kunstsinnig und geschmackvoll erschienen.

Aber auch damals schon, ehe noch die Kugeln der erbitterten Engländer einen großen Theil dieses prachtvollen Baues zerstörten, war Vieles in traurigem Verfall.

Zwei große Fontainen warfen ihre Strahlen in der Mitte des mit einigen großen Tamarinden, Bananen und Blumen aller Art besetzten Gartens in die Höhe, durch welchen der oberste Stabträger des entthronten Monarchen den Residenten und den fremden Fürsten, nachdem er ihnen gleichsam alle Herrlichkeiten des Palastes auf dem Wege zur Schau gestellt hatte, vor seinen Herrn führte.

Der alte König von Delhi, jetzt ein Mann in den Siebzigen, befand sich in einem arabischen Kiosk mit vergoldeter und emaillirter Kuppel, der sich nach den Gärten in einer Säulenhalle öffnete, während die breiten balkonartigen Fenster nach dem Dschumna hinausgingen und den Blick auf die Schiffbrücke und das andere Ufer gestatteten.

Abul Mahomed, der letzte Großmogul von Delhi, saß auf einem mit Goldstoff überzogenen Divan, umgeben von seinen Söhnen und Verwandten, seinen sogenannten Ministern, Dienern und Eunuchen. Er war ein Mann von unförmlich dicker und plumper Körpergestalt, aber einem gutmüthigen apathischen Gesichtsausdruck. Er trug ein Gewand von rother Seide mit Goldborten verbrämt, nach Art eines Weiberrocks und einen kostbaren Shawl um die Schultern gelegt. Sein Turban war roth und mit einer kostbaren Agraffe von Smaragden geziert, die einen kleinen Busch von Reiherfedern hielt. Die dicken kurzen Finger waren fast bis zu den Spitzen mit werthvollen Ringen bedeckt, und zwischen den Lippen hielt er das Mundstück einer Hukah, deren langes gewundenes Rohr mit Perlen und Edelsteinen besetzt war.

Einen eigenthümlichen Kontrast zu dieser orientalischen Pracht bildete das einfach weiße Gefieder von zwei Tauben, die auf der Schulter und dem Arm des Nachkommen der mächtigen Beherrscher Indiens ohne Scheu vor der umgebenden Menge saßen und von ihm von Zeit zu Zeit geliebkost und gefüttert wurden.

Andere Tauben flogen durch die offene Halle ab und zu, und ein ganzer Schwarm, der auf den Gesimsen und auf dem Rande des Springbrunnens saß, erhob sich bei der Annäherung des Zuges und flog umher, denn eine Unzahl dieser im Orient ohnehin für heilig gehaltenen Vögel bewohnte den Garten und den Palast des Großmoguls, der eine große Vorliebe für sie hatte.

Der Resident sah, daß die Favorit-Begum des Moguls, Sinat Mahal, an seiner Seite saß, tief in Schleier gehüllt, während ihr junger Sohn Dschumna Bukh zu ihren Füßen kauerte und ihr alter Vater neben ihr stand. Die vierzehn anderen Söhne des Kaisers, darunter Akhbar Jehan, der Gefährlichste und Entschlossenste der Familie, Bukthur und Timor Aly, standen hinter ihrem Vater.

Als der oberste Schobedar sich dem Sitze des Kaisers näherte, warf er sich nieder und berührte drei Mal mit der Stirn den Boden. Dasselbe Ceremoniell wiederholten alle Hindu's, den Rajah eingeschlossen, dessen Familie von geringerer Abstammung war, als die des Moguls, wogegen viele andere Fürstenfamilien Hindostans, z. B. der Rajah von Jeypur, von weit älterer und vornehmerer Familie abstammen, und daher sorgfältig vermieden, Delhi zu betreten, um nicht einem Geringern als sie selbst, ihre Ehrfurcht bezeugen zu müssen.

Die Engländer begnügten sich mit drei tiefen Verneigungen, wobei der oberste Schobedar mit lauter Stimme ausrief: „Sehet die Zierde der Welt! Sehet die Zuflucht der Völker! Den König der Könige! Den König Abul Mahomed!"

Hierauf traten der Schatzmeister des Rajah und der Secretair des Residenten vor und legten auf einem weißen Tuch zu den Füßen des Königs die Totschakana, oder das übliche Geschenk nieder, denn es ist Brauch, daß bei jedem Besuch indischer Fürsten, sowohl unter sich als von den Engländern, Geschenke

ausgetauscht werden, die zum Theil in Ehrenkleidern, Waffen, Juwelen u. s. w. und in Goldstücken bestehen. Um diesen Gebrauch zu regeln, hat die ostindische Compagnie bestimmt, daß alle ihren Beamten gemachten Geschenke abgeliefert werden müssen und der Erlös einer besondern Kasse zu Gute kommt, aus der wieder die Gegengeschenke bestritten werden.

Die Totschakana des Rajah von Bhurtpur bestand in mehreren werthvollen Shawls, Edelsteinen und Goldstücken, von letzteren empfing auch der künftige Thronfolger eine geringere Anzahl.

Die Augen der Sinat Mahal und der Söhne des Moguls maßen mit Begier die Größe der Geschenke und in vielen Gesichtern zeigte sich Verdruß und Zorn, als der Resident nur ein Geschenk von zehn Goldstücken auf das Tuch werfen ließ und die Prinzen gar nicht bedachte.

„Rohanna Rû, der Rajah von Bhurtpur," sagte der Oberst, der des Hindostani vollständig mächtig war, nicht ohne Spott, „wünscht dem mächtigen Schah Abul Mahomed seine Ehrfurcht zu bezeugen. Da er in Gesellschaft seiner und Deiner Freunde, der Faringi, kommt, so hoffe ich, Du wirst ihm das Licht Deines Angesichts zuwenden, obschon früher Eure Familien in Zwist lebten."

„Er ist mir willkommen, Sahib," sagte der alte Mann, „und Ihr möget die Hukah des Friedens mit dem Lichte der Welt rauchen."

Der Rajah und der Resident wurden hiernach von den Babu's oder Schatzmeistern des Moguls in ein Nebengemach geführt und dort mit dem Gegengeschenk des Königs, einer Tschoga von flitterhaftem und werthlosem Aufputz bekleidet. Der Turban des Rajah wurde mit einem goldgestickten Schleier umwickelt und ebenso der Hut des Residenten.

Als sie in die Halle zurückgekehrt waren, brachten die Diener auf goldenen Platten Scherbet und allerlei Süßigkeiten und reichten sie umher, während vor jedem der Gäste eine Hukah niedergelegt wurde.

Der Rajah von Bhurtpur war als ein sehr schweigsamer Mann bekannt und die Unterhaltung daher eine sehr spärliche,

sich auf Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohlergehen beschränkend.

Nach Verlauf einer halben Stunde erhob sich der Rajah, sich wegzubegeben, und sein Auge traf fragend den Residenten, als dieser ruhig sitzen blieb.

„Verzeihe Hoheit," sagte Oberst Frazer, „daß ich Dich nicht begleite, ich habe mit dem „Schatten der Welt" noch zu reden und Capitain Douglas wird meine Pflichten erfüllen. Morgen werde ich Dich in Deinem Lager besuchen."

Der Mogul tauschte einen besorgten Blick mit seinen Söhnen und seinen Ministern bei dieser Erklärung des Residenten, doch er konnte der angekündigten Unterredung nicht ausweichen. Die Augen Akhbar Jehans und der Sinat Mahal aber begegneten sich mit Bedeutung, und der Sohn des Moguls trat an die hohen offenen Fenster des Pavillons, die nach der Dschumna hinaus gingen.

Ein triumphirendes Lächeln überzog sein braunes Gesicht, als er die Gegend überblickte und er hob einen Finger seiner linken Hand in die Höhe, seiner Vertrauten als Zeichen.

Unterdeß hatte sich der Rajah verabschiedet, und unter demselben Ceremoniel, wie er gekommen, den Gang eines trabenden Elephanten nachahmend, wie es die Etikette der indischen Höfe vorschreibt, verließ er mit seinem Gefolge den Pavillon und den Garten, begleitet von Capitain Douglas.

Oberst Frazer und Lieutenant Willougby blieben unter den Hindostani zurück.

„Ich habe Deiner Majestät zu melden," sagte der Resident nach kurzer Pause, „daß die Regierung Ihrer Majestät der Königin Victoria und das Direktorium der hohen Compagnie sehr unzufrieden mit Deinem Verhalten sind. Es ist mir die Nachricht zugekommen, daß Deine Familie und Deine Diener Trotz und Ungehorsam gegen die Befehle des Capitain Douglas zeigen, und bei jeder Gelegenheit ihre Unzufriedenheit mit den Anordnungen der Compagnie an den Tag legen. Sie weigern sich, die Leute, die den Palast betreten, einer Prüfung zu unterwerfen, und überreden die Leibwache, daß sie nur den Befehlen der Prinzen Gehorsam schuldig seien."

„Wallah, Sahib, was kann ich thun, ich bin ein alter Mann und die Knaben lachen mir in den Bart,“ entgegnete der Sultan, „das Licht der Welt, der Sohn Akhbar Schah's ist bosch, Nichts, in ihren Augen. Du selbst weißt es am besten, da ich nicht einmal einen Eunuchen tödten lassen darf, der meine Augen besudelt hat.“

Der alte Mann spielte auf ein Ereigniß an, das kurz vorher vorgekommen war. Er lebte mit seiner Familie nicht im besten Vernehmen und mit seinen sogenannten Ministern in fortwährendem Streit, und besaß in der That so wenig Gewalt, daß er noch wenige Tage vor der Audienz sich genöthigt gesehen hatte, den Beistand des britischen Residenten in Anspruch zu nehmen, um seinen Hausminister aus dem Palast werfen zu lassen, den derselbe nicht freiwillig verlassen wollte. Eben so ging es ihm in seinem Harem. Eines seiner Kebsweiber wurde, ihm unbewußt, guter Hoffnung, bald darauf eine zweite, und es ergab sich, daß ein als Eunuch gekaufter Wächter des Harems die Ursache war. An dem Sclavenhändler konnte sich der ergrimmte Kaiser nicht rächen und den angeblichen Eunuchen durfte er nicht mit dem Tode bestrafen, da ihm solche Gerechtigkeitspflege streng von den Engländern untersagt ist. Erst nach vielen Bitten bei der über seine letzte Heirath erzürnten Familie erlangte er es, daß der Pseudo-Eunuch mit Peitschenhieben aus dem Palast gejagt wurde.

„Was geschieht, geschieht in Deinem Namen,“ erklärte der Resident, „und Du weißt, daß Capitain Douglas bereit ist, Dir bei jedem billigen Begehren Hilfe zu leisten, auch wenn Du jene Männer,“ er wies auf die Schaar der Söhne, „ein für alle Mal aus Deiner Nähe entfernen willst. Die Regierung von Indien hat auf meine Bitte eines ihrer obersten Mitglieder hierher gesandt, um die Sache zu untersuchen, denn ich weiß, daß Deine Söhne mit der vertriebenen Mahe Tschund, der frühern Königin von Lahore, und den Räubern der Thur in Verbindung stehen. Sir Robert Mallingham ist auf dem Weg hierher.“

„Ai! ai! Das ist schlimm,“ jammerte der alte Mogul.

„Es sind böse Buben, aber ich bin in ihrer Gewalt. Sie ver=

langen Geld von mir, und die Faringi geben mir keines. Ich bin ein geplagter Mann."

„Du erhältst regelmäßig, was die Regierung Dir ausgesetzt hat, die Wirthschaft in dem Palast aber ist eine so liederliche, daß das Geld nicht für die Hälfte der Zeit ausreicht, und täglich neue Schulden bei den Babu's gemacht werden. Ich weiß, daß schon viele Kostbarkeiten verkauft und die Güter des Tajul[1]) verpfändet worden sind. Das aber ist gegen den Vertrag."

„Ist der Enkel Aureng-Zebs, der Sohn der Herrscher Indiens ein Sclave der Faringi, daß er nicht mehr wagen darf, über sein Eigenthum zu schalten?" zürnte Prinz Jehan, indem er sich kühn gegen den Residenten wandte.

„Ich kenne Deinen aufrührerischen Geist," entgegnete streng der Oberst, „und rathe Dir wohlmeinend, zu schweigen, bis die Reihe an Dich kommt. — Ein Kerl, Chuni mit Namen,[2]) der sich den Herausgeber und Redakteur einer indischen Zeitung nennt, läuft mit seinen Schreibereien in der Stadt umher, und liest dem Volk vor den Moscheen, den Pagoden und in den Kaffeehäusern mißvergnügte Artikel vor, die er im Auftrag des Königs geschrieben zu haben vorgiebt. Sie enthalten Klagen über die Engländer und fordern unsinniger Weise die Wiederherstellung des alten Reiches der Großmogule."

„Inshallah! was kann ich thun! Der Chuni ist ein Lump, obschon er sehr gute Geschichten erzählen kann. Laß ihm die Bastonade geben. Es müßte freilich ein schönes Ding sein, wenn der Thron meiner Väter wieder so mächtig würde, als zur Zeit, da Ihr Faringi in dies Land kamet."

„Wallah! Gut gesagt! Sehr wohl!" murmelte der gesammte Hofstaat.

„Deine Väter haben den Thron nicht gegen ihre eigenen

---

1) Familienschatzes.

2) Derselbe trat später in dem Prozeß gegen den alten König als Zeuge auf. Die Verbreitung seines Journals findet in der oben angedeuteten eigenthümlichen Weise statt. Nachdem Chuni sein Journal geschrieben hat, geht er zu seinen Abonnenten, die entweder nicht lesen können, oder zu bequem sind, um es selbst zu thun, der Reihe nach umher und liest jedem das Manuscript vor.

Vasallen beschützen können und Du solltest den Engländern Dank wissen, daß sie Dich für viele Verräthereien wenigstens in dem Rest Deines Eigenthums beschützen," entgegnete der Resident, der keine Lust hatte, sich über die Rechtmäßigkeit der englischen Besitznahme zu streiten. „Jener Kerl von Zeitungsschreiber ist bereits festgenommen, und die Folter wird ihm das Geständniß abzwingen, was Wahres an seiner Behauptung und wer der Urheber jener Aufreizungen ist. Vorerst habe ich Dir, bis das General-Gouvernement weiter entscheidet, mitzutheilen, was ich für nöthig halte!"

„Ai gusum! Licht meiner Augen! was werde ich hören müssen?"

„Ich verlange von Dir, daß diejenigen Deiner Söhne und Verwandten, denen die Regierung Ursache hat, zu mißtrauen, und deren Namen auf diesem Papier verzeichnet sind, mit ihren Familien sofort Deinen Palast und Delhi verlassen, sich auf die Landgüter jenseits der Dschumna begeben, und nicht ohne meine ausdrückliche Erlaubniß sich von dort entfernen dürfen."

„Inshallah, was muß ich hören?" jammerte der alte Herrscher. „Bin ich ein Vater und habe Kinder, daß ich sie verstoßen soll? Die Esel werden mein Grab besudeln, wenn ich gestorben bin!"

„Nimmermehr!" rief Bukthur, der zweite Sohn des Königs. „Kommt dieser Faringi hierher, unserm Vater in den Bart zu lachen? Wir sind in unserm Eigenthum, und er hat kein Recht, uns daraus zu vertreiben!"

Die Ankündigung der strengen Maßregel hatte unter der ganzen Familie eine allgemeine Bewegung hervorgebracht, aber der Resident kümmerte sich im Gefühl seiner Macht wenig darum, sondern fuhr fort:

„Das Zweite, was ich für nothwendig finde, ist die Entlassung des Gesindels, das Du Deine Leibwache zu nennen beliebst. Capitain Douglas klagt über den Geist von Widersetzlichkeit, der sich unter ihnen zeigt. Ich werde mit Brigadier Graves die nöthigen Verabredungen treffen, daß von morgen ab eine Compagnie Sepoy's die Wache des Palastes übernimmt."

Der König warf seinen Turban zur Erde. „Ich bin ein

geschändeter Mann," rief er. „Der Schatten des Unglücks ist über mir, — ich werde Asche auf mein altes Haupt streuen!"

„Schweige, Vater, oder antworte diesem stolzen Faringi, wie ihm gebührt," schrie der Prinz Jehan, indem er an die Seite seines Erzeugers sprang. „Ihr habt die Enkel Timur's zum Schatten ihrer alten Größe gemacht, und wollt sie auch des letzten Zeichens ihrer Macht berauben, damit der Thron Aurengzebs der Schemel Eurer Füße werde! Brüder und Freunde, wollen wir noch länger die Erniedrigung der Herrscher des goldenen Delhi durch die schmutzigen Kafirs dulden?"

„Nieder mit ihnen! nieder mit der Herrschaft der Faringi!" riefen zahlreiche Stimmen.

Der Oberst war aufgesprungen und hatte seine Hand an den Degen gelegt, — Lieutenant Willougby stand ihm bereits zur Seite.

„Das ist offenbarer Aufruhr," rief der Resident, „und übersteigt meine Nachsicht. Ich verhafte Dich, Akhbar Jehan, im Namen der Regierung! Du wirst sofort Dich auf die Thorwache begeben und meine weiteren Befehle dort erwarten."

Der Hindu-Prinz lachte höhnisch auf. „Sieh zu, ob die Krieger Abdul Mahomeds, des Großmoguls von Delhi, seinen Sohn fangen und halten werden."

„Zu Capitain Douglas, Willougby," befahl der Resident. „Er soll sofort eine Abtheilung Sepoys von der Hauptwache hierher kommandiren."

Prinz Jehan hohnlachte. „Laß alle Soldaten, die Du hast, elender Kafir, gegen uns ziehen, die ganze Macht Deiner weißen Königin wird Dir nicht helfen gegen den neuen Glanz des alten Thrones von Dewan-Kost. Brüder und Freunde, der Augenblick ist gekommen, uns zu rächen, und der Strahl der Sonne [1]) führt die Söhne des Todes in unsere Mitte!"

Sein ausgestreckter Arm wies triumphirend durch die hohen Bogenfenster der Veranda nach der entfernten Schiffbrücke über den Fluß.

---

1) Der Fluß Dschumna ist nach der indischen Mythe die Tochter der Sonne und die Schwester Yama's des Todesgottes.

Die Staubwolke hatte sich genähert und einen langen dunklen Strom von Reitern aus ihrer Mitte geboren, der auf Pferden und Kameelen über die Brücke nach der Stadt eilte. Waffen blitzten im Sonnenlicht. Eine Masse Volks umdrängte die Reiter und bis hierher drang das jubelnde Geheul der Menge.

„Was bedeutet das? — wer hat die Wache an der Brücke, Willoughby?"

„Lieutenant Waterfeld. Doch die Sache hat keine Gefahr, Oberst Ripley muß von der Begleitung des Rajah bereits zurück und in der Stadt sein. Kommen Sie mit, Sir, ich darf Sie hier nicht allein lassen."

Man hörte den schwachen Knall entfernter Schüsse, gleich darauf den starken Ton einer ganzen Salve.

„Inschallah! was geht mit mir vor? was ist geschehen? Habe Mitleid mit den armen thörichten Buben, o Sahib!" flehte der alte König, indem er seine Freunde, die Tauben, abschüttelte, sich in Angst trotz seiner Schwerfälligkeit erhob und auf den Residenten zuwankte.

Seine Söhne sprangen dazwischen.

„Erniedrige Dich nicht vor dem elenden Kafir,[1]) Kaiser von Hindostan!" schrie Akhbar Jehan. „Möge er fliehen, damit sein Blut nicht den Boden Deines Palastes beflecke! — Jene Krieger, die über die Dschumna strömen, sind die Reiter von Mirut, welche die Faringi erschlagen und uns zu Hilfe eilen."

„Nimmermehr soll der Kafir lebendig entkommen," schrie der wilde Bukthur und riß ein Pistol aus dem Gürtel, es auf den Residenten erhebend, aber die Sinat Mahal warf sich schreiend dazwischen.

„Es ist kein Augenblick zu verlieren! Fort, Sir!"

Der Lieutenant faßte den vor Schreck und Staunen über die so gänzlich unerwartete Wendung der Dinge sprach- und willenlosen Residenten am Arm und zog ihn eilig aus dem Kiosk und durch den Garten, verfolgt von dem wilden Geschrei der Söhne und Diener des Königs.

Der junge Offizier war zum Glück mit den Wegen und Lo-

1) Dasselbe wie Giaur, Ungläubiger.

kalitäten des Palastes genau bekannt und erreichte mit seinem Begleiter glücklich den Dewan-Kost.

Hier stürzte ihm, von einem Säbelhieb im Gesicht blutend, Sergeant Soyce, ein Engländer im Dienst des Capitain Douglas bei der indischen Leibwache, entgegen.

„Aufruhr, Mord, Gentlemen!" schrie der Mann. „Eilen Sie, sich zu retten! Capitain Douglas sendet mich, er hält das äußere Thor!"

Jetzt hatte auch Oberst Frazer seine Geistesgegenwart und die volle Erkenntniß der Gefahr wieder erlangt.

„Wo sind die Pferde, Soyce? — wo sind meine Diener?"

„Im Hof der Elephanten, Sir — aber die Leibwachen haben ihnen befohlen, sich zu entfernen."

Die Drei flogen, von dem Lärmen geleitet, durch den niedern Bogengang in der äußern Hof, wo sich ihnen eine Scene unendlichen Tumultes zeigte.

Die Leibgarden des entthronten Königs waren noch unter Waffen, aber ihre Reihen hatten sich in wilde Unordnung gelöst. Ein Theil von ihnen hielt das innere Thor besetzt, andere standen auf den Mauern und jubelten und schrieen, ein dichter Haufen hatte sich um die zitternden indischen Diener des Residenten gesammelt, die mit dem Elephanten und einigen Pferden im Hofe hielten, und wahrscheinlich längst die Flucht ergriffen hätten oder der Aufforderung der Soldaten, sich ihnen anzuschließen, gefolgt wären, wenn der Mahoud, ein dem Obersten treu ergebener Mensch und seit vielen Jahren in seinen Diensten, sich nicht standhaft geweigert hätte, den Platz zu verlassen, auf dem er seinen Herrn erwarten sollte.

Die beiden britischen Offiziere trugen über ihren Uniformen noch die Tschoda, das indische Ehrenkleid, das sie zur Audienz bei dem König hatten anlegen müssen und dieser Umstand rettete vorerst wahrscheinlich ihr Leben. Ehe einer der Meuterer auf sie aufmerksam geworden, waren sie mitten in der Gruppe und der Resident rief dem Mahoud einen Befehl zu, während Lieutenant Willougby die Hand auf den Bug seines edlen Rosses Gibraltar legte und mit einem Satz in den Sattel sprang.

In demselben Augenblick hatte er auch den Zügel der hal-

tenden Hand des erschrockenen Dieners entrissen, rief dem Sergeanten zu, sich eines andern Pferdes zu bemächtigen, und tummelte das seine zur Seite des die Vorderknie beugenden Elephanten, um die herbeieilenden Soldaten aufzuhalten und dem Residenten möglich zu machen, die Haudah zu erreichen.

Es war keine Zeit, zu diesem Zweck sich der gewöhnlichen Leiter zu bedienen. Auf ein Wort des Mahoud streckte das durch seine Gelehrigkeit in ganz Delhi bekannte Riesenthier jetzt seinen Rüssel zur Seite aus, Oberst Frazer, der das Thier sehr liebte und häufig fütterte, setzte seinen Fuß auf den Rüssel, schwang sich mit Hilfe des Mahoud auf den Rücken und erreichte die Haudah. Sofort erhob sich der Elephant und schritt auf das Thor zu, gleich als sage ihm der Instinkt den Willen seines Herrn.

„Gebt Raum, Ihr schwarzen Schurken, und wehe dem, der eine Hand zu erheben wagt!" schrie der Lieutenant und sprengte auf das Thor an, das eine dichtgedrängte Menge der Leibwachen unter drohendem Geschrei versperrt hielt.

Sei es, daß die jahrelang gewohnte Autorität sie noch in Schranken hielt, oder daß sie erst den Befehl eines Anführers erwarteten, — sie begannen in der That, Platz zu machen.

In diesem Augenblick erschienen in dem Thor zum Dewan-Kost die Söhne des Königs, und der wilde Bukthur, die Flucht der Gefährdeten erkennend, sprang vor und rief, seinen Säbel schwingend: „Bei dem Bart des Propheten! laßt die unreinen Hunde nicht entkommen! sie sollen sterben in diesen Mauern!"

Einer der Leibwachen warf sich dem jungen Offizier entgegen und faßte die Zügel seines Pferdes, aber Willougby beugte sich vornüber, schlug ihn mit dem Säbelgriff ins Gesicht und spornte Gibraltar. Das edle Thier hob sich, sprang über den taumelnden Soldaten weg in den Bogen des Thores und galoppirte vorwärts.

Zugleich schob der Rüssel des Elephanten die dichtgedrängten Männer mit einem kräftigen Ruck zur Seite und machte den Weg in dem Thorbogen frei. Gleichsam als kenne er seine Kraft und wisse, daß er den Rückzug decken müsse, ließ der Elephant den verwundeten Sergeanten vorangehen, dem es gelungen, ein Pferd zu besteigen, und folgte alsdann.



„Schießt auf sie, Ihr Feiglinge! nieder mit ihnen!“ schrie der wilde Hinduprinz, die Engländer verfolgend; sein Bruder Akbar dagegen entriß einem der Soldaten, die sich fürchteten, den Elephanten zu treffen und seine Wuth zu reizen, das Luntengewehr und eilte die Mauer hinauf, den Nächsten zu folgen befehlend.

Die drei Reiter hatten unterdeß das Thor passirt und die Brücke erreicht, die über den Graben nach dem Platz vor dem Palast und dem Chandy-Choak führte, wo eine große Volksmenge mit Geheul und Geschrei sich versammelt hatte und eben einen englischen Kaufmann verfolgte, der in Todesangst über den Platz flüchtete, die ganze Meute hinter sich drein.

Auf der Brücke stand Capitain Douglas, den Säbel in der Faust, mit zwei europäischen Korporalen, die den Dienst mit ihm im Palast versahen. Alle Drei waren bemüht, mit Worten und Hieben auf der einen Seite die Thorwache abzuhalten, die Brücke zu sperren, auf der andern das Herüberdringen des Pöbels zu verhindern.

„Der Teufel ist los, Oberst,“ rief diesem der brave Schotte zu, als er ihn erblickte, „ich glaube, das Gesindel macht Ernst. — Sie werden uns ermorden, ehe Ripley noch uns Hilfe senden kann!“

„Sie opfern unnütz Ihr Leben hier, Capitain — der Verrath ist im Palast wie auf den Gassen — meuterische Sepoys von Mirut dringen über die Schiffbrücke! Lassen Sie uns eilen, die Residentur zu erreichen.“

Ein entsetzlicher Schrei, das Heulen der Menge übergellend, unterbrach ihn vom Platz her. Der unglückliche Europäer, nach dem die tobende Menge Steine, Messer und was ihr zur Hand war, geschleudert, war von einem Steinwurf getroffen zu Boden gestürzt. Im Augenblick warfen sich Hunderte wie ein lebendiger Berg über den Unglücklichen her. Tulwars, Handjars und Messer funkelten durch die Luft, — jener Schrei war der Todesschrei des armen Opfers, das buchstäblich in Stücke gerissen wurde. Die Menge schwenkte jubelnd die blutigen Glieder und ein wilder Behischty oder Wasserträger hob den abgeschnittenen Kopf auf seiner Stange empor.

„Vorwärts, Gentlemen, oder wir haben das Schicksal jenes Unglücklichen," rief Willougby und machte sich bereit, die Sattelpistole in der einen, den Säbel in der andern Hand, auf die Menge einzusprengen, die sich bereits auf der andern Seite des Kanals mit drohenden Geberden versammelte.

Da knallten plötzlich mehrere Schüsse hinter ihnen und ein wildes Triumphgeschrei erhob sich auf der Höhe der Mauer, als einer der Korporale die Arme in die Luft warf und todt zu Boden stürzte. Umblickend sahen sie auf der Zinne des Thores Akhbar Jehan mit mehreren Soldaten beschäftigt, aufs Neue ihre Gewehre zu laden, während andere hinauf eilten, und aus der Wölbung des Thores unter der Anführung des Prinzen Bukthur ein Haufen meuterischer Leibwachen hervorstürzte.

„Retten Sie sich, Kameraden," rief Capitain Douglas, „ich bin verwundet und werde auf meinem Posten sterben." Er sank am Geländer der Brücke zusammen, eine der Kugeln hatte ihm den Schenkel durchbohrt.

Der Resident beugte sich über die Haudah.

„Manakjy," sagte er zu dem Mahoud, „laß Moll helfen, den Capitain zu retten!"

Der treue Diener rief dem Elephanten einige Worte zu, — das verständige Thier näherte sich sogleich dem Ort, wo der brave Offizier von der Kugel der Meuterer gesunken war, schlang den Rüssel um ihn und hob ihn so leicht empor, als wäre es ein Kind.

Die Soldaten auf den Mauern und der Pöbel auf dem Platz stießen ein wildes Jubelgeschrei aus bei diesem Anblick, denn sie glaubten im ersten Augenblick, der Elephant werde ihren Feind in die Luft schleudern; aber der Jubel verwandelte sich augenblicklich in ein Wuthgeheul, denn das treue Thier reichte behutsam den blutenden Körper des Offiziers über seinen Kopf weg nach der Haudah, in die ihn der Oberst und der Mahoud hoben.

„Jetzt, Manakjy, vorwärts nach Saman-Badsch und nieder mit Allem, was uns in den Weg tritt. Soyce, sucht die Bungalows zu erreichen und holt Beistand und Sie, Willougby, so rasch als möglich in's Arsenal!"

„Sie entfliehen! Feuer! Feuer auf sie!" schrie der Prin

Jehan von der Höhe der Mauer. Speere wurden nach ihnen geschleudert, eine Anzahl Luntenflinten auf sie abgeschossen, aber die Kugeln flogen glücklich an ihnen vorüber und die eine, die den Elephanten traf, diente nur dazu, das riesige Thier in Zorn zu setzen. Es folgte, ein trompetenartiges Geschrei ausstoßend und den Rüssel schwingend, in plumpem Trabe dem jungen Offizier, der, den Sergeanten zur Seite, auf seinem edlen Pferd in gestrecktem Galopp über die Brücke und mitten in den heulenden Pöbelhaufen flog.

Den Einzigen, der Muth und Gewandtheit genug hatte, sich ihm in den Weg zu werfen, denselben Kerl, der das Haupt des unglücklichen Kaufmanns auf seiner Stange trug, schoß er nieder, und über ihn hinweg setzte das Pferd in kräftigen Sprüngen weiter und verschwand im nächsten Moment an der Ecke des Platzes.

Auch dem Sergeanten, obschon ihn einige Steinwürfe trafen, gelang es, die Menge zu durchbrechen und den Eingang des Chandy = Choak zu erreichen, der jetzt verhältnißmäßig leer war und über den er unaufgehalten dem Lahore-Thor zu jagte.

Obschon er mit Ausnahme seines Degens ohne alle Waffen war, hegte Oberst Frazer doch keine Besorgniß, denn er kannte die Kraft und den Muth seines Thieres, und indem er sich und den Verwundeten so viel als möglich hinter den niedern Wänden der Haudah zu schützen suchte, rief er bloß „Saman-Badsch", den Namen des Palastes, der zur Residentur diente und zwischen Gärten im nördlichen Theile der Stadt, in der Nähe des Kashemir-Thores lag.

Moll, der Elephant, kannte, nachdem der Mahoud ihm den Namen wiederholt, vollkommen seinen Weg und trabte mit großer Schnelligkeit, wiederholt sein schmetterndes Geschrei ausstoßend, über den Platz, was ihm in den Weg kam, unter seinen riesigen Füßen niederstampfend. Alles flüchtete vor der Kraft des Thieres und begnügte sich, die Flüchtenden mit Schüssen, Flüchen und Steinwürfen zu verfolgen und in gefahrloser Entfernung ihnen nachzurennen.

Der arme Korporal, der vergeblich versucht hatte, mit den

drei Reitern sich zu retten, und zurückgeblieben war, wurde von der Bande Bukthurs in Stücke gehauen.

Das Geschrei, das von dem nahen Kalkutta-Thor her drang, auf welches die Schiffbrücke über die Dschumna mündet, belehrte den treuen Mahond, daß dort Gefahr für sie sei; er lenkte den Lauf des Thieres rasch durch die engern Gassen zur Linken und gelangte glücklich auf den Platz, in dessen Mitte der prächtige Palast des berühmten Wessirs Akhbars des Großen liegt. Der Platz war fast leer von Menschen, denn Alles strömte bei dem Tumult, der sich in der Stadt erhoben, an jene Orte, wo die Verwirrung und der Lärmen am größten waren. Das Thor des Palastes war zwar geschlossen; auf den Ruf des Herrn jedoch wurde es von dem diensthabenden Sepoy-Unteroffizier geöffnet und Oberst Frazer mit seinem Gefährten verließ im Hofe die Haudah des Elephanten.

Die ängstlichen oder finstern Gesichter der umherstehenden indischen Diener bewiesen sofort dem Residenten, daß er sich wenig auf ihren Beistand würde verlassen können, indeß glaubte er jeden Augenblick das Herbeikommen militärischer Hilfe erwarten zu dürfen, und da in dem Palast nicht allein wichtige Papiere, sondern auch eine ziemlich bedeutende Summe Geldes enthalten waren, beschloß er, hier zu bleiben und nöthigenfalls seine Wohnung zu vertheidigen.

Bevor er den Hof verließ und dem Capitain folgte, den er bereits in ein Gemach des Palastes hatte bringen lassen, rief er den Mahond zu sich.

„Manakjy," sagte er zu ihm, „ich kenne Dich als den treuesten meiner Diener, und Du hast Deine Ergebenheit in der Stunde der Gefahr bewährt. Hast Du den Muth, für mich Dich einer neuen Gefahr zu unterwerfen?"

„Sprich, Sahib, Manakjy ist Dein Diener und wird Dir gehorchen."

„Du weißt, wo Miß Victoria, meine Tochter, sich befindet?"

„Die Mam Sahib ist in dem Hause der frommen Frauen."

„Ich glaube zwar nicht, daß sie dort etwas zu befürchten haben, überdies muß General Graves bereits unterrichtet sein und jeden Augenblick mit den Truppen eintreffen, um die Un-

sinnigen zu züchtigen. Indeß wird Victoria sich unnöthig ängstigen und könnte sich leicht zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen lassen. Eile zu ihr und beruhige sie über meine Sicherheit, und wenn ihr Gefahr droht, so führe sie hierher oder in die Cantonnements der Truppen."

„Soll ich Kubadar mit mir nehmen, Sahib?" fragte der Mahoud.

„Nein, laß ihn hier, es würde nur die Aufmerksamkeit dieser Schurken auf Dich lenken. Ich vertraue auf Dich, Du wirst meine Tochter beschützen."

„Ich habe mit der Mam Sahib als Knabe gespielt," sagte der Mahoud, „ich werde thun für sie, was ein Mensch für den andern zu thun vermag. Aber es ist Schade, daß Moll nicht mit mir gehen darf, er hat den Verstand von zehn Männern und die Kraft von hundert." Mit diesem Lobe seines geliebten Thieres machte der Mahoud sich auf den Weg, seinen gefährlichen Auftrag auszuführen. — — — — — — — — — — —

Das Verhältniß dieser Menschen und ihrer Familien zu dem von ihnen gepflegten Thier ist in der That oft rührend. Der Elephant ist eben so dankbar für erzeigte Wohlthaten und Freundschaft, als rachsüchtig gegen Alle, die ihn beleidigen. Er gehört förmlich zur Familie seines Wärters und lebt mit dieser zusammen, spielt mit den Kindern und beschützt sie, und zeigt in vielen Fällen wirklich menschlichen Verstand.

Der Elephant, von dem hier die Rede ist, und der in den Kriegsberichten der englischen Armee, wie wir später sehen werden, mehrmals erwähnt wird, befand sich seit etwa zehn Jahren im Besitz des Obersten Frazer und war diesem von dem entthronten König von Audh noch zur Zeit seines Glanzes geschenkt worden, sammt dem Mahoud, einem noch jungen Mann von etwa einundzwanzig Jahren. Die Geschichte des Thieres, die wir hier nach dem Bericht eines Augenzeugen einflechten wollen, wird am besten das Verhältniß zwischen den Mahouds und ihren Thieren erläutern.

Es war im Jahre 1837, bei einem Besuch des neuen General-Gouverneurs von Indien, Lord Aucklands, in Lucknow, als

der König von Audh, Nassir-ed-Daula, zu Ehren seines Gastes große Thierkämpfe veranstaltete, bei denen Kubadar Moll die bedeutendste Rolle unter den hundert und funfzig Elephanten des Königs spielte. Er war bereits in hundert Kämpfen Sieger geblieben und besaß schon damals nur noch einen der mächtigen Fangzähne, denn der andere war ihm Stück für Stück in den furchtbaren Kämpfen abgebrochen worden.

Kubadar Moll II. — ein Name, den seine Mutter bereits in Indien berühmt gemacht hatte — war damals noch jünger und viel wilder, als zur Zeit seines Auftretens in unserer Erzählung. Er war ein furchtbarer schwarzer Bursche und wahrhaft schrecklich, wenn er sich in aufgeregtem Zustande befand. Es war eben die geeignete Jahreszeit der Brunst, und ein anderer riesiger Elephant, eben so schwarz, ward zu seinem Widersacher erkoren. Wenn sich zwei männliche Elephanten in der Wuth begegnen, beginnt der Kampf sogleich, und es bedarf keines Antriebes. Jedes dieser Thiere hat seinen eigenen Mahoud, der ihm im Nacken sitzt und die einzige Person ist, die sich ihm in solcher Zeit nähern darf; aber unter der Hand seines Mahouds ist das Ungethüm so fügsam wie ein Kind. Für den Wärter bedarf es keiner Vorbereitung zum Kampfe, als eines starken Riemens vom Nacken des Elephanten bis zu dessen Schwanz, um an diesem beim Kampfe einen festen Halt zu haben und nach Belieben vorwärts und rückwärts rutschen zu können, ohne herunter zu fallen. Daß die Lage des Mahouds während der Dauer eines solchen Gefechts keine angenehme ist, läßt sich denken, dennoch ist jeder Wärter auf den Ruf seines Elephanten so eifersüchtig, daß er es als die größte Schmach betrachten würde, seinen Posten zu verlassen. Der Sieg ist für ihn so rühmlich, als für das gigantische Thier, welches er führt und für dessen Ehre er besorgt ist. Das scheint jeder der kämpfenden Elephanten auch sehr wohl zu begreifen; denn während der feindliche manchen Schlag nach dem Mahoud seines Gegners richtet und ihn ohne Zögern unter seinen Füßen zerstampfen würde, wenn er das Unglück hätte, von seinem Sitz herabzufallen, beschützt der eigene Elephant seinen Freund, der sich, wie der Schiffbrüchige an der

Planke, an dem Riemen festklammert, auf das Sorgfältigste und parirt die Schläge, die ihm gelten.

Bei der Gelegenheit, wo Moll zur Belustigung des britischen Generalgouverneurs, des Königs und seines Gefolges, in die Schranken treten sollte, befanden die hohen Zuschauer sich in einem Palast, der dicht am Ufer der Gumty lag. Von der auf der Wasserseite erbauten Terrasse mit hohem Balkon konnten sie ohne eigne Gefahr den schmalen Fluß und das jenseitige Ufer, einen offenen Park, in welchem das Gefecht stattfinden sollte, gut übersehen. Auf ein von dem Könige gegebenes Zeichen näherten sich die beiden Elephanten einander von zwei verschiedenen Seiten, jeder mit seinem Mahoud im Nacken, indem Moll mit seinem einen Zahn eben so furchtbar aussah, wie sein großer, schwarzer, mit mehr als 2 Ellen langen Stoßzähnen versehener Gegner. Als sie einander ansichtig wurden, hoben beide ihre Rüssel und ihre Schwänze in die Höhe und trabten aufeinander zu, gleichzeitig eine laute Herausforderung trompetend. Moll und sein Feind stießen mit solchem Ungestüm auf einander, daß man den Zusammenstoß der Köpfe weithin dröhnen hörte. Eine breite Stirn an die andere, die Rüssel senkrecht erhoben und die Zähne zwischen einander, setzten sie ihre Füße fest auf den Boden, und stießen sich mit den Köpfen fort und fort, nicht mit entschlossener, lang anhaltender Anstrengung, sondern mit schnell wiederholten kurzen Stößen, wobei sich die Rücken wechselweise krümmten und ebneten. Die erst im Nacken sitzenden Mahoud's verließen schnell ihre Plätze, und jeder seinen Kämpfer anfeuernd, schrieen sie wie toll und handhabten ihre Treibmittel, die elfenbeinernen Stachelstöcke, tüchtig auf den Schädeln der Thiere.

Gewöhnlich bleibt bei solchem Zusammenstoß dem stärkern Thiere der Sieg, oft aber auch trägt die größere Beweglichkeit und Kampfgeübtheit denselben davon. Das Ende des Kampfes ist, daß der Sieger den schwächeren zu Boden wirft, oder ihm, wenn er sich zur Flucht wendet, die Zähne in den Leib stößt.

Lange schwebte der Kampf zwischen Moll und seinem Gegner, doch endlich begann der erstere mit seinem einen Zahn in Vortheil zu kommen. Der eine Vorderfuß des andern Elephanten hob sich, und man erkannte bald, daß er auf den Rückzug

denke. Moll's Treiber sah diese Bewegungen und wußte, was sie bedeuteten. Sein Geschrei klang wahrhaft dämonisch, indem er den Schädel seines Thiers mit dem Stachel bearbeitete. Doch Moll bedurfte keines Antreibens. Er war ein zu alter Kämpfer, um nicht zu wissen, daß bald ein neuer Lorbeer zu seinen früheren kommen werde, seine Kraft schien mit dieser Ueberzeugung zu wachsen und er begann eben so hitzig zu werden, wie sein Wärter. Die Streitenden standen während des Kampfes nur wenige Schritte vom Ufer des Gumty entfernt; der weichende Elephant zog sich langsam nach dem Wasser zurück, verließ plötzlich mit einem Sprunge rückwärts seinen Gegner und warf sich vom Ufer in den Fluß. Sein Mahoud kletterte am Strick über seinen Rücken und saß bald wohlbehalten auf dem Nacken, während der Elephant dem andern Ufer zuschwamm. Moll war wüthend über die Flucht seines Gegners; sein Wärter mahnte ihn zwar, zu folgen, aber er wußte entweder, daß es vergeblich war, oder er war zu wild, um zu gehorchen und schaute sich zornig nach einem Gegenstand um, den er angreifen könnte. Der unglückliche Mahoud, ihn noch immer stachelnd und anschreiend, verlor bei der plötzlichen Wendung des Elephanten das Gleichgewicht und fiel zur Erde, gerade vor das Thier nieder, das er erst so wild und unlenksam gemacht hatte. Kaum hatte man den Mann herabfallen und unten auf dem Rücken liegen sehen, mit einem Beine unter sich und das andere ausgestreckt, beide Arme in die Höhe gehoben, als der eine gewichtige Fuß des Elephanten auf seine Brust trat und man das schreckliche Krachen der Knochen hörte. In wenig Sekunden war der Mann nur noch eine formlose Masse, aber das wüthende Thier war damit noch nicht befriedigt. Mit dem Fuß fest auf dem Leichnam stehend, faßte es mit dem Rüssel einen Arm, riß ihn vom Körper los, als wäre es ein Seidenfaden und warf ihn hoch in die Luft, daß das Blut weit umherspritzte. Dann faßte es den andern Arm, um das Gleiche damit zu thun.

Das Entsetzen, das die Zuschauer dieser schrecklichen Scene versteinerte, vermehrte sich noch, als man ein junges indisches Weib mit einem Kinde auf dem Arm von der Gegend, wo Moll hergekommen, so schnell als es ihre Last erlaubte, herbeilaufen sah.

Der General-Gouverneur sprang empor: „Um Himmels willen — die Wahnsinnige rennt in ihr Verderben! Kann Nichts geschehen, sie zu retten?"

„Es ist des Mahoud's Weib," entgegnete kaltblütig der König, indem er den Rauch seiner Houkah von sich blies — „ihr Verstand ist bosch, was kann ich thun?"

Der mit anwesende Resident, Oberst Law, hatte aber bereits Befehl gegeben, daß die Reiter mit ihren langen Spießen den Elephanten forttreiben sollten. Leider aber ging das nicht so schnell. Schon durch das Ueberbringen des Befehls war Zeit verloren, dann mußten die Leute vorsichtig sich von verschiedenen Seiten nähern, und ehe dies geschehen und sie ihre Spieße gegen den bei der Aufregung des Thieres um so empfindlicheren Rüssel richten konnten, rannte schon das arme Weib, ohne die Folgen zu bedenken, auf den Elephanten los.

„O Moll! Moll! Du grausames, böses Thier, was hast Du gethan," schrie die Frau, indem sie sich vor ihm niederwarf. „Du hast die Hand, die Dir wohlgethan, vernichtet, Du hast das Dach eingerissen, nun brich auch die Wände nieder! Möge die grausame Seele, die in Dir wohnt, niemals in das Paradies eingehen! Du hast meinen Gatten getödtet, der Dich so lieb hatte, nun ermorde auch mich und sein Kind!"

Damit warf sie den kleinen nackten etwa zweijährigen Knaben vor die Füße des Elephanten nieder. Man erwartete, das wilde Thier werde sich von dem verstümmelten Leichnam des Mannes nun zu dem Weibe und dem Kinde wenden und auch sie tödten, ehe die Reiter heranzukommen vermöchten, aber Moll's Wuth war vorüber. Der Koloß fühlte gleichsam Gewissensbisse über das, was es gethan hatte, sein Kopf beugte sich wie beschämt nieder, und große Thränen quollen aus seinen Augen, während er den Fuß von dem Körper des Getödteten wegzog. Die Frau warf sich nun selbst auf die Reste ihres Mannes, und der Elephant stand dabei, als ob er ihren Gram verstehe. Die Unglückliche jammerte laut, sich dann und wann zu dem Elephanten wendend, um ihm Vorwürfe zu machen, während das seiner Schuld bewußte Thier betrübt zu ihr hinblickte, und das Kind, ein Knabe von zwei Jahren, mit seinem Rüssel spielte,

wie es wahrscheinlich schon oft gethan. Es war in der That ein rührender Anblick.

Jetzt nahten sich die Spießträger auf Pferden, welche schon an dieses Manöver gewöhnt waren. Sie kamen von beiden Seiten und berührten erst sanft den Elephanten, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Kubadar Moll warf die langen Ohren zurück und sah sie mit drohenden Blicken an. Wenn ihn auch das Weib des Mahouds, den er getödtet, beleidigen durfte, so sollten jene ihm doch nicht nahen, das konnte man an seinen entschlossenen Bewegungen und dem Funkeln seiner kleinen Augen sehen. Sie stachen ihn wieder und diesmal schärfer. Da erhob er den Rüssel, stieß ein herausforderndes Brüllen aus und ging auf die Reiter zur Linken los. Sie flohen in aller Eile und Moll folgte. Die frühere Wuth des Elephanten kehrte zurück, und als die Bande, die er angegriffen, Schutz gefunden und hinter den Bäumen verschwunden war, wendete er sich gegen die andere, die von ihm verfolgt, gleichfalls so schnell als möglich entfloh.

„Laßt das Weib ihn zurückrufen," befahl der König, „er wird ihr folgen."

Die Frau rief seinen Namen, und Moll folgte gehorsam ihrem Ruf und stellte sich ruhig an ihre Seite, wie ein Hund gethan haben würde.

„Das Weib mag mit dem Kinde das Thier besteigen und es fortführen," sagte nun der König, und als ob der gewaltige Riese der Thierwelt diese Worte verstanden hatte, schlang er die Spitze des Rüssels mit der Sorgfalt einer Amme um den kleinen nackten Knaben und hob ihn auf seinen Nacken, wo der Bube, wie er bei Lebzeiten seines Vaters schon oft gethan, an den Ohren des Elephanten sich festhielt.

Die Frau legte ihre Hand leicht auf den Rüssel des Elephanten und gehorsam ließ sich das Thier von ihr wegführen und in seinen Stall bringen.

Von diesem Tage an waren sie und der Knabe seine Wärter, seine Mahouds. Es litt keinen andern. Wenn Moll noch so aufgeregt, noch so wild war, so brauchte sie ihm nur zu befehlen, und er gehorchte; eine Berührung seines Rüssels durch ihre Hand reichte hin, die heftigsten Ausbrüche seiner Wuth zu

beruhigen, und sorgfältiger wie die eigene Mutter hütete der Elephant den Knaben und spielte mit ihm.

Das war Kubadar Moll II., zur Zeit unserer Darstellung bereits 74 Jahre alt, und der Mahoud, der ihn führte, war Manakjy, der Knabe, den seine Mutter einst vor die Füße des wüthenden Thiers geworfen hatte. — — — — — — — — —.

Der treue Mahoud empfand bald lebhaftes Bedauern, daß er seinen wackern und starken Freund hatte zurücklassen müssen; denn die aus den Straßen der innern Stadt auf den Platz vor dem Residentur-Palast hervorströmende Menge versperrte ihm den Weg und zwang ihn, mit ihr umzukehren. Er hegte große Besorgniß um das Schicksal seines Herrn und vielleicht nicht weniger um das seines Thieres und beschloß, vorerst sich Kenntniß von jenem zu verschaffen, ehe er seinen Auftrag ausführte.

Oberst Frazer war ein weder unter der Bevölkerung Delhi's noch im Allgemeinen unter seinen Dienern beliebter Mann wegen seines stolzen und anmaßenden Charakters, dessen Züge auch auf seine einzige Tochter übergegangen waren. Von jenen Eigenschaften schrieb sich auch das Erstaunen über die Vorgänge im Palast des Königs, das ihn förmlich überwältigte, weil er in seinem Stolz dergleichen für unmöglich gehalten hatte. Nachdem er jedoch den ersten Eindruck überwunden, war er, wie wir bereits gesehen, ganz der entschlossene, kaltblütige und muthige Beamte, der seinen wilden Feinden die Stirn bieten mochte, und hätte er irgend in seiner verzweifelten Lage Unterstützung gehabt, so würde es ihm wahrscheinlich gelungen sein, sich durchzuschlagen.

Während er noch in seinem Büreau beschäftigt war, die wichtigsten Papiere zusammenzupacken und Goldrollen und Banknoten in ein geheimes Behältniß zu verschließen, hörte er näherkommenden Trommelschlag, vermischt mit wildem Geschrei, und sprang nach einem vordern Gemach des Palastes, das die Aussicht über den Platz bot. Von der Sanct Jakobskirche her, die in der Richtung des Kashemir-Thores liegt, rückten ein Theil des 38. bengalischen Infanterie-Regiments und eine Abtheilung Artilleristen, an der Spitze Oberst Ripley, im Sturmschritt auf den Platz, während sowohl von der Schiffbrücke als aus dem

Innern der Stadt sich eine dichte Schaar von Meuterern und ein Theil der Kameelreiter von Mirut heranwälzten. An der Spitze der letztern tummelte Prinz Jehan sein schwarzes Roß, während seine Hand die grüne Fahne des Propheten durch die Luft schwang und seine Worte den Haß und Blutdurst der Reiter noch mehr entflammten.

„Jetzt werden die verrätherischen Kanaillen ihren Lohn empfangen," rief der Resident dem schottischen Capitain zu, der auf einem Divan mit dem Verbinden seiner Wunde beschäftigt war. — „Ripley läßt seine Artilleristen schwenken, um sie abzuschneiden. Burrowes, der wackere Burrowes, befiehlt fertig zum Feuern. Ich höre die Ladestöcke rasseln! — Brav, Burrowes — keine Schonung den Verräthern!" Er riß die Jalousie auf und ließ sein Tuch wehen.

Man hörte das englische Kommando: „Fertig! — Schlagt an! — Feuer!"

„Was ist das? — was soll das heißen?" Das Gesicht des Residenten war blutlos, als er vom Fenster zurückfuhr.

Kein Schuß war gefallen.

Die Offiziere der Sepoys sprangen erstaunt vor und redeten die Leute an. Aber von der andern Seite sprengten die Reiter herbei, voran der Prinz, der wenige Schritte vor der Front der Sepoys sein Roß parirte.

„Männer von Hindostan!" erscholl deutlich vernehmbar die Stimme des Prinzen über den Platz herüber, „es ist nicht genug, daß Ihr Euch nicht befleckt mit dem Blute Eurer Brüder vom Dritten! Folgt ihrem Beispiel und werft die Ketten ab, welche jene Faringi um Eure Brust geschlungen, damit sie Euch zu ungläubigen Kafirs machen, wie sie selber sind! Nieder mit ihnen, mit den Feinden unsrer Freiheit und unsers Glaubens, damit die besudelte Erde Delhi's in ihrem Blute gewaschen werde!"

„Schändlicher Empörer," schrie Capitain Burrowes und stürzte mit erhobenem Degen auf ihn zu. „Du mußt sterben!"

Die Kugel eines seiner eigenen Sepoys traf ihn im Rücken und machte ihn taumeln. Akhbar Jehan erhob sich in den Bügeln, zog ein Pistol und schoß den Wankenden mitten durch die Stirn. Er stürzte ohne Laut todt zu Boden.

Der Schuß war das Signal zu einer wilden Mordscene. Die Sepoys feuerten auf ihre Offiziere und mehrere derselben stürzten; den Lieutenants Hyslop und Reveley und Capitain Gordon Buttler gelang es, mit der blanken Waffe sich durchzuschlagen und nach dem Kashemir-Thor zu entfliehen.

Der Resident sah auch den Kommandeur der Truppen, Oberst Ripley, fallen, als aber die Sepoys sich auf ihn stürzen wollten, um ihn mit Bayonnetstichen vollends zu tödten, widersetzten sich die Artilleristen und gestatteten, daß er von zwei anderen ihrer Offiziere nach der Hauptwache gebracht würde, wogegen sie jeden andern Gehorsam verweigerten und die Sache der Meuterer zu der ihren erklärten.

Capitain Douglas hatte sich bei dem Erschrecken seines Freundes und den Flintensalven von seinem Wundlager empor zu richten versucht. „Was ist geschehen, Frazer? Flüchten die schwarzen Schufte bereits?"

Der Oberst schloß das Fenster und trat zu ihm. Aber man hatte ihn bereits auf dem Platz bemerkt, wie das erhobene Geschrei und die drohenden Geberden der Menge bewiesen.

„Wir sind verloren, Douglas," sagte der Resident; „wollen uns aber wenigstens wie Männer gegen die Schurken vertheidigen. Ripley ist erschossen, die Sepoys haben gemeinschaftliche Sache mit den Empörern gemacht und ich fürchte, Akhbar Jehan führt sie hierher."

„Tod und Verdammniß über die Blindheit, die uns so lange verhindert hat, der Schlange den Kopf zu zertreten!"

„Es ist zu spät jetzt zum Klagen! Nehmen Sie diese Pistolen, ich verlasse Sie, um am Thor die Vertheidigung gegen die Rasenden zu leiten. Mein Gott! wenn es nur Manakjy gelungen ist, meine arme Tochter zu retten!"

Er riß eine Doppelflinte von der Wand und sprang hinaus. Der schottische Capitain bemühte sich, mit Hilfe der Sessel sich bis zum Fenster zu schleppen, um zu sehen, was vorging. Dabei löste sich der flüchtige Verband und das aus der Wunde strömende Blut überschwemmte die Matten des Fußbodens.

Auf dem Platz war Alles Tumult und Verwirrung. Schüsse

knallten — Geschrei — zwischen dem Pulverdampf grinsten die von Blutdurst erhitzten Gesichter fanatischer Mörder.

Ein Jubelgeschrei erhob sich in der Nähe, zwei Schüsse fielen dicht hinter einander im Hause, — dann wurde die Thür aufgerissen und Oberst Frazer, blutend am Kopf und an der Schulter, das rauchende Gewehr noch in der Linken, stürzte herein und verschloß die schwache Thür.

„Die verrätherischen Schurken! — ich kam zu spät — der Unteroffizier hat das Thor geöffnet — Gott erbarme sich unser und meines Kindes!“

Vor der Thür heulte die Meute der Verfolger — zwei, drei Stöße — und das leichte Holz flog in Trümmer. Die Menge stürzte herein, der Delhi-Prinz voran, und füllte das Gemach.

„Verfluchte Mörder!“ rief der Schotte und schoß beide Pistolen in den dichtgedrängten Haufen ab, im nächsten Augenblick fiel er von zwanzig Säbelhieben und Bayonnetstichen zerfleischt, glücklicher in dem raschen Soldatentod, als sein Gefährte.

Dieser versuchte mit der Linken mit einigen Degenstößen sich zu vertheidigen, aber die Waffe wurde zur Seite geschlagen und die Menge riß ihn zu Boden.

Ueber dem Gefallenen stand der Prinz, drohend seinen Tulwar schwingend.

„Daß Keiner wage, ihn anzurühren ohne meinen Befehl,“ heulte der Wüthende. „Mein ist der Kafir und soll mir büßen für die Schmach, die er uns gethan!“

Der Resident rang unter den Fäusten der Menge. „Tödte mich, Elender, ich weiß als Soldat und Brite zu sterben!“

„Hamed!“

Ein kräftiger Schwarzer drängte sich auf den Ruf aus dem Haufen. Er hielt ein bereits bluttriefendes Messer in der Faust und sein gelbes Auge glänzte in Bosheit und grausamer Freude.

„Was befiehlt der Sohn des Herrn der Welt!“

„Reiße dem Faringi die freche Zunge aus dem Hals, mit der er das Haus Timur zu beleidigen gewagt! — Halt — zuvor durchsucht seine Taschen!“

Die Mörder rissen den Inhalt heraus und fielen über die Goldstücke her, die der Resident zu sich gesteckt.

„Ich weiß," sagte der Prinz, „daß Du mehr als ein Lack im Hause haben mußt. — Gieb das Gold heraus, Kafir, wo ist es?"

Der Resident schwieg.

„Wallah! der Bursche ist störrig! Kitzle ihn mit Deinem Messer, Hamed, daß er seine Zunge braucht, so lange er sie noch hat!"

Der Mohr packte die linke Hand des Unglücklichen und begann einen der Finger abzuschneiden, indem er mit seinem Messer an dem Gelenk sägte.

Der Oberst preßte die Zähne zusammen, um jeden Schrei des Schmerzes bei dieser grausamen Operation zu unterdrücken.

„Sprich, Kafir! — Du willst nicht? — Weiter, Hamed — geschwind, wir haben mehr zu thun heut!"

Der Mohr sägte grinsend an der Hand, daß die Adern und Sehnen herunterhingen, bis der Gemarterte laut aufbrüllte.

„Tödte mich, schändlicher Bösewicht, aber niemals sollst Du erfahren ..."

Unter dem Jubel der Sepoys schleppte der ehemalige Huckabedar des Residenten die Kassette in das Zimmer, die er, mit den Geheimnissen seines Herrn vertraut, mit den im Palast plündernden Sepoys aus ihrem geheimen Versteck geraubt.

Die Augen der habgierigen Mörder weideten sich an dem Anblick des Goldes, auf das der Delhi-Prinz seinen Fuß setzte.

„Es ist das Eure, aber es muß in den allgemeinen Schatz kommen und redlich vertheilt werden. Jetzt, schmutziger Faringi, halte ich Deine Seele, der Du um jede Rupie mit den rechtmäßigen Gebietern dieses Landes geiztest. Verderben über Dich, Sohn eines Hundes! Thue wie ich Dir befohlen, Hamed!"

„Erbarmen, Prinz — tödte mich — aber —"

Der Mohr stieß dem Unglücklichen den Griff seines Messers in den Mund. Dann, unter dem Geschrei seines Opfers, streckte er die schwarze Faust so tief als möglich in den Schlund des unglücklichen Offiziers und erfaßte wie eine Zange das zuckende

Glied — ein gewaltiger Ruck — und ein Strom von Blut folgte dem an seinen Wurzeln aus dem Halse gerissenen Fleisch.

Der bestialische Mörder warf das Glied auf den Boden und grinste zu seinem Herrn empor wie um Lob für sein schreckliches Schlächterstück, während der Verstümmelte sich im Todeskampf am Boden wälzte.

„Nun, Schlange, zische noch ein Mal Deinen stolzen Uebermuth gegen die Söhne Timurs!“ schrie der Prinz in fanatischem Jubel, der durch den Anblick des Gräßlichen noch erhöht schien. „Fahre zur Hölle, stolzer Kafir, und erinnere Dich im Todeskampfe, daß Akhbar Jehan das Kind Deines Blutes den niedrigsten Lastträgern zur Beute vorwerfen wird, damit selbst Dein Name geschändet sei!“

Ein verzweifelnder, Erbarmen flehender Blick aus den Augen des Sterbenden traf ihn und Ströme von Blut quollen aus dem zerrissenen Munde bei den krampfhaften Zuckungen, unter denen der Unglückliche flehend die Hände erhob.

„Jetzt, Brüder, nach dem Zollhaus und dem Arsenal, Bukthur zu Hilfe. Dort sind Gold und Waffen für uns Alle!“

Akhbar Jehan stieß den Körper des noch vor wenig Stunden von ganz Delhi Gefürchteten mit dem Fuß zur Seite und wandte sich zum Ausgang.

Ein furchtbarer entsetzlicher Donner erschütterte plötzlich die Luft! — — — — — — — — — — —
— — —

Wir kehren zunächst zu Lieutenant Willougby zurück, der im Karriere durch die sich sammelnden Volkshaufen die Straße nach dem Arsenal gewann und dieses glücklich erreichte.

Das Arsenal von Delhi besteht aus mehreren von einer Mauer umgebenen Gebäuden und Magazinen, zu welchen drei Thore führen, und liegt in der Nähe des Martellothurms an der Brücke, die hier über einen schmalen Arm der Dschumna zur Verbindung mit der großen Schiffbrücke geht. Es war daher sehr natürlich, daß sofort nach dem Ueberschreiten der Brücke ein Theil der Rebellen von Meirut sich nach dieser Seite wandte. Prinz Bukthur, der zweite Sohn des Königs, stellte sich an ihre Spitze und führte sie und einen zahlreichen Pöbelhaufen gegen

das Arsenal, in dem bedeutende Vorräthe von Waffen, Geschütz und achtzehntausend Pfund Pulver aufbewahrt wurden.

Als Willougby das Thor des Arsenals erreichte, traf er dort auf Sir Charles Metcalfe, den Neffen des Besitzers des großen Hauses auf den Anhöhen im Norden der Stadt, wo später die Batterieen der Engländer aufgepflanzt wurden, im Begriff, sich in das Innere der Stadt zu begeben, um nach der Ursache der gehörten Schüsse zu forschen. Der Offizier sprang vom Pferde, ließ es laufen und rief ihm zu, zurückzubleiben, aber Metcalfe eilte davon und wurde in einer der nächsten Straßen erschossen.

In dem Arsenal kommandirte Lieutenant Forrest, bei ihm befanden sich seine Frau und seine drei Töchter, die Conducteure Buckley und Scully, der Unterconducteur Crow, der Sergeant Steward und ungefähr zwanzig andere Europäer, theils militärische Posten bekleidend, theils Aufseher und Arbeiter in den Magazinen, nebst einigen Artilleristen von den Ghurka's oder Bergbewohnern von Nepal.

Willougby fand den Lieutenant bereits im Hofe, und berichtete mit flüchtigen Worten die Gefahr. Beide Offiziere beschlossen sofort, das Arsenal gegen jeden Angriff der Meuterer zu halten, und Lieutenant Forrest sandte seine Gattin und seine Töchter unter dem Schutz eines europäischen Artilleristen und zweier Gurkha's, denen er trauen zu dürfen glaubte, aus dem Arsenal, um sich durch das Kashemir-Thor nach den Bungalows zu flüchten. Glücklich gelangten die Frauen bis zu dem Thor, wo sich bald mehrere Flüchtlinge unter dem Schutz Major Abbott's sammelten.

Schnell wurden die Thore geschlossen und vor jedes ein Sechspfünder mit doppelter Kartätschen-Ladung gestellt, so daß sie den Zugang beherrschten. Der Conducteur Crow und der Sergeant Stewart übernahmen die Leitung der Vertheidigung an den Nebenthoren.

Zwei Sechspfünder wurden innen vor dem Hauptthor postirt, das durch eine Reihe spanischer Reiter geschützt war, zwei andere so, daß sie gleichzeitig das Thor und die benachbarte kleine Bastion beherrschten.

Während der Ingenieur des Arsenals, Forrest, diese Anstalten in aller Eile traf, widmete sich Willougby, ein Mann von kühnster Entschlossenheit trotz seiner Jugend, einer noch furchtbareren.

Das Pulvermagazin des Arsenals lag links von dem Hauptgebäude, zur Seite des Thores.

Der Lieutenant nahm den Conducteur Scully mit sich und öffnete den Thurm, der in seinen Gewölben die Pulverfässer enthielt.

„Lassen Sie viermalige Doppel-Ladung für jedes Geschütz nehmen, Conducteur," befahl der Offizier.

„Ja ja, Sir!"

Der alte Artillerist gehorchte und die Kartouchen mit dem Pulversack wurden fortgeschleppt.

Als der Conducteur von dem Transport zurückkehrte, fand er den Offizier auf einem der Fässer sitzen, dem er mit einem Beilhieb den Boden ausgeschlagen.

„Fertig, Sir," meldete der Conducteur.

Der Lieutenant hob den Kopf und sah ihn scharf an. „Sie haben keine Familie, Scully?"

„Nein, Sir!"

„Ich auch nicht, wir haben also nur an unsere Pflicht zu denken. Nach dem, was ich gesehen, fürchte ich, daß wir uns auf die Garnison nicht verlassen können. Wollen wir ungerächt sterben, wenn das Arsenal genommen wird?"

„Den Teufel, Sir! wir müssen so viele der verdammten Niggers[1]) zur Hölle schicken, als möglich!"

„Das ist auch meine Meinung, und Sie sind mein Mann. Haben Sie das Nöthige bei sich, Scully, um eine Zündlinie zu legen?"

„Ein guter Artillerist ist nie ohne sein Handwerkszeug," lachte der Alte. „Jetzt verstehe ich Sie, Sir, obschon ich, Goddam, niemals gedacht hätte, daß ein so guter Gedanke in einem so jungen Kopf auftauchen könnte. Ich hörte immer, Sie liebten die Weiber, den Meßtisch und die Rennbahn mehr, als das Exerciren."

---

1) So nannten die Engländer die Hindu's.

„Jedes zu seiner Zeit, Alter," sagte lächelnd der Offizier. „Legen Sie hier Ihre Zündlinie ein und zur Thür hinaus auf der Rückseite des Thurmes, daß die Schurken die Ueberraschung nicht zu frühzeitig merken. So, mein Mann. Nun zeigen Sie mir, wie ich am Sichersten das Feuerwerk in Gang bringe, wenn der Augenblick gekommen?"

„Wie Sir, Sie wollen das Pulver in Brand setzen?"

„Versteht sich — ich werde niemand Anderm die That zumuthen."

„Halt, mein Lieutenant, das geht nicht. Sie sind nicht Artillerist und ein Versehen könnte Alles verderben. Gehen Sie auf Ihren Posten bei der Vertheidigung, dort kann Ihr Muth mehr nützen, und geben Sie nur das Signal, wenn Sie glauben, daß es Zeit ist."

„Aber wer soll den Zunder in Brand setzen?

„Wer anders als ich. Nur für den Fall, daß mich eine Kugel zum Tode trifft, merken Sie, wo das Ende liegt. — Sobald Sie Ihr Tuch schwenken, zünde ich an."

„Braver Mann — es ist gewisser Tod!"

„Das weiß ich, aber besser, als unter den Händen der schwarzen Henkersknechte zu enden. Ich hoffe, wir haben's nicht nöthig, und die Schurken wagen sich nicht an unsere Kanonen."

Ein wildes Geheul und Geschrei antwortete ihm und zeigte, daß der Feind sich nahe. „Goddam! Da sind sie wahrhaftig schon. Lassen Sie uns an die Arbeit gehen, Sir, und vergessen Sie das Tuch nicht. Ich bediene die Kanone auf dieser Seite. — Noch eins," sagte er, die Hand auf den Arm des Offiziers legend, der nach der Bastion eilen wollte, „Sie sind jung, Lieutenant, und das Leben ist für die Offiziere schöner, als für unsereinen!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts, als daß Sie sich erinnern mögen, daß das Pulver nicht nach unten drückt. Wen die Explosion verschont, der mag leicht im Dampf und der Verwirrung zu den Unseren entkommen."

Er ging zu seinem Geschütz, nachdem er den Eingang geschlossen, und der Offizier eilte nach der Bastion, auf deren Krone Forrest und die meisten anderen Europäer versammelt waren.

Bei der Kürze der Zeit war es leider unmöglich gewesen, Geschütze dort hinauf zu schaffen und tief bedauerten die Offiziere jetzt die Sorglosigkeit, die einen so wichtigen Vertheidigungspunkt seit Jahren schon im Gefühl übermüthiger Sicherheit von jeder Armirung entblößt hatte.

Die Meuterer hatten sehr wohl begriffen, daß es eine ihrer nächsten und wichtigsten Aufgaben sein müßte, sich des Arsenals zu bemächtigen, um mit den darin befindlichen Vorräthen ihre Anhänger und die niedere Bevölkerung der Stadt zu bewaffnen. Der Haufe, den die Offiziere sich jetzt auf das Arsenal stürzen sahen, war daher der zahlreichste und bestand aus Soldaten von Mirut, den Leibwachen des Königs und einer zahllosen Pöbelmenge. Ein Blick auf diese fanatisirten Massen bewies ihnen, daß es hier einen harten Kampf gelten würde, wenn sie nicht bald Unterstützung der Truppen bekämen, welche die Damen Forrest und ihre Begleiter herbeirufen sollten.

Mehrere Schüsse, die aus der nahenden Menge auf sie fielen, nöthigten die Offiziere, ihre nutzlose exponirte Stellung zu verlassen und sich in das Innere des Hofes hinter die Geschütze zurückzuziehen.

Im nächsten Augenblick donnerten die Waffen der Empörer an das Thor und die Stimme Bukthurs verlangte Einlaß, indem sie die Drohung ausstieß, daß alle im Innern Befindlichen den schrecklichsten Tod erleiden sollten, wenn dem Befehl nicht sofort Folge geleistet werde.

Der Ingenieur-Offizier warf einen Blick auf seine kleine Schaar, — in allen Gesichtern drückte sich Muth und Entschlossenheit aus, selbst die Ghurka's, ohnehin keine Freunde der Hindu's des Binnenlandes, sahen gleichmüthig der drohenden Gefahr entgegen.

„Geht zum Teufel, Kanaillen," antwortete der Offizier mit erhobener Stimme, „und seht zu, daß Euer Gehirn nicht an diesen Mauern verspritzt, noch ehe die Regimenter anrücken. Wer den Hof zu betreten wagt, betrügt den Galgen um sein Futter!"

Ein gellendes Wuthgeheul begegnete der Schmähung des Briten, wilde Schläge und Schüsse donnerten gegen das feste

Thor — durch den Lärmen hörte man das Kommando der Anführer, welche Leitern herbeizuholen befahlen.

Die Engländer hatten sich mit Waffen aus den Vorräthen des Arsenals versehen, mit Gewehren, Pistolen und Munition, um ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn es zum Einzelnkampf kommen sollte. Lieutenant Willougby hatte in den Gürtel zwei Revolvers gesteckt und eine Patrontasche mit Munition umgehangen, in der Hand trug er ein Gewehr. So postirte er sich bei den beiden Geschützen gegenüber dem Thor, deren Kommando der Genie-Offizier ihm anvertraut hatte.

„Kameraden," sagte dieser, „haltet ein wachsames Auge auf die Mauern und den Ersten, der den Kopf darüber hebt . . . ."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Willougby's Gewehr an die Wange fuhr und sein Schuß krachte. Lautlos, durch die Schläfe geschossen, stürzte der Sowar, der sich der Erste von der Leiter auf die Mauer schwingen wollte, zurück.

Das Rachegeschrei der Stürmenden folgte dem glücklichen Schuß. Kugel auf Kugel warf jetzt die unter dem Allahruf und Kampfgeschrei: „Ram! Ram! Mahadeo!" an den Mauern Emporklimmenden nieder, aber die kleine Schaar der Europäer vermochte nicht so rasch zu laden, als die Zahl ihrer Feinde auf Mauer und Bastion wuchs, Schüsse krachten von hüben und drüben, Lieutenant Forrest wurde an der Hand verwundet, Buckley durch die Schulter geschossen, einer der Ghurka's getödtet, schon sammelte sich ein Haufe innerhalb des Thors und bemühte sich, die Sperrbalken zu lösen.

„Feuer, Willougby, Feuer auf die Schurken, oder sie öffnen das Thor!"

Der Kartätschenhagel prasselte in der Entfernung von höchstens siebzig Schritt in grader Linie auf den Steinquadern, das wilde Todesgeheul der Getroffenen erfüllte die Luft, zugleich löste Conducteur Scully das Geschütz, das die Bastion bestrich, über die in dichten Massen die Meuterer herauf drangen.

„Ruhig Leute, ruhig geladen, ehe Ihr den andern Schuß gebt!" klang die Stimme Forrest's.

Auf dem Pflaster des Hofes wanden sich die Verstümmelten im Todesgeheul oder versuchten, sich mit den zerrissenen Leibern

in einen Winkel zu flüchten vor den Tod bringenden Schüssen der weißen Männer.

Die Laute des Schmerzes und Todeskampfs wurden durch ein Freudengebrüll von Außen her übertönt. Zwei der Eingedrungenen war es gelungen, den schweren Sperrbaum aus den Krampen zu heben, gleich darauf schlug eine der Kartätschen gegen das Schloß und sprengte die Riegel — ein gewaltiger Anlauf der Menge, und die Flügel des Thores wichen.

Willoughby's zweites Geschütz riß eine Gasse in den dichten Haufen, der durch die geöffnete Pforte hereinstürzte wie unaufhaltbare Meeresfluth.

Ueber die Bastion her drang ein zweiter Strom und besäete mit seinen Leichen den Weg hinab.

Aber über die Todten und Verwundeten eilten neue Schaaren vorwärts. „Jai! jaiikar! — Tödtet! Tödtet!" klang der tausendstimmige Ruf, in den das Krachen der Geschütze sich mischte, mit denen zwei Mal Forrest die Eindringenden in der Flanke faßte, daß der Kartätschenhagel wie eine riesige Sense die blutige Saat mähte.

Mit heroischer Kaltblütigkeit arbeiteten die Conducteure und Mannschaften an ihren Geschützen, ausgesetzt den Kugeln der Empörer, die jetzt von der Höhe der Mauer, von den Wällen der Bastion und zehn Stellen im Hofe, wo sie Posto gefaßt, auf sie feuerten.

Ueber die Hälfte der kühnen Vertheidiger war bereits verwundet, mehrere gefallen, dennoch kämpften sie wie die Teufel in den Feuerströmen, die um sie her blitzten.

Die Bedienung der Geschütze rechts, welche den Thorweg bestrichen, hatte vier Mal gefeuert, als ein wüthender Anprall der Sowars sie vertrieb und auf die Geschütze vor dem Hauptgebäude zurückwarf. Glücklicher Weise gelang es den Männern, ehe sie weichen mußten, die Kanonen umzustürzen.

Der alte Conducteur, der die Geschütze zur Linken kommandirte, sah auf den jungen Offizier fragend herüber, während er mit Wischer und Ladestock handthierte, aber der Lieutenant arbeitete im Pulverdampf, ohne sich um ihn zu kümmern, und seine Kartätschen brüllten eben zum dritten Mal den Feinden den Tod zu.

Noch ehe der Rauch emporgewirbelt, warfen sich die Männer wieder auf die Geschütze, um auf's Neue zu laden. Der Erste, der mit der Kartouche vortrat, stürzte, von einer Kugel getroffen, zu Boden, der Zweite hatte dasselbe Schicksal — Sergeant Stewart eilte vor und stieß die Patrone in die Mündung — es war die letzte — und seine letzte Handlung — ein Lastträger aus der Menge war im Pulverdampf bis zu den Geschützen gedrungen und stieß ihm den Tulwar durch den Leib. Noch im Fallen umschlang der tapfere Soldat seinen Gegner und riß ihn mit sich zu Boden.

„Nieder mit den Faringi!" donnerte die Stimme Bukthurs, der auf dem Pferd Willougby's an der Spitze einer geschlossenen Schaar der Leibwachen sich über Leichen und Sterbende hinweg vom Thor her Bahn brach. „Auf sie! auf sie! tödtet sie!" Eine dunkle Wolke von Kriegern drängte hinter ihm her und füllte den Eingang, von den Mauern, von der Bastion her warfen sich ganze Schaaren in den weiten Hof.

„Old England for ever!" Forrest hieb die Lunte auf das Geschütz — Scully's letzte Salve schlug von der Seite in die dicht gedrängte Menge — der Boden war mit Leichen besäet.

Hoch auf seinem Roß schwang unverletzt der wilde Prinz den Tulwar. „Chalo Bhai! [1]) Das Paradies ist Denen, die sterben für den Glauben!" Er spornte sein Pferd über die Leichenhaufen.

„Es ist zu Ende mit uns — lebt wohl, Kameraden! Gott sei uns gnädig!"

„Auf den Boden Alle! werft Euch nieder, rasch!" schrie Willougby.

Fast unwillkürlich gehorchten die Meisten. Das edle Roß Gibraltar, von seinem wilden Reiter gestachelt, stutzte dicht vor den Geschützen und hob sich in die Luft, gleich als weigere es sich, den Feind gegen seinen Herrn zu tragen. Der Offizier hob den Revolver, — aber der Anblick seines Lieblingsthiers ließ ihn den Entschluß bereuen, er sprang mit Blitzesschnelle vor die Kanone, hinter der er sich gedeckt, griff dem Pferd in das Gebiß

1) Vorwärts Brüder!

und stieß es zurück, während sein Reiter zum Schlage ausholte.

Das Pferd hieb einen Moment mit den Hufen durch die Luft und überschlug sich.

„Allah Akbar! Zum Kampf! zum Kampf!“ Die Menge stürzte heran.

Ein Blick durch die Lichtung des Dampfes zeigte ihm den alten Artilleristen, der auf den Stufen des Pulverthurms stand, die Lunte in der Hand und nach ihm her schaute.

„Gott helfe uns, Freund Scully!“ Er schwang das Tuch durch die Luft und warf sich zu Boden, dicht neben den vom Sturz besinnungslosen Feind und das Pferd, dessen Hufschläge Raum hielten in der andringenden Menge.

Ein furchtbarer Schlag erschütterte die Luft und machte die Erde erbeben, gleich als risse sie aus ihren Grundvesten — ein Flammenstrom schoß breit in die Höhe, gleich als öffne sich der Krater eines Vesuvs — und dichte Finsterniß hüllte minutenlang den Hof ein.

Durch diese Finsterniß, durch diese greifbaren Wolken von dickem Qualm, stürzte ein Regen von Mauertrümmern, Balken, menschlichen Gliedern und Waffen.

Die Mauern des Pulverthurms waren wie von dem Erdboden rasirt; — die Geschütze, welche in seiner Nähe gestanden, weit über die Bastion und das große Magazingebäude hinweggeschleudert, dessen Mauern wankten und zusammenstürzten. Der Thorbogen, eine große Strecke der Umfassungsmauer lag in tausend Stücke zerstreut, mächtige Quadern des Thurms waren bis über den Nebenarm der Dschumna geschleudert.

An tausend Menschen waren theils in Atomen in dieser schrecklichen Wolke mit emporgeflogen, theils von dem Luftdruck erstickt, von den fallenden Trümmern erschlagen oder verstümmelt worden. Mit wildem Schreckensgeheul flohen die Ueberlebenden von der blutigen Stätte. — —

Als Lieutenant Willoughby von der Betäubung wieder zum Bewußtsein erwachte, kreisten noch immer Dampfwolken über dem Platz. Er begriff, daß wenn er auf Rettung hoffen wolle, er rasch und entschlossen handeln müsse. Seine Glieder waren un

verletzt, nur von der Stirn rann aus einer leichten Wunde warmes Blut, ein Stein hatte im Fall ihn gestreift, aber der Körper des zitternden und keuchenden Pferdes ihn geschützt. Umhertastend fühlte er die Brust seines letzten Gegners unter seiner Hand sich leise heben und senken — er lebte gleichfalls noch. Der Griff des Dolches, den jener im Gürtel trug, kam in seine Finger, und er hob ihn einen Augenblick zum Stoß — im nächsten aber bedachte er, daß die That nicht besser als feiger Mord sein würde, und steckte den Dolch zu sich. Dann bemächtigte er sich noch des Turbans des Prinzen und erhob sich. Da er eher hoffen durfte, zu Fuß unbemerkt zu entkommen, verlor er keine Zeit damit, sich um den Zustand seines Pferdes zu bekümmern, und der Trieb der Selbsterhaltung gestattete ihm eben so wenig lange Zeit, nach dem Schicksal seiner Kampfgefährten Nachforschungen anzustellen.

Indem er sich rasch seiner Uniform entledigte, um sich allein in die Tschoga zu hüllen, die er noch immer trug, fiel aus jener ein weißer Gegenstand zur Erde. Er hob ihn auf — es war die weiße Rose, welche die Ursulinerin vor kaum einer Stunde vom Balkon des Palastes der Chandy-Choak ihm zugeworfen. Die einfache Blume eröffnete eine rasche Flucht von Gedanken in seinem Sinn; er preßte sie an seine Lippen und barg sie im Gürtel, sein Entschluß war gefaßt. Die Patrontasche, die Revolvers und den Dolch des Prinzen unter dem weiten indischen Kaftan verbergend, den Turban tief in das von Blut und Pulverdampf mehr einem Bewohner der Hölle, als einem britischen Gentleman ähnlich gemachte Gesicht gedrückt, wagte er es, über die Trümmer und Leichen zu steigen und die Stätte der furchtbaren Explosion zu verlassen, wozu die allgemeine Verwüstung ihm hundert Wege bot.

Wie sich später ergab, war fast die Hälfte vom Rest der kleinen Besatzung, wenn auch nicht unverletzt, durch das rechtzeitige Niederwerfen der Vernichtung entgangen. Lieutenant Forrest hatte sich mit Einigen nach dem Lahore-Thor gerettet und dasselbe glücklich erreicht, während Andere im Schrecken und in der Verwirrung in das Innere der Stadt zurück geriethen.

Dahin, — nach dem Chandy-Choak — wandte auch Lieute-

nant Willoughby seinen Weg, indem er unterm Schutz seiner Verkleidung und Entstellung den Kanal überschritt und über den großen mit Cypressen und Tamarisken besetzten Begräbnißplatz eilte, welcher den alten Palast der berühmten Begum von Somroo — den Bagh Begum Simreh — umgiebt und an die nördliche Häuserreihe des Chandy Choaks oder Silbermarkts stößt.

Er hatte den Platz kaum betreten, als er Manakjy, den treuen Mahoud des ermordeten Residenten, neben seinem riesigen Thier herlaufen und dieselbe Richtung einschlagen sah. — — — — — —

Als der Zug des Residenten die Chandy-Choak passirt hatte, blieben auf dem Balkon der Erziehungs-Anstalt der französischen Nonnen die jungen Mädchen zurück, plaudernd über das Ereigniß und den Zug so lange wie möglich mit den Augen verfolgend.

„Seht, die Begleitung des Rajah bleibt auf dem Platz," sagte Miß Frazer, das Glas vor dem Auge. „Auch Ripley kehrt wieder um. Ich glaube, das Schauspiel hat halb Delhi auf die Füße gebracht, — es ist ein Gewühl, wie am Moharremfest."

„Ach ja, damals als wir mit Willoughby und Lieutenant Forster auf dem Elephanten durch die Straßen ritten und ich mich vor Moll so gewaltig fürchtete!"

„Närrchen — das Thier ist so gehorsam wie ein Schooshund. Es folgt dem leisesten Wink Manakjy's."

„Wer ist Manakjy?"

„Ei, der Mahoud meines Vaters, der Wärter Moll's, Ihr kennt ihn ja."

„Sagtest Du nicht, daß er der Verlobte Aurunga's ist, die Du vorhin gezüchtigt, und daß wir einer indischen Hochzeit beiwohnen würden?"

„Bah — er will allerdings die Niggerin heirathen, aber ich werde meinen Vater bitten, seine Einwilligung zu versagen. Aurunga soll zur Strafe ihres Ungehorsams den Mahoud nicht haben."

„Wie, Miß Victoria!" rief die junge Nonne empört, „Sie wollten zwei Herzen von einander trennen, die sich vielleicht auf's innigste lieben, blos weil Sie selbst sich einen tadelnswerthen

Ausbruch Ihrer üblen Laune vorzuwerfen haben? Das wäre grausam."

„Als ob diese Nigger ein so zartes Gefühl hätten! Manakjy kann der Mädchen genug bekommen, und ich werde ihn ausstatten. Was wissen Sie denn auch von der innigen Liebe solcher Geschöpfe?"

Ihr scharfer Blick fixirte dabei so fragend und nicht ohne Bosheit die arme kleine Nonne, daß diese unwillkürlich tief erröthete. Wally Forster, fast von gleichem Alter und gleicher Gestalt mit der schönen und stolzen Tochter des Residenten, kam der jungen Lehrerin vom Balkon aus unbewußt zu Hilfe.

„Es muß etwas Besonderes vorgehen in der Stadt und dem Palast," rief die Miß, „alle Welt strömt dahin — die Kaufleute schließen ihre Läden —"

In diesem Augenblick erschien ein Diener an der Thür des Saales und zeigte der kleinen Irma mit bedeutsamer Geberde einen Brief; sie verließ eilig den Balkon.

Zugleich kehrte Lady Hunter in Begleitung der Schwester Angelique in das Gemach zurück. Auf ihrer bleichen, schönen Stirn lag eine unwillige Trauer, als sie auf ihre Verwandte zuschritt.

„Ich kam auf den Wunsch Deines Vaters hierher, Victoria," sagte sie ernst, „um Dir und Deinen Freundinnen ein Vergnügen zu bereiten. Leider muß ich von dieser würdigen Dame erfahren, daß Deine Aufführung keine solche ist, die mir erlaubt, Dir eine Freude zu bereiten. Du hast Dich von Deiner Heftigkeit und Deinem Hochmuth hinreißen lassen, ein unschuldiges Mädchen zu schlagen und weigerst Dich, die unweibliche und ungerechte Handlung durch Abbitte zu sühnen."

„Ich bitte keine Dienerin, keine Nigger um Verzeihung!" entgegnete die Miß trotzig.

„Gott gebe, eigensinniges Mädchen, daß Du nie in die Lage kommst, an das Volk, über das Du Dich so erhaben dünkst, noch andere Bitten richten zu müssen, als eine solche, die der Fehlenden nur zur Ehre gereicht. Die Vorsteherin dieses Hauses hat entschieden, daß zur Strafe für Dich keine Deiner Freundinnen Deine Einladung annehmen darf!"

„Das wollen wir sehen," rief widerspenstig die junge Miß, — „ich werde meinen Vater bitten, sein Ansehn zu brauchen. Sie nehmen bei jeder Gelegenheit diese Hindu's in Schutz, Tante, und zerstören den Respekt, den sie uns schuldig sind."

„Der Zug kommt zurück," rief eines der Mädchen aus der Veranda, „nein, ich irre mich — es sind nur die Indier — mein Gott, was geht dort vor?"

Ein entfernter Schuß wurde gehört, — ein Geheul der Volksmenge auf der Straße und dem Platz antwortete.

Alle Frauen eilten auf den Balkon, um zu sehen. Die Begleiter des Rajah und dieser selbst jagten bereits an der Mauer des Palastes entlang nach dem Delhi-Thor zu.

In diesem Augenblick stürzte die junge Hindu, die Tochter des reichen Babu, in den Saal, der durchsichtige goldgelbe Teint ihres kleinen reizenden Gesichts hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht.

„Möge Lakschmi uns beschirmen," rief sie, auf die Frau des Dechanten zueilend, „Cartikeia[1]) hat die Bande des Friedens gesprengt und zieht auf seinem Feuerwagen durch die Stadt!"

„Was ist geschehen, was hast Du, mein Kind?"

Die Pensionairinnen drängten sich um sie her.

„Es ist Kampf in der Stadt zwischen den Faringi und den Männern meines Volkes," schluchzte das Mädchen. „Der Babu, mein Vater, schreibt mir, daß große Gefahr, und daß ich mich verbergen solle, bis er kommen könne, mich zu holen."

Eine Flintensalve von dem Dauri-Serai her und das Geheul der Volksmenge bestätigte den Schreckensbericht des Mädchens.

„Das ist ein Volksauflauf, der sich bald beruhigen wird," besänftigte die Lady. „Lassen Sie für alle Gefahr die Thür nach der Straße schließen, Soeur Angelique, — Militair ist in der Nähe, die Wachen des Königs und die Peons werden bald die Ruhe wieder herstellen."

„Gerechter Gott! wenn nur meinem Vater kein Unglück geschieht!" Miß Victoria flog zurück auf den Gitterbalkon.

Pulverdampf wirbelte von dem Thor des Dauri-Serai auf

1) Der Gott des Krieges.



— auf der Brücke sah man Moll, den Elephanten des Residenten, der den Verwundeten zur Haudah emporreichte.

„Willougby! — Das ist Willougby auf dem Gibraltar! er sprengt hierher — barmherziger Himmel — er wird in die Hände dieser Rasenden fallen!"

„Nein — er wendet sich zur Rechten — jetzt ist er verschwunden!"

Ein tiefer Athemzug, wie aus befreiter Brust, war deutlich hörbar. Die beiden Hände auf das Herz gepreßt, todtenbleich, lehnte die kleine Nonne an einem der steinernen Pfeiler.

„Ein anderer Reiter jagt hierher, wahrhaftig — er durchbricht die Menge, — er hat die Straße gewonnen — um Gotteswillen, wer ist das?"

Schüsse knallten hinter dem Sergeanten drein, der im Carriere die Straße entlang flog.

„Vater! Vater!" schrie Miß Frazer und streckte die Arme aus, als könne ihre Stimme in dieser Entfernung sein Ohr erreichen.

„Beruhige Dich, Kind — er ist gerettet, das treue Thier trägt ihn sicher durch die Menge — und dort erreicht er eben die Straße nach dem Palast." Die edle Frau war schreckensbleich, wie die Anderen, aber sie behauptete ihre Fassung und Ruhe, während, durch den Lärmen und das Schießen erschreckt, die übrigen Nonnen mit den jüngeren Pensionairinnen und die Aebtissin herbeieilten.

In der Verwirrung, die jetzt entstand, und welche die Lady vergeblich durch ihr besonnenes Zureden zu beruhigen strebte, fühlte sie sich am Gewande gezogen.

Es war Irma, das junge Hindumädchen, das ihr zur Seite winkte.

„Du siehst, was da draußen geschieht, Mem Sahib!" sagte die Kleine.

„Leider! es ist Aufruhr — Tumult, und es wird zum Blutvergießen kommen. Die armen bethörten Menschen, sie werden den Ausbruch der Leidenschaft schwer zu büßen haben. Wenn die Truppen nur bald kommen, damit größeres Unheil verhütet wird."

„Du irrst, Mem Sahib," sagte das Mädchen mit funkelnden Augen. „Nicht das Blut der Hindu's wird fließen, wohl aber das der weißen Männer. Ehe die Sonne untergeht, werden die Hindostani frei sein. Mein Vater befiehlt mir zugleich, meine Freunde zu warnen; sie sollen fliehen, da es noch Zeit ist. Kein Sepoy wird die Waffe erheben gegen die Befreier seines Landes und die Kämpfer seines Glaubens!"

„Welche unbesonnenen Worte muß ich von Dir hören, Kind! Die Macht der Engländer ist fest begründet in diesem Lande, und wenn sie auch manchmal gemißbraucht worden, so genießt Deine Nation unter dem Scepter Englands doch Ruhe und Wohlstand."

„Worte sind Wind, wenn es gilt, zu handeln," rief das Mädchen. „Mein Vater ist ein weiser Mann und achtet die Faringi, — er würde die Warnung nicht senden, wenn nicht die blutige Bhawani über Delhi schwebte. Bei Deinem und meinem Gott, Mem Sahib, beschwöre ich Dich, fliehe aus der Stadt und nimm Jene mit Dir! — Heilige Götter — es ist zu spät!"

Ein wildes Geheul — gellendes Hilfegeschrei scholl aus der Chandy-Choak herauf. Die Lady, von Irma gefolgt, eilte nach dem Balkon, während die anderen Frauen und Kinder sich wie eine Schaar geängsteter Tauben zusammendrängten.

Ein Blick hinunter belehrte Adelaide, daß der Babu, Irma's Vater, die Gefahr nicht übertrieben. Der Pöbel begann bereits verschiedene von Europäern gehaltene Läden auf dem Silbermarkt zu plündern. Die unglücklichen Besitzer mit ihren Familien wurden herausgerissen und grausam unter tausend Mißhandlungen ermordet. Ihr Jammergeschrei klang entsetzlich durch den Lärmen, die Schüsse, das Geheul, das von allen Seiten sich zu erheben begann.

Auf dem Platz vor dem Dauri-Serai entwickelte sich ein andres Schauspiel, das über den Charakter der Scenen, über die Wahrheit der Nachricht des Hindumädchens keinen Zweifel lassen konnte.

Reiter und Fußvolk von Mirut zog in dunklen Haufen vom Fluß her und vereinigte sich mit den Leibwachen des Königs. Von den Mauern des Palastes schwenkten viele Hände den Halb-

mond — die glühende Sonne spiegelte sich in zahllosen Waffen. Auf der Mitte des Platzes hielten zwei Männer hoch zu Pferde, der Eine, ein graubärtiger Krieger in der malerischen Tracht der Beludschen, der Andere in dem fliegenden zerlumpten Mantel eines Derwisches. Von den Beiden schien die Macht, die Leitung auszugehen, ihr Befehl sandte Haufen auf Haufen der bewaffneten Krieger, denen sich zahlloses Volk anschloß, nach allen Seiten. Boten flogen herbei, den Führern Bericht zu bringen — selbst Akhbar Jehan und der wilde Bukthur schienen ihren Anordnungen Gehorsam zu leisten und eilten in der Richtung, die ihnen angewiesen, mit ihren Schaaren davon.

Jetzt öffnete sich das Thor des Palastes, und auf seinen ersten Verschnittenen gestützt, schwankte die unförmlich dicke Gestalt des alten Königs von Delhi unter Vortritt von Becken- und Trommelschlägern heraus, gefolgt von Sinath Mahal, seiner Favorit-Begum, ihrem Sohn Dschumna Bukh und den älteren Söhnen, den Ministern und Dienern des Herrschers ohne Reich.

Die beiden Reiter sprangen von den Pferden und gingen dem alten König entgegen — ein tausendstimmiger Jubel erhob sich von dem Platz und begrüßte den Großmogul von Delhi.

Die Lady trat entsetzt zurück; dann eilte sie rasch entschlossen auf die Aebtissin zu. „Irma hat Recht — das ist kein bloßer Volkstumult, das ist eine Empörung, eine allgemeine Revolution. Sie müssen versuchen zu fliehen, Irma kann Sie geleiten und hoffentlich schützen. Leben Sie wohl, und möge der Himmel mit Ihnen sein!“

Sie winkte den Mädchen einen Abschiedsgruß zu und schritt entschlossen nach der Thür.

„Um der gebenedeiten Jungfrau willen, Mylady, wo wollen Sie hin?“ Die Aebtissin, die Nonnen, die Mädchen warfen sich ihr in den Weg.

„Mit Gottes Beistand meine Pflicht erfüllen,“ sagte die Lady mit erhobener Stimme. „Sie Alle vermögen zu fliehen, aber die arme Mistreß Elkinson und meine Kranken können Delhi nicht verlassen. Bei ihnen ist meine Stelle.“

Vergebens waren die Bitten und Vorstellungen der Geängsteten, die Lady beharrte auf ihrem heldenmüthigen Entschluß und

bat die Aebtissin, Befehl zu geben, daß ihr die Pforte des Hauses geöffnet werde.

Es geschah — hinter ihr schloß sich sogleich wieder die Thür, doch nicht eilig genug, um zu verhindern, daß auch Aurunga, die indische Dienerin, das Haus verließ.

Jetzt sahen die Nonnen und die jungen Mädchen, die trotz der eigenen Gefahr die Theilnahme und die Neugier auf die Veranda getrieben, das seltsame Schauspiel, daß eine wehrlose Frau freiwillig sich mitten unter eine fanatische, zur höchsten Wuth entflammte Bevölkerung wagte, die im Begriff war, ihre Landsleute zu ermorden und zu bekämpfen.

Als sich die Pforte des schützenden Hauses hinter ihr schloß, blieb die Lady kurze Zeit auf der Schwelle stehen, um nach ihren Palankinträgern auszuschauen.

Weder die Diener noch der Palankin waren zu sehen, eine tobende, brüllende, blutgierige Menge erfüllte den breiten Markt und mit jeder Minute gossen die Seitenstraßen neue Massen in den schrecklichen Strom.

Dann rasch entschlossen schlug Lady Hunter den Schleier ihres Hutes zurück und schritt auf die Straße, die Richtung nach der schwarzen Moschee oder Futepure Musjed einschlagend, in deren Nähe die verlassene Kranke, die Frau eines Compagnie-Beamten, wohnte.

Im ersten Augenblick schien die Menge, die eben einen neuen Laden erbrochen, ihre Anwesenheit nicht zu bemerken, aber im nächsten schon erscholl der brüllende Ruf: „Tödtet die Faringa! nieder mit der Faringa!“ und hundert Hände streckten sich gegen sie, Waffen wurden erhoben, ein Sepoy schlug sein Gewehr auf sie an und einer der Reiter von Mirut, der sich in dem tobenden Haufen befand, spornte sein Pferd und schwang seinen Säbel, um der kühnen Frau das Haupt zu spalten.

Lady Adelaide sah, daß sie sterben müsse, und faltete die Hände, — ihr Blick harrte mit Ruhe dem Todesstreich entgegen.

In dieser furchtbaren Gefahr erscholl der kreischende Ruf einer Frauenstimme!

„Der Engel von Delhi! — Schützt den Engel von Delhi!“

Eine Hindufrau, ihrer Kleidung nach den unteren Ständen angehörend, stürzte sich gleich einer Furie zwischen den Sowar und die Bedrohte. „Unglücklicher, was willst Du thun? — Es ist der Engel von Delhi, den Dein Tulwar bedroht! Möge Agni jedes Glied Deines Körpers hundertfach verzehren, wenn Du wagst, ein Haar ihres Hauptes zu krümmen!“

Jetzt erkannten Mehrere aus der Menge die Lady, und der Ruf ihrer Mildthätigkeit, ihrer Güte und ihres Wohlthuns war so weit verbreitet, daß der allgemeine Ruf: „Ehre der Heiligen! Schutz dem Engel von Delhi!“ wie ein Lauffeuer durch die Masse ging und gleichsam einen Heiligenschein um das Haupt der Dame schlang.

Der Sowar wurde vom Pferde gerissen und wäre ermordet worden, wenn die Lady nicht selbst schützend die Hände über ihn gebreitet hätte.

„O meine Freunde, unglückliche verblendete Menschen, was thut Ihr?“ sagte sie mit sanfter Stimme. „Werdet Ihr das Leid, das Ihr traget, durch den Mord Schuldloser ändern? Ich beschwöre Euch bei dem Gott, der über uns Allen wohnt, überlaßt ihm die Gerechtigkeit und befleckt Eure Hände nicht mit Aufruhr und Verbrechen!“

Ein augenblickliches Schweigen lag auf der Menge, — dann sprach die Megäre, deren Hände selbst von Blut trieften, das sie grausam vergossen, während sie wenige Augenblicke darauf ihr eigenes Leben für eine Tochter des gehaßten Volkes wagte:

„Engel von Delhi! Deine Stimme klingt wie der Gesang der Burubul und Dein Herz ist weiß wie der Schnee auf dem Gipfel des Dhawalagiri, den noch kein Fuß eines Menschen entweiht hat. Wir Alle wissen, daß Dein Gott Dich mit dem Geist der Güte und des Wohlthuns gesegnet hat, obschon Du eine Faringa bist. Es ist kein Mann meines Volkes in Delhi, der nicht zu Wischnu, dem Erhalter, für Dich betet, während er Deine Brüder verflucht und bereit ist, seine Hände in ihr Blut zu tauchen. Wandle Deinen Weg des Segens, Engel von Delhi, wir werden Dein Gedächtniß ehren, wenn Du von uns gehst, wir werden glücklich sein, wenn Du bei uns, Deinen braunen Kindern, bleiben willst,

und kein Haar Deines Hauptes soll berührt werden von frevelnder Hand! aber schließe Deine Augen vor dem, was um Dich her geschieht, denn der Tag der Rache der Kinder Brahma's ist angebrochen und selbst Dein Wort vermag den Tulwar nicht zu bannen, der seine Scheide verlassen hat!"

Das zustimmende Gemurmel der Menge zeigte der Lady, daß das Weib die Gefühle Aller ausgesprochen. Sie beugte das Haupt und erkannte, daß über jene Grenze hinaus selbst ihr Einfluß machtlos sei und jeder neue Versuch nur das Gute gefährden würde, was sie zu wirken hoffen durfte.

„Sprich, Mem Sahib," sagte das Weib, „wohin Du Deine Schritte lenken willst? Paravana, deren Knaben Deine Pflege dem Yama entrissen, als ihn die boshaften Faringi für ein geringes Vergehen zum Tode mißhandelt, nachdem sie seinen Erzeuger getödtet — sie wird Deinen Weg ebnen und vor Dir herschreiten, damit Du siehst, daß die Kinder der heißen Sonne ein dankbares Herz im Busen tragen."

Die zitternde Lippe der Lady nannte den Namen und die Wohnung der kranken Engländerin, zu deren Schutz sie den furchtbaren Gang gewagt, und sogleich streckte die Megäre das blutige Beil, das sie in der Hand hielt, nach jener Richtung aus und schritt durch die Gasse voran, welche zu beiden Seiten die Menge öffnete.

Viele der Männer und Frauen aus dem leidenschaftlich erregten Volk beugten die Kniee, als die Lady, ihrer Führerin folgend, vorüber kam, und berührten, Segenswünsche murmelnd, ihr Gewand.

Hinter dem Engel von Delhi aber schloß sich die Menschenwoge aufs Neue, das Geheul der Rache und Mordlust gellte zum Himmel empor und der Strom der Wüthenden stürzte sich wieder vernichtend auf die unglücklichen Europäer.

Man sah jetzt unter den Haufen, die sich nach allen Seiten wandten, neue Gegenstände ihrer Wuth, ein neues Feld der Zerstörung zu suchen, ein anderes Weib, ein Hindumädchen, jung und hübsch, aber das Auge blutunterlaufen und Spuren von Blut noch im Gesicht, auftauchen und die Mörderhaufen anreden. Ihre wilden Geberden deuteten nach dem Palast der Prinzessin

Dschehanara, und ihre Worte glichen lodernden Funken, die den Brand entzünden.

Mit einem gellenden Geheul warf sich ein Haufen der blutigen Mörder auf die bisher so friedliche Stätte des segensreichen Wirkens der schuldlosen Nonnen. Das Versprechen, daß Gold und Weiber dort zu finden, daß sie in Christenblut ihre Rache kühlen könnten, entflammte noch mehr die wilden Gemüther.

Stangen — Waffen aller Art donnerten an die schwere Pforte und verlangten die Oeffnung — Schüsse knallten nach den Fenstern empor und die Kugeln zerschmetterten die Jalousieen oder platteten sich an dem mächtigen Steinwerk. — — — — — — —

Die Hände ringend — schreiend — wehklagend stürzten in den Räumen des Palastes die Frauen und Kinder durcheinander. Schwester Maria hatte vom Balkon aus, die Lady besorgt mit ihren Blicken verfolgend, Aurunga, die mißhandelte Dienerin in der Frau erkannt, welche die Wuth der Mörder aufs Neue anregte und gegen ihr stilles Asyl wandte. Die Nachricht zog einen Strom von Verwünschungen der eigenen Freundinnen, die noch vor Kurzem sie und ihr Glück gepriesen, auf das Haupt der armen Victoria, die zitternd in Angst um das eigene und des Vaters Leben jetzt verlassen und hilflos dastand, mit Mühe nach Fassung ringend.

In dieser Noth, wo Keine Rath und Hilfe wußte und die Schläge der Mörder bereits an das Thor donnerten, erschien Irma nebst einer der Hindudienerinnen mit einem Berge von jenen langen indischen Schleiern und Feredschis beladen, in die sich die eingebornen Frauen des Landes beim Verlassen des Hauses zu hüllen pflegen.

„Hier," rief sie und warf die Last auf den Boden, „nehmt rasch, hüllt Euch Alle darein, es sind so viel, als ich habe finden können, und Ganesa hat mir den Gedanken eingegeben, um Euch zu retten. Zuleina und ich werden Euch durch die Gärten geleiten, bis Ihr in Sicherheit seid."

Sie stürzten Alle auf die Schleier und Mäntel, die Kleinen wurden in die Schleier der Nonnen gehüllt, die Erwachsenen verbargen sich unter der Hülle der Yaschmacks und Feredschi's —

und Zuleina, die Dienerin, die Einzige, welche Muth und Treue genug besessen, in der Stunde der Gefahr auszuhalten, indeß die anderen Diener durch die hinteren Ausgänge des Palastes entflehen waren, eilte mit der Aebtissin und einer der älteren Nonnen, die Kinder an den Händen führend, davon, um die Gefahr zu theilen und die Aufmerksamkeit nicht auf die Menge der Fliehenden zu richten.

Marion hatte mit eigener Aufopferung überall hilfreiche Hand geleistet, ohne an sich selbst zu denken, während auf der Straße immer wilder und drohender der Lärmen wuchs und Schuß auf Schuß durch die Fenster fuhr. Die zitternde Schaar der Mädchen war in dem hintern Flur des Palastes versammelt, um sich durch den Garten zu retten, als der Blick Irma's auf die junge Nonne fiel.

„Bei dem Haupte Wischnu's, eile Dich, Maria — wo ist Dein Schleier? — Miß Victoria, spute Dich!"

„Sie hat Schleier und Mantel thörichter Weise an die alte Nonne gegeben," sagte die Tochter des Residenten unwillig. „Für mich und sie hat Eure Eigensucht Nichts übrig gelassen!"

In der That waren Alle glücklich mit den Verkleidungen versehen, bis auf die junge Nonne und Miß Frazer; die Aufopferung der Einen und der Stolz der Andern hatten es verschmäht, sich bei Zeiten der Kleider zu bemächtigen.

Während Irma rathlos umherschaute, hörten sie vorn die Stöße eines schweren Balkens gegen die Pforte krachen, die in ihren Angeln zu wanken begann.

„Fort um der heiligen Jungfrau willen, rettet Euch!" rief Marion, „sie werden es nicht wagen, der Tochter des Residenten ein Leides zu thun! Ich suche uns Schleier und wir folgen Euch!"

Sie drängte die Mädchen mit Schwester Angelique, die bei ihnen zurückgeblieben war, und die widerstrebende Irma hinaus, und rannte zurück in die vorderen Räume, andere verbergende Gewänder für sich und Miß Frazer zu holen.

Diese, zagend, allein das Freie zu betreten, folgte ihr.

Die beiden Mädchen hatten eben die vordere Halle erreicht, aus welcher die steinernen Treppen emporführten zu den oberen

Stockwerken, als das mächtige Thor in seinen Angeln wich und in Stücke zertrümmert in das Innere stürzte.

Die blutdürstigen Gesichter der Menge, die funkelnden Waffen erschienen vor den Augen der Unglücklichen — die junge Nonne warf sich vor die Pensionairin und sank in die Knie, den Tod erwartend.

In diesem Augenblick, als sich die Vordersten des Haufens anschickten, in das Innere zu dringen, erzitterte die Luft von einem gewaltigen Druck, und ein Krachen, als stürze das Himmelsgewölbe zusammen, ließ sich hören.

Es war die Explosion des Pulvermagazins im Arsenal.

Ein gewaltiger, von dem Zahn der Zeit gelockerter Steinblock des über dem Eingang schwebenden Altans löste sich von der mächtigen Erschütterung und stürzte, den über ihm schwebenden Pfeiler mit sich hinabreißend, zermalmend unter die Stürmenden.

Ein Jammergeschrei mischte sich mit dem Echo des Donners und dem Wuthgeheul der Menge, Staub und Dampf wirbelte empor und schied in dichten Wolken die Mörder von den Bedrohten. — — — — — — — — — — — — — —

Aurunga, als sie ihr Werk gethan und die tobende Schaar auf das Haus ihrer Gebieter gehetzt, eilte um die Mauern des Palastes, nach der Seite der Gärten, um jede Flucht der Weißen zu hindern, die sie zu Opfern ihrer Rache für die erlittene Schmach bestimmt.

Sie hatte noch nicht die Seitengasse verlassen, welche den alten Palast der Tochter und Pflegerin des unglücklichen Schah Dschehan, der Schwester Aurungzebs von den nächsten Palästen trennt, als der Schlag der Explosion sie zu Boden warf. Sie erhob sich bald wieder, und erreichte jetzt den mit Cypressen und Cedern besetzten Platz, welcher die Gärten des Dschehanara-Palastes von dem Palast und dem Grabmal der Begum von Somroo scheidet.

Indem sie, die Pforte im Auge, aus welcher bereits die Nonnen mit den Kindern geflohen waren, weiter eilte, stieß sie auf Manakjy, ihren Geliebten, der neben seinem Thier herrannte.

„Der Gott des Krieges hat seine Schwingen entfesselt, die dunkeläugige Bhawani streckt ihre Hand über Delhi und fordert ihre Opfer," rief ihr der Mahoud entgegen. „Gesegnet sei Cama, der mein Auge Dich wiederschauen läßt!"

„Was ist geschehen, Manakjy — wo willst Du hin?" fragte das Mädchen, sich mit ihm der Pforte nähernd.

„Unglück ist über uns — die Faringi haben einen Feuerberg in die Luft geschleudert, um sich zu retten. Der Sahib, mein Gebieter, ist erschlagen von dem Sohne des Königs und sein letztes Wort an die Treue Manakjy's hat mich gesandt, die Tochter seines Blutes zu retten und unversehrt zu den weißen Männern, ihren Brüdern, zu führen!"

„Nimmermehr! Die Mem Sahib muß sterben wie ihr Vater. Ihre Hand hat das Weib Deines Herzens entehrt und ihrer Kaste beraubt!"

„Das ist schlimm, Aurunga," sagte der ehrliche Mahoud, indem er mit seinem Thier stehen blieb, „aber ich habe des Sahib Brod gegessen, bevor ich das heilige Wasser mit Dir trank. Er war gut gegen Manakjy, und Manakjy und Moll werden halten, was sie gelobt. Wenn Du mir nicht helfen willst, die Mem Sahib zu retten, so bleibe bei Moll, indeß ich mich in den Palast schleiche."

„Die Rache der Hindostani ist auf den Fersen der Weißen," rief triumphirend das Mädchen. „Die Tapferen meines Volkes haben meine Worte gehört und bringen bereits der Bhawani in jenem Hause ihre Opfer!"

„Dann muß ich um desto mehr eilen, sie zu retten," meinte der treue Diener. „Moll, mein Freund, harre meiner hier und laß Niemand Dir nahe kommen."

Der Elephant bewegte den Kopf, gleich als habe er die Weisung seines Führers verstanden.

Aurunga, die fürchtete, um ihre Rache zu kommen, und doch nicht wagte, ihrem Geliebten weitern Widerstand zu leisten, war mit der Schnelle des Windes, während er sich noch mit dem Elephanten beschäftigte, dem Mahoud nach dem Ausgang des Gartens vorausgeeilt, denn sie hatte zwischen den Bäumen hindurch gesehen, wie eine Anzahl von Frauen, in indische Schleier



und Gewänder gehüllt, scheu durch die Pforte schlüpften und über den Platz eilten.

Ihr Verstand, durch das Rachegefühl geschärft, begriff sogleich, daß unter dieser Verkleidung die Frauen und Zöglinge des Pensionats Rettung suchten, und ein Messer in der Hand, das sie in der Chandy Choak aufgerafft, eilte sie den Flüchtigen mit den Sprüngen einer Pantherin nach und warf sich ihnen in den Weg.

„Wo ist die Tochter des Faringi=Sahib? Gebt sie heraus, oder Ihr Alle sollt sterben,“ schrie sie ihnen entgegen, die blitzende Klinge schwingend.

Die Flüchtlinge drängten zusammen, wie eine Heerde, die der Wolf bedroht — selbst die muthige Irma erbebte vor der Drohung.

„Um des Himmels willen, Aurunga, laß uns fliehen! Die Dich mißhandelte, Victoria, ist noch im Palast!“

„Zeigt Euer Antlitz!“

Die Schleier wurden auf den Befehl gelüftet — die Hindu überzeugte sich, daß keines der angstbleichen Gesichter ihrer stolzen Feindin gehörte.

„Geht,“ sagte sie, „und nehmt meinen Fluch mit Euch!“

Sogleich aber schien sie sich eines Andern zu besinnen. Sie faßte die Hand Miß Forsters und hielt das zitternde Mädchen zurück, während sie den Anderen ungeduldig sich zu entfernen winkte.

Sie flohen wie Tauben, die von dem Geier verfolgt werden, in der Richtung des Lahore=Thors davon.

Aurunga wandte sich zu ihrer Gefangenen. „Sie eilen ihrem Verderben entgegen,“ sagte sie finster, „Du allein kannst Rettung finden, wenn Du thust, was ich Dir sage.“

„O rette mich vor dem schrecklichen Tode,“ flehte das Mädchen, die goldene Kette, die sie trug, vom Hals reißend und der Hindu bietend. „Alles, was ich besitze, soll Dein sein. Meine Eltern werden Dich belohnen . . .“

„Still,“ gebot die Dienerin, die jetzt die Herrin geworden. „Hülle Dich in Deinen Schleier und antworte auf keine Frage, als mit einem Ja oder dem Neigen Deines Hauptes. Man muß

Dich für die halten, die Du Deine Freundin nennst, sonst bist Du verloren."

Sie riß das Mädchen mit sich fort und schleppte sie zur Gartenthür zurück, wo eben der wackere Mahoud anlangte.

Manakjy hatte die Flucht der Frauen gesehen, aber durch die Gewänder getäuscht, und weil fortwährend einzelne Gruppen von Eingebornen, Männer, Frauen und Soldaten — noch unter dem Eindruck des Schreckens der furchtbaren Explosion — über den Platz rannten, legte er kein Gewicht darauf.

Aurunga warf die Pforte in's Schloß und stellte sich vor sie. „Lakschmi ist mit uns gewesen," sagte sie — „Du brauchst Dich nicht in die Gefahr zu stürzen, hier ist, die Du suchst — um Deinetwillen möge sie gerettet werden!"

Obschon der Mahoud die Tochter seines Herrn von Kindheit auf gekannt, hatte er sie doch in letzterer Zeit weniger gesehen, und durch die gleiche Gestalt und das europäische Gewand unter dem Feredschi getäuscht, begnügte er sich mit der Frage: „Bist Du die Mem Sahib?"

„Ich bin Victoria — rette mich," erwiederte das Mädchen, das ihre Rolle begriff und das ihre Todesangst Verstellung lehrte, in englischer Sprache. Sie reichte dem Mahoud die weiße Hand und dieser, vollständig überzeugt, daß ein glücklicher Zufall ihm seine Aufgabe erleichtert, führte eilig den Elephanten herbei, hieß ihn niederknieen und half dem Mädchen die Haudah erreichen, worauf er selbst seinen Platz auf dem Nacken des Thiers einnahm und dieses zum raschen Lauf aufstachelte. Der kluge Koloß gehorchte dem Willen seines Führers und in wenig Augenblicken war seine riesige Gestalt zwischen den Bäumen und angrenzenden Straßen verschwunden.

Mit dem Hohnlächeln eines teuflischen Triumphes schaute Aurunga ihm nach, dann lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Mauerpforte, entschlossen jeden Weg der Flucht mit ihrem Körper zu versperren.

Mit Erstaunen und ohne sie zu verstehen hatte Lieutenant Willoughby die Scene aus einiger Entfernung mit angesehen, ohne wagen zu dürfen, sich den Personen zu nähern. Jetzt aber, nachdem der Mahoud mit dem Elephanten verschwunden, schritt

er entschlossen auf die Pforte zu, die, wie er wußte, in die Gärten des Dschehanara-Palastes führte, und vor der Aurunga, die treulose Dienerin, Wache hielt, um den Gegenstand ihrer Rache nicht entfliehen zu lassen.

Aber eine andere Person kam ihm zuvor — es war Irma, das junge Hindumädchen, die ihre, von einer umhertobenden Schaar der Meuterer gleich flüchtenden Tauben auseinander gescheuchten, aller Besinnung beraubten Gefährtinnen verlassen hatte, und durch die Farbe ihrer Haut hinlänglich als Eingeborene kenntlich und daher keine Gefahr für sich selbst befürchtend, zurückkehrte, um die geliebte Lehrerin zu retten, die sie nur in der ersten Angst verlassen hatte.

Sie trug den Schlüssel der Thür in Händen, den ihre größere Besonnenheit mitgenommen, und versuchte jetzt, Aurunga mit Bitten und Versprechungen von ihrem Platz zu verdrängen.

„Du weißt, daß der Babu, mein Vater, reich ist," sagte sie, — „er wird Dir und Manakjy eine Aussteuer geben. Lasse mich hinein, Mädchen, wenn sie noch zu retten sind aus den Händen der blutigen Dewi, muß es sogleich geschehen.

„Was kümmert Dich das Schicksal der Faringa?" erwiederte hartnäckig die Dienerin. „Ihr Schlag hat die Tochter meines Vaters zum Paria gemacht, dem der Himmel Brahma's verschlossen ist, — sie muß sterben, damit ich in ihrem Blut die Schande abwasche."

„Sie that es im Zorn und hat durch Todesangst ihr Vergehen gebüßt! Bedenkst Du nicht, daß noch Eine bei ihr ist, die in derselben Gefahr schwebt und die stets Gutes Dir gethan, Schwester Maria, unsere Mutter und Freundin, mit dem Herzen, das Cama ihr gegeben?"

Aürunga schien einen Augenblick zu schwanken; wie alle Dienerinnen des Hauses, liebte sie die junge Nonne. Aber im nächsten Augenblick gewannen Haß und Rachsucht wieder die Oberhand in ihrer Seele und sie stieß das Kind zurück.

„Tochter des Babu — Deine Worte bethören mich nicht! Sie mag sterben mit ihr, sterben wie alle Weißen!"

Das Kind stürzte sich auf sie, mit Gewalt sie von dem Platze hinwegzudrängen, aber Aurunga war stärker und behauptete den Platz, als dem jungen Mädchen plötzlich Hilfe kam. Die

starke Hand Willoughby's erfaßte Aurunga und warf sie zur Seite. „Wo ist die Nonne? wo sind die Frauen?" herrschte seine Stimme der Kleinen zu, von deren Lippen er den Namen Maria's gehört hatte. „Fort — führe mich zu ihr!"

Die Thür war bereits, trotz des Widerstandes Aurunga's, von ihm geöffnet und er stürzte in den Garten, denn von dort tönte lautes Hilfegeschrei.

Obschon Irma in dem von Pulver und Blut entstellten Manne den vermeintlichen Anbeter Miß Frazers nicht erkennen konnte, sah sie doch, daß es ein Faringi war, und mit dem Ruf: „Wenn Du ein Christ bist, rette Maria! rette Victoria!" eilte sie ihm nach.

Es war die höchste Zeit, daß die Hilfe erschien, denn die beiden Mädchen schwebten in der höchsten Gefahr. Miß Victoria, mit dem starken trotzigen Geist, der ihr eigen, hatte sich zuerst von dem Entsetzen erholt, mit dem die furchtbare Explosion sie zu Boden geworfen, und den Dampf und den Schrecken der Menge, die sie bedrohte, sich zu Nutze machend, entfloh sie mit ihrer Gefährtin nach dem Garten, um den Vorausgeeilten auf alle Gefahr hin zu folgen. Aber sie fand die Thür verschlossen und jetzt, von Todesangst erfaßt, rannten die beiden Mädchen durch die Lorbeer- und Myrthenhecken des Gartens, um irgend ein Versteck zu suchen; denn bereits hörten sie das wüste Geschrei ihrer Feinde, die jetzt den Schreck überwunden und über die Trümmer der Thür in das Innere des Palastes gedrungen waren, und von Raub- und Mordgier erfüllt, sich in allen Räumen verbreiteten.

Einige Minuten gelang es ihnen, sich zwischen den dichten Hecken der Gesträuche und Orangenbäume zu verbergen, aber das weiße Gewand Victoria's verrieth sie den Blicken der Mörder, und mit wildem Jubel verfolgten diese ihre Beute.

Victoria — in dem Laufe strauchelnd, — fiel etwa hundert Schritt von der Pforte des Gartens zu Boden, und mit heldenmüthigen Ergebung gab die französische Nonne die weitere Flucht auf, und sank neben ihr in die Knie.

Die Verfolger und der Helfer waren fast gleichweit von den Unglücklichen entfernt und jene stürmten mit Geschrei und ge-

schwungenen Waffen aller Art herbei, als der Vorderste von einer Kugel aus Willougby's Revolver getroffen, zu Boden stürzte. Eine zweite, eine dritte Kugel schlug in den dichtgedrängten Haufen, der bestürzt inne hielt. Irma hatte die Miß emporgerichtet, sie streckte ihre Hände nach dem Offizier aus, den ihr geübteres Auge erkannte. „Retten Sie mich vor diesen Mördern, Willougby, und ich bin die Ihre!" Der vierte und fünfte Schuß stürzte aufs Neue zwei der Verfolger zu Boden, sie stoben erschrocken auseinander und wichen zurück. Der Lieutenant warf den abgeschossenen Revolver zur Erde und riß den zweiten aus seinem Gürtel, den Rest der Feinde, die vor dieser ohne Ende den Tod speienden Waffe Entsetzen ergriff, in die Flucht zu jagen; aber der Hahn schlug auf ohne daß ein Schuß sich entlud — ein Blick belehrte den Muthigen, daß auf den zweiten Revolver die Pistons nicht aufgesetzt waren.

In dieser furchtbaren Lage gellte der Ram- und Allahruf von verschiedenen Seiten her und über die Felder des Gartens stürzten neue Haufen fanatischer Mörder herbei.

„Richard — rette mit! ich liebe Dich!"

Die Augen des jungen Offiziers, den die stolze Tochter des Residenten von Delhi anflehte, schwankten einen Moment lang zwischen den beiden Jungfrauen, von denen die eine die Arme nach ihm ausstreckte, die andere — die frommen braunen Augen so todtergeben und schwärmerisch zu ihm wandte, dann sprang er vor, umfaßte die Nonne und hob sie wie eine Feder leicht auf seinen linken Arm.

„Folgen Sie uns, Miß!" rief er der Bestürzten zu, und eilig sprang er mit seiner Last nach der offenen Pforte in der Mauer. Von dem Instinkt der Lebenserhaltung getrieben, folgte ihm die Tochter des Residenten, so schnell sie vermochte, die Hand auf das Herz gepreßt, gleich als habe ein tiefer Schmerz dieses getroffen.

Schon hatten sie, die Verfolger auf allen Seiten hinter sich, die Thür fast erreicht, die Irma voranfliegend geöffnet hielt, als sich Aurunga mit wüthender Geberde dem Offizier in den Weg warf und das Messer schwang.

Der Offizier faßte das Pistol am Laufe und ein schwerer betäubender Kolbenschlag schmetterte nieder auf das Haupt der

Hindu, die zu Boden taumelte. Aber noch im Fallen umklammerte sie ihre Feindin, deren Verderben sie geschworen, und riß sie mit sich zur Erde.

Der Offizier mit seiner Last sprang durch die Pforte in's Freie, und Irma — mit einer Geistesgegenwart weit über ihr Alter — schlug die schwere Thür zu und drehte den Schlüssel im Schloß.

Jetzt erst bemerkte Willoughby, daß Miß Frazer nicht bei ihnen, und das gellende Triumphgeschrei der Empörer belehrte ihn, daß sie bereits in ihrer Macht war. Er wollte umkehren, aber das Hindumädchen zog ihn mit sich fort nach der Seite, wo breite Oleander und Geranienbüsche zwischen den Bäumen sie mehr den fremden Augen verbargen.

„Die Bhawani hat gesprochen," rief das Kind, „sie will ihr Opfer! Dein Leben gehört dieser, die Dich mehr liebt, als die stolze Faringa!"

Trotz der drängenden Noth des Augenblicks konnte der Offizier sich nicht enthalten, einen erstaunten, fragenden Blick auf das Kind und die zarte Gestalt zu werfen, die er auf seinem Arme trug, und zu bemerken, daß das Antlitz der jungen Nonne sich mit tiefem Purpur übergoß. Aber Irma ließ ihm keine Zeit zur Ueberlegung, denn sie zog ihn eilig weiter.

„Wohin nun — was sollen wir thun?" fragte der Offizier.

„Kennst Du das Grabmal der großen Begum im Simreh Bagh?" antwortete mit einer Gegenfrage das Kind.

„Ich kenne es — ich war mehrmals dort!"

„So suche es im Schutz der Bäume und Büsche zu erreichen und verbirg Dich dort. Niemand wird Euch an dem einsamen Orte des Todes suchen, wenn man Dich nicht eintreten sieht. Lebe wohl und Lakschmi sei mit Euch! Ich suche den Babu, meinen Vater, er allein vermag Euch zu retten."

Sie reichte ihm den Revolver, den er bei dem Angriff im Garten weggeworfen und den sie aufgehoben, küßte die Hand der Nonne und eilte davon.

Willoughby erkannte, daß es das Beste sei, dem Rath des Kindes zu folgen, und indem er die Nonne jetzt niedersetzte und mit der einzigen Aussicht zur Rettung bekannt machte, war

Schwester Maria alle Klagen und ihre Angst zu unterdrücken bemüht und suchte zunächst ihre Kleidung so zu ordnen, daß sie möglichst wenig auffiel. Dann schlichen beide zwischen den Bäumen und Büschen entlang und es gelang ihnen, glücklich in der allgemeinen Verwirrung einen der Eingänge des großen von den Engländern zum Theil zu Mägazinen benutzten, sonst aber leer stehenden Palastes der Begum von Somroo zu benutzen.

Wir haben die Geschichte dieser merkwürdigen Frau bereits in den ersten Abschnitten unserer Erzählung mitgetheilt. Der Palast, den sie sich in Delhi erbaut, und in dem sie den letzten Theil ihres so abenteuerreichen Lebens zugebracht, das noch aus dem Grabe heraus die Macht der Briten in Indien erschüttern sollte, bildet ein großes von Mauern umgebenes Viereck, auf dessen östlicher Seite, der Dschumna zugewendet, sich das Grabmal der Begum befindet.

Es erhebt sich zwischen riesigen Cypressen auf einen breiten Unterbau von Marmorquadern, zu dem von vier Seiten Stufen hinanführen, in Form einer Moschee, von zwei schlanken Minarets überragt, anscheinend ohne Verbindung mit dem Innern des Palastes. Der Eingang befindet sich auf der Seite des Palastes, und der innere Bau, der von oben her durch eine durchbrochene Kuppel sein Licht erhält, bildet eine prächtige Rotunde von Marmor und Mosaiken, in deren Mitte sich der Sarkophag der alten Fürstin, aus grünlichem Stein gemeißelt, erhebt.

Der abenteuerliche Charakter der Begum und die Erinnerung an ihre Gewaltthaten, fortlebend im Munde des Volkes, haben in seiner Phantasie diesen Ort mit Dämonen und bösen Geistern bevölkert, und um so mehr verödet, als sich keine religiöse Pietät an dieses Grab knüpft, da die Begum — welche schon lange Zeit vor ihrem Tode sich das Grab nach der Gewohnheit vornehmer und reicher Hindu's errichtet hatte — in den letzten Jahren zur katholischen Religion übergetreten war und zum Zeichen ihres Glaubenswechsels und zum Aerger aller gläubigen Hindu's und Mahomedaner ein großes Kreuz von weißem Marmor zu Häupten des Sarkophages stand.

Unter dem Schutz der Mauer und des dunklen Grüns der Cypressen erreichten die Flüchtlinge die Stufen der Plateform, die

sich mehrere Fuß über die Mauer selbst erhob, und indem sie einen günstigen Augenblick erlauerten, gelangten sie in den engen Eingang des Tempels.

Erst hier, auf den Steinsarg der Begum gestützt, wagten sie es, Athem zu schöpfen und sich dem Gefühl der augenblicklichen Rettung hinzugeben.

Die Ruhe konnte jedoch nur kurz sein, denn der von Minute zu Minute gleich einem Sturm anschwellende Lärmen, das Schießen und gellende Geheul der rasenden Volkshaufen von den benachbarten Straßen und Plätzen her bewies, daß die Rebellion sich immer weiter verbreitete und gleich einer Lawine anwuchs.

Bis jetzt hatte der Offizier von Augenblick zu Augenblick noch das Eindringen der regulären Truppen von den Bungalows her in die Stadt und einen Angriff gegen die Rebellen in den Straßen erwartet, bei dem er mit seiner Geretteten sich den Freunden anschließen könnte. Als aber Zeit auf Zeit verrann, ohne daß die britischen Trommeln, das britische Kommando sich hören ließen — als die Schüsse nur unregelmäßig und vereinzelt allein die Wuth der Feinde gegen ihre Opfer bewiesen, begann die furchtbare Wahrheit seiner Seele klar zu werden, — daß die Truppen mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten.

Das Nächste, was der Offizier vornahm, war, den Ort, den sie sich zur Zufluchtsstätte gewählt, einer genauern Besichtigung zu unterwerfen, um die Mittel weitern Verbergens oder einer Vertheidigung darin zu prüfen.

Die runde Halle war leer — nur in der Mitte von dem Sarkophag unterbrochen, an dessen Kopfende an der Wand der schwache Strahl einer kleinen Fontaine, wie solche überall in den Palästen und Bauwerken der reichen Orientalen zur Kühlung der Luft und zu den Ceremonieen der Abwaschung angebracht sind, aus vergoldeter Röhre mit seinem leichten murmelnden Rauschen in ein Marmorbecken fiel, aus dem das Wasser durch eine andere Röhre seinen Abfluß nach außen fand.

Zur rechten Seite dieser Fontaine befand sich die Thür zur Treppe des einen Minarets, die sich spindelförmig mit ihren steinernen Stufen in die Höhe wand.

Der Offizier untersuchte die Thür, sie war unverschlossen.

Auf der andern Seite des Springbrunnens hätte sich nach den Gesetzen der Symmetrie eine eben solche Thür nach dem zweiten Minaret öffnen müssen, das in der That etwa nur 6 bis 8 Fuß von dem ersten in der Luft entfernt war; aber die Mauer war glatt und fest und zeigte keine Spur eines Zugangs.

Das Minaret mußte demnach nur der Gleichförmigkeit wegen erbaut und im Innern leer sein.

Der Eingang des Grabmals war allerdings durch eine große eherne Thür verschließbar, aber diese stand so fest eingerostet in ihren Angeln und war von so kolossaler Schwere, daß der junge Offizier vergeblich seine Kraft anstrengte, sie zu bewegen.

Er hatte während dieser Untersuchungen die junge Nonne auf die Stufen des Sarkophags niedergelassen, wo sie jetzt den Kopf an den kalten Stein des Sarges gelehnt saß, bleich und halb ohnmächtig von den Anstrengungen, dem Schrecken und den Anblick der Gefahren, denen bis jetzt die Hand der Vorsehung sie entrissen.

Richard Willougby schöpfte in der Höhlung seines Turbans Wasser aus dem Becken der kleinen Fontaine, kniecte neben dem jungen Mädchen nieder und benetzte ihre Stirn und ihre Schläfe mit dem erfrischenden Element.

Es hatte Etwas von der rührenden Zärtlichkeit einer Mutter für ihr Kind, als der junge Mann so an der Seite des viele tausend Meilen von ihrer Heimath entfernten, der fanatischen Wuth einer wilden Bevölkerung preisgegebenen jungen Mädchens sich befand, das keinen Schützer, keinen Freund hatte auf dieser Welt, als Gott und ihn.

Das eintönige Rauschen des kleinen Quells schien gleichsam die heilige Stille des Todes noch zu vermehren, die in diesem Raume herrschte, während draußen der wilde Lärmen der entfesselten Leidenschaften tobte.

„Marion, theures, liebes Mädchen, erwachen Sie, fassen Sie sich, oder Alles ist verloren,“ flehte halblaut mit innigem Tone der junge Offizier. „Gottes Hand hat uns sichtlich in diesen furchtbaren Gefahren bisher beschützt, sie wird uns auch ferner nicht verlassen, wenn wir nur selbst es nicht thun. Bei diesem

allmächtigen Gott schwöre ich Ihnen, daß Richard Willougby bereit ist, sein Leben für Ihre Rettung zu opfern!"

Er küßte leidenschaftlich die kleine weiße Hand, die in der seinen lag. Plötzlich überlief dunkle Gluth das reizende Gesicht der Nonne und sie zog rasch die Hand aus der seinen, während ihre Augen sich mit dem Ausdruck sanften Vorwurfs zu ihm erhoben.

„Heilige Jungfrau vergieb mir," flüsterte das junge Mädchen. „Was thun Sie, Sir! O lassen Sie mich nicht bedauern, daß Ihr Edelmuth mich vor jenen Gräßlichen errettet hat, und erinnern Sie sich, daß ich eine Braut Gottes bin und schon die Berührung eines Mannes eine Sünde für mich ist." Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und begann zu weinen.

„Hören Sie mich an, Marion oder Soeur Marie, wie Sie genannt zu werden gewohnt sind," sagte mit tiefer Erregung der junge Mann. „Die Macht einer furchtbaren, gemeinsamen Gefahr hat die Schranke gebrochen, die Sie bisher umgeben und mich sonst wahrscheinlich auf immer von Ihnen geschieden hätte. Wenn es der Tod so vieler Unglücklichen gestattete, möchte ich diese Gefahr segnen, denn sie hat erfüllt, was ich nicht ein Mal in Träumen zu hoffen wagte, sie hat mich mit Dem vereint, was mir das Theuerste auf der Welt geworden. Sie sind in diesem Augenblick nicht mehr die Nonne vom Kloster des heiligen Herzens, sondern Marion Lapierre, die Tochter Frankreichs, die Geliebte meiner Seele, die ich mir aus den Flammen und den Schwertern der wilden Feinde gerettet habe!"

Ein heftiges ängstliches Schluchzen hob krampfhaft den Busen der Jungfrau und der Thränenstrom benetzte durch ihre zarten Finger hindurch den Marmorboden.

„Ja, Marion," fuhr der junge Mann fort, „die nächste Minute schon kann unser Verderben sein, aber vorher darf und will ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie geliebt, seit Sie diese Stadt betreten und ich zum ersten Mal Ihr sanftes Auge sah. Wenn ich sterben muß unter den Waffen der Mörder, so wird es jetzt wenigstens mit leichterm Herzen geschehen, als das war, mit dem ich seither gelebt habe."

Die Nonne entfernte rasch die Hände von ihren weinenden

Augen und sah ihn mit einem seelenvollen Blick an, in dem sich Angst und Bangigkeit mit einem Gefühl vereinte, dessen Ausdruck das Herz des jungen Mannes freudig erbeben machte. „O nicht so, Sir," sagte sie flehend. „Sie sollen, Sie dürfen nicht sterben! Es ist genug — zu viel schon, was Sie gethan haben für ein so armes unbedeutendes Wesen, das bis zum Augenblick ihres Todes Sie segnen und Ihrer mit — mit Dankbarkeit gedenken wird. Gehen Sie — lassen Sie mich jetzt, Sir, bei allen Heiligen beschwöre ich Sie darum, und versuchen Sie sich unter dem Schutz des Gewandes zu retten, das Sie tragen!"

„Wie, Marion," rief der Offizier erstaunt und verletzt, — „Sie können glauben, daß ich Sie hier allein zurücklassen werde?"

Sie sah schüchtern zur Erde. „Warum mußten Sie durch einen Irrthum mich retten, Sir — warum nicht die arme Victoria, deren Tod ich Aermste nun verschulde?"

„Ich bedaure das traurige Schicksal Miß Frazers," entgegnete fest der Offizier, „aber nicht um sie zu retten verließ ich die Flammen des Arsenals und eilte nach dem Chandy-Choak! nicht Victoria Frazer war es, die mein armes Roß Gibraltar unter den Balkon des Palastes von Dschehanara zog — sondern die Hand, die diese Blume warf!" und er zog die weiße Rose aus seinen Gewändern und drückte sie an seine Lippen.

Ein gellendes Triumphgeheul, näher als bisher und anscheinend in der nächsten Umgebung des Grabmals der Begum, ersparte der zitternden, glühenden Nonne die Antwort.

Der Offizier lauschte einen Augenblick nach dem Lärmen, in den sich jetzt das Krachen naher Schüsse mischte, dann faßte er ihre Hand, die sie ihm zögernd überließ und zog sie rasch nach der Thür zur Treppe des Minarets.

„Diese Halle," sagte er, „ist nicht sicher genug für uns; der Thurm bietet ein besseres Versteck, in dem ich, wenn es zum Schlimmsten kommt, uns mit Erfolg vertheidigen kann. Fassen Sie Muth, Marion, Gott ist mit uns und meiner Liebe!" Er schloß die Thür hinter sich, faßte sie um den Leib und trug die Willenlose, nur leise Widerstrebende, die Stufen des Minarets hinauf.

Auf der Höhe der steinernen Galerie, welche zum Ausrufen

der Gebete des Muezzim die Spitze der Minarets umgiebt, sperrte eine Fallthür von schwerem Holz die Treppe. Der Offizier bat das Mädchen, sich ruhig auf den oberen Stufen niederzusetzen, während er selbst aus dem höhern Theil des schlanken Thürmchens mit Vorsicht die Umgebung recognosciren und sehen wollte, ob Gefahr sich nahe.

Die Nonne gehorchte, und Willougby trat in die kaum Raum für zwei Menschen bietende Spitze des Minarets und schaute durch die Oeffnung der auf die Galerie mündenden Thür hinaus auf den Platz.

Von dieser Stellung aus konnte er die ganze Scene sehen, die sich auf dem Platz zwischen dem Palast der Begum von Samroo und dem gegenüber liegenden Hause des Kischangar Radscha entwickelte. —

Wir bitten die Frauen, die dieses Buch lesen, die nachfolgende Scene zu überschlagen; denn sie ist zu entsetzlich, zu empörend für jedes menschliche Gefühl, um nicht den Sinn edler Weiblichkeit auf's Tiefste zu verletzen.

Und dennoch — so empörend, so abscheulich sie auch ist — sie ist kein Erzeugniß einer wilden ausschweifenden Phantasie des Autors — sie ist Wahrheit, schreckliche entsetzliche Wahrheit!

Diese Wahrheit, diese Wirklichkeit ist es, welche dem Verfasser die Feder in die Hand gezwungen, sie zu beschreiben, um von der furchtbaren Vergeltung zu berichten, wie er von der furchtbaren Schuld berichtet hat. —

Von den Gärten des Dschehanara-Palastes her wälzte sich eine Volkswoge, Männer und Weiber des niedersten Pöbels, die Hände in Blut getaucht, die Augen funkelnd von Mordlust und Rachgier.

In der Mitte dieses Haufens wurde ein bleiches schönes Mädchen in weißem Kleide daher geschleift. Blonde Haare hingen aufgelöst um das in Todesschrecken erblaßte Gesicht.

Willougby's scharfes Auge erkannte die Unglückliche — es war Victoria Frazer, die stolze Tochter des Residenten, die ihn selbst noch vor kaum einer halben Stunde mit dem Geständniß ihrer Liebe um Hilfe und Rettung angefleht.

Das Herz des jungen Offiziers erbebte in seiner Brust.

Er machte eine Bewegung, hinabzueilen, — die Unglückliche aus den Händen der Mörder zu retten — aber kraftlos sank er zurück an die Mauer — das Bewußtsein der Unmöglichkeit, der Vergeblichkeit seines Opfers überkam ihm mit erschütternder Ueberzeugung.

Von der Seite der Saman-Badsch her sprengte eine Reiterschaar, an ihrer Spitze auf edlem Roß Akhbar Jehan, der Delhi-Prinz. Hinter ihm drein kam es wie ein bunter Strom von Waffen und bunten Trachten, dazwischen die rothen Uniformen der Sepoy's, die mit den Empörern gemeinschaftliche Sache gemacht, ihre langjährigen Waffenbrüder und Tyrannen zu bekämpfen.

Der Prinz parirte sein Pferd und erwartete den nahenden Volkshaufen.

„Männer von Delhi! Der Sieg ist unser, die Faringi sind vernichtet oder entflohen. Es lebe der Groß-Mogul von Delhi!" Ein Jubelgeschrei der zahllosen Menge antwortete.

Der Prinz winkte mit der Hand Ruhe.

„Hindostani!" fuhr er mit weithallender Stimme fort — „ob Ihr den heiligen Lehren des Korans gehorcht, oder den tausendjährigen Gesetzen Bhudda's — unser Aller gemeinschaftlicher Feind ist das verfluchte Geschlecht der Faringi. Möge es von dem Angesicht der Erde vertilgt werden, wie der Schnee des Himalaya von Surya, dem Gott Eurer Sonne. Nieder mit Allem was dem Volk der Faringi gehört! Selbst das Kind im Leibe der weißen Frau mög' Eure Rache nicht verschonen, damit der Saame der Verfluchten nie wieder sein Haupt erhebe an den Ufern der heiligen Ströme. Schmach und Tod! Schmach und Tod den Faringi!"

Und „Schmach und Tod den Faringi!" heulte der Ruf der fanatischen Menge, und die Hände wilder Mörder zerrten das unglückliche Mädchen herbei und warfen sie vor die Hufe des Pferdes.

„Ein weißes Weib?" fragte der Prinz, der im ersten Augenblick die verstörten Züge des Mädchens nicht erkannte. „Warum tödtet Ihr sie nicht?"

„Es ist die Tochter des Sahib Residenten, Hoheit," berichtete

eine Stimme aus der Menge. „Wir erkannten sie, als Yama[1]) bereits seine Hand über sie streckte, und wir bringen sie Dir, um Gericht über sie zu halten!"

Der Prinz bog sich über den Hals seines Pferdes und betrachtete die Unglückliche. Ein teuflisches Lachen befriedigter Rachgier zuckte über sein sonst schönes Gesicht.

Es war nicht unbekannt in Delhi, daß er vor etwa einem Jahre — bevor er in der Versammlung der Verschwörer auf der Burg der Thug als Bewerber um die Sikhprinzessin auftrat — durch einen Vertrauten dem mächtigen Residenten von Delhi sich zum Gatten seiner schönen Tochter angetragen hatte.

Wir haben bereits angeführt, daß solche Verbindungen — man könnte sie diplomatische Heirathen nennen — in Indien nicht ungewöhnlich sind. Die Ehre, sein einziges Kind mit einem Sprößling des Blutes Timur des Großen zu vermählen, der nicht einmal der wirkliche Erbe dieses Schattenthrones war, konnte jedoch den Residenten nicht verlocken, und er hatte mit beleidigendem Hohn den Vorschlag zurückgewiesen.

Der Augenblick abscheulicher Rache war jetzt gekommen. Der Orientale vergißt nie eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung — er wartet seiner Zeit und dann wehe Denen, die sein Haß getroffen.

Wir haben gesagt, daß über das Antlitz Akhbar Jehans das Lächeln einer boshaften teuflischen Freude sich legte.

Er zog eine Börse aus seinem Schawlgürtel und warf sie den Männern und Weibern zu. „Allah vergelte Euch, meine Freunde, Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen!"

Dann wandte er sich, um sein Opfer zu höhnen, zu der Miß.

„Du bist die Tochter Sahib Frazers, des Residenten der Faringi in Delhi und trägst den Namen Deiner weißen Königin?" fragte er.

Die Jungfrau hatte ihn in ihrer Angst erkannt. Sie erhob sich auf die Kniee und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Prinz, retten Sie mich vor diesen Entsetzlichen! Bringen Sie mich

---

1) Der Gott des Todes.

zu dem Residenten, meinem Vater, und er wird Ihnen ewig dankbar sein für den Schutz, den Sie seinem Kinde gewährt haben!"

Der Delhi-Prinz winkte zurück nach seinem Gefolge.

„Laßt den Sahib-Residenten mit eigener Zunge ihr sagen, daß die Macht der Faringi ihr Ende genommen!"

Mit teuflischem Hohngelächter streckte einer der Mörder der Unglücklichen das verstümmelte Glied auf der Spitze seiner Lanze entgegen, ein Anderer das blutige Haupt ihres Vaters.

Mit einem gellenden Schrei fiel das Mädchen zu Boden.

„Akhbar Jehan hat dem stolzen Sahib der Faringi geschworen, seinen Namen und sein Gedächtniß zu schänden! Der Hund, der sein Blut zu gut hielt, sich mit dem Samen Timurs zu vermischen, soll im Tode noch sich schämen des eigenen Kindes. Reißt dem Weibe die verhaßten Gewänder der Faringi vom Leibe!"

Zwanzig Hände rissen die Unglückliche empor und die Kleider ihr in Fetzen ab. Vergebens sträubte und wand sich das Mädchen und flehte um Erbarmen — Erbarmen von Tigern in Menschengestalt! O wie entsetzlich wahr hatte vor einer Stunde erst das prophetische Wort ihrer edlen Verwandten gewünscht, daß sie nimmer in die Lage kommen möge, von jenen Menschen Anderes zu bitten, als Vergebung für ein begangenes Unrecht!

Jetzt rang sie und flehte um den Tod — aber der Tod wäre Barmherzigkeit, wäre Mitleid gewesen, und wo ist Mitleid und Barmherzigkeit bei der entfesselten Leidenschaft eines Orientalen zu finden!

In Fetzen flog jedes Stück ihrer Kleidung, den sich windenden nackten Leib der Jungfrau drückten freche Hände zu Boden — wilde Megären ihres eigenen Geschlechts hielten die zuckenden bäumenden Glieder — — —

Der Prinz war vom Pferde gesprungen — und unter dem teuflischen Hohngelächter, unter dem höllischen Jubel der Menge, die ein Bachanal der Dämonen in wilden Sprüngen zu feiern schien — warf er sich auf die Unglückliche — — —

Zehn Mal schon hatte die Hand des Offiziers die Waffe erhoben, die Kugel der Mißhandelten zu Hilfe zu senden — und jedes Mal sank kraftlos der Arm wieder vor der Ueberzeugung,

daß seine Hilfe vergeblich, daß sein tödtendes Geschoß nicht die Hälfte des Raumes durchmessen könne, die ihn von der schrecklichen Scene trennte.

Ein Aufschrei, der im Augenblick, als das unglückliche Mädchen zu Boden gerissen wurde, sein Ohr traf, lenkte seinen Blick zur Seite.

Es war Maria, die junge Nonne, die von Angst getrieben zu ihm emporgeklimmt war und jetzt todtenbleich mit weitgeöffneten, geisterhaften Augen das furchtbare Schauspiel anstarrte und die zitternden Hände nach ihm ausstreckte.

„O Sir — wenn es wahr ist — wenn Sie mich lieben — retten Sie, retten Sie die Unglückliche!"

Der junge Mann nahm sie in seine Arme und zog sie an seine Brust, was sie widerstandslos geschehen ließ. „Das ist kein Anblick für Sie, Maria, der selbst das Männerherz vor seinen Schrecken erbeben läßt! — Es ist unmöglich, der Aermsten Hilfe zu bringen — Gott allein kann sie retten und rächen. Aber er zeigt mir den Weg meiner Pflicht — daß mein Leben Ihnen gehört, um Sie vor dem Schrecklichsten zu bewahren!"

Sie lag in Thränen aufgelöst an seiner Brust, während dort unten der gräuliche Jubel zum Himmel aufschrie. „O tödten Sie mich, Richard, tödten Sie mich! Lieber den Tod, als solche Entehrung!"

„Bei dem Gott, der über uns ist, und der seine Sonne scheinen läßt über jenen entsetzlichen Frevel," schwor der Offizier, „diese Hand wird selbst den Stahl in Ihre Brust stoßen, ehe Sie den Händen jener Mörder verfallen sollen."

Er umfaßte sie, um sie hinab zu tragen aus dem Bereich des empörenden Schauspiels, als der Knall mehrerer Flintenschüsse seinen erhobenen Fuß zurückhielt, und seine Blicke wieder nach jener Seite wandte.

Von dem Haus des Kischangar Radscha kräuselte Pulverdampf in die Höhe, — zwei der tanzenden Mörder um die schmachvolle Gruppe hatte das tödtende Blei zu Boden gestreckt, andere taumelten und schrieen im Schmerz der plötzlichen Verwundung. „Verrath! die Faringi sind über uns!" ertönte das Geschrei und die feige Menge begann nach allen Seiten zu entfliehen.

Aber bald sammelte sie sich von ihrem Schreck und erkannte, daß der Angriff nur von einer Anzahl Flüchtlinge ausgegangen sein konnte, die sich in jenes Haus gerettet haben mußten.

Dem war in der That so. Eine Anzahl von vierunddreißig Europäern mit Frauen und Kindern, darunter mehrere der geflüchteten älteren Pensionärinnen des Klosters, hatten, als sie sich nicht mehr aus der Stadt zu retten vermocht, sich in das steinerne Haus des Kischangar Radscha geflüchtet und dessen Zugänge verbarrikadirt. Die Gelegenheit, welche die dicht gedrängte Menge um das mißhandelte Mädchen zum Angriff bot, war zu verlockend, als daß der Muth und die Erbitterung der Europäer sich dieselbe hätte entgehen lassen können, da sie wußten, daß es in wenig Minuten doch zum Kampf kommen würde, und sie eröffneten daher denselben mit einer wohlgezielten Salve.

Akhbar Jehan hatte sich erhoben — sein Antlitz strahlte in teuflischem Triumph, als er auf sein halb bewußtloses Opfer höhnisch niedersah.

„Seid Ihr feige Parias, daß Ihr vor einer handvoll dieser weißen Hunde entflieht? Unter ihren Augen soll Schande über ihr Geschlecht kommen, damit sie sehen, welches Schicksal sie erwartet! — Schleppt die weißen Weiber, die so stolz auf schwarzes Blut herabzuschauen pflegten, in den Schutz jener Cedern," befahl er, als von verschiedenen Seiten drei oder vier andere Europäerinnen herbeigeschleift wurden, — „schändet ihr weißes Blut, bevor Ihr sie tödtet!"

Er stieß die Unglückliche, — den reizenden weißen Leib, den er so eben entehrt — mit dem Fuße den Männern des Pöbels, den wüthenden Fanatikern zu. „Nehmt die Hündin, die Tochter eines Hundes, und besudelt die Gräber ihrer Väter! — Zu den Waffen, Brüder! Kampf und Tod den Faringi!" Er schwang seinen Säbel gegen das Haus des Kischangar Radscha, das ein Theil der aufrührerischen Sepoy's bereits umzingelt hatte und wo Schuß auf Schuß gewechselt wurde.

„Ram! Ram! Mahadeo!" schrie der Prinz — „der Feldruf der Hindostani sei Eure Hochzeitsmusik! Chalo Bhai! Die Houri's des Paradieses sind für die Kämpfer des Glaubens!"

Unter dem Ram-Geschrei der Krieger stürmte er nach dem Kampfplatz, der jubelnde Zuruf der entfesselten Dämonen begleitete ihn.

Jetzt begann eine Scene, deren Einzelnheiten selbst der Pinsel eines Höllen-Breughel vergeblich zu schildern versuchen würde.

Der niederste Pöbel stürzte sich auf die unglücklichen Frauen. Das wimmernde Mädchen wurde an den Haaren hinter den mächtigen Stamm eines Baumes geschleift, der Schutz gab gegen die Kugeln der Faringi, die ohnehin jetzt ein anderes Ziel suchen mußten, als die Bedränger der Frauen. Die Unglückseligen wurden jeder Hülle beraubt zu Boden geworfen, und Lastträger, Soldaten, Männer der niedersten Kasten und des scheußlichsten Aussehns warfen sich auf sie und befriedigten an ihren widerstandlosen Leibern — nicht ihre Lüste und Begierden, sondern den wüthenden, grimmigen Haß einer Nation! Und wie so häufig das Weib, wenn es sinkt und zur Wuth entflammt, in seiner Leidenschaft zum scheußlichsten Abschaum jener Wesen wird, die Gott auf die Erde gesetzt, sie zu beherrschen, — thierischer als das Thier, gieriger als die Hyäne auf ihre Beute — so umtanzten und umheulten Weiber die fürchterliche Orgie, trieben die Männer herbei zu dem ruchlosen Werk und halfen in der entsetzlichen Schändung ihres eigenen Geschlechts.

Und wenn die Gier und der Hohn dieser Wollust genug gebüßt war, wenn selbst der niedrigste Gesell des Pöbels sich mit Ekel abwandte von dem entwürdigten Körper, dann waren jene Megären es, die hundertfache Martern für diesen noch vor wenig Stunden so reinen und keuschen Leib erfanden, welche die Busen aufschlitzten und mit den gierigen Händen in dem zuckenden Fleische wühlten; welche einzeln die nach Hilfe umherkrampfenden Finger der Unglücklichen, ihre Nasen, Lippen und Zehen abschnitten, die Augen ihnen ausdrückten und mit den scheußlichsten Grausamkeiten indischer Tortur ihren Todeskampf verlängerten.

Mitleidiger als seine Gefährten hatte ein Sepoy das Bayonnet erhoben, um dem kraftlosen Leibe des schönen Mädchens, das sich einst Victoria Frazer nannte, den Todesstoß zu geben, als eine jener Megären sich zeternd und schützend über diesen Körper warf



und mit dem Ruf, daß die Faringa ihr gehöre, den Soldaten vertrieb.

Das Weib war selbst schön und jung, nicht viel älter als das Opfer, dessen Kopf sie jetzt in ihren Schoos zerrte. Aber ihr Gesicht war von dämonischer Wuth verzerrt und von einer breiten klaffenden Wunde entstellt, die der Hieb mit einem stumpfen Gegenstand ihr zugefügt haben mußte.

Sie hob die blutunterlaufenen Augen und ließ sie mit Frohlocken im Kreise umherrollen. Willougby erkannte sie mit Entsetzen — es war Aurunga, die Dienerin, die sich ihm im Garten des Klosters entgegengeworfen und die sein Schlag bewußtlos zu Boden gestreckt, noch im Fall die Feindin mit sich ziehend. — —

Schuß auf Schuß fiel von dem Hause des Kischangar Radscha — die eingeschlossenen Europäer wehrten sich mit dem Muth der Verzweiflung. Drei Stürme der Sepoy's und der Pöbelschaar waren von ihnen bereits abgeschlagen worden, mehr als dreißig Hinduleichen deckten ringsum den Boden.

Unter dem Jubelgeheul der Menge wurden zwei Geschütze herbeigeschleppt und gegen das Haus gerichtet, das die Empörer an allen Seiten in Flammen zu setzen versuchten. Aber die Kugeln prallten ohne besondern Schaden aus der Entfernung an die Steinmauern, da sich die Artilleristen weislich außer der Schußweite der englischen Büchsen hielten. —

„Mem Sahib," sagte die Hindudienerin voll grimmigen Hohns zu dem leise wimmernden Mädchen — „die Schönheit, auf die Du so stolz gewesen bist, hat Dich zur Bayadere gemacht, deren Leib jedem Manne sich preis giebt. Du machst dem stolzen Sahib, Deinem Vater Schande. Es ist Zeit, daß Dein Gesicht seine Larve ändert, da Du so gut weißt, ins Gesicht einer Andern zu schlagen!"

„Erbarmen Aurunga!" flehte das unglückliche Mädchen — „Erbarmen für das, was ich Dir gethan, wenn Du selbst auf die Barmherzigkeit des Himmels hoffst!"

Aber die Furie schlang das lange blonde Haar der jungen Engländerin um ihre linke Hand und riß das Haupt ihres Opfers wieder zurück, indem sie mit der Rechten ihr Messer schwang. „Seht her, Hindostani," rief sie, „wie eine Braminen-Tochter die

Schmach vergilt, die eine Faringa ihrem Antlitz angethan!" Und während ein Kreis von menschlichen Ungeheuern gleich ihr sich um sie her bildete und den Körper der Unglücklichen festhielt, machte sie mit dem Messer einen tiefen Einschnitt quer über die weiße Stirn der Gefangenen und rund um ihren Kopf mit der Sicherheit eines scalpirenden Wilden aus den Einöden des Rio-Grande.

Dann, während das Geschrei der Gemarterten sich zu einem markdurchdringenden Geheul steigerte, rissen ihre Finger diese so weiße, jetzt blutgetränkte Stirnhaut vom zuckenden Fleisch und von dem ganzen Gesicht, daß dieses nur eine blutige scheußliche Masse von entblößtem Fleisch und Adern bot.

Nicht genug mit dieser unmenschlichen Grausamkeit, zog die Hand, um welche die blonden Locken des Mädchens geschlungen waren, mit kräftigem Ruck die Schädelhaut von dem blutenden Haupt, das jetzt einen wahrhaft entsetzlichen Anblick statt der frühern Reize bot.

Es ist eine eben so furchtbare als wunderbare Thatsache, daß die Unglückliche, das junge zarte, jedes Sybaritismus indischen Lebens gewohnte Mädchen diese entsetzliche Marter ertrug, ohne daß der Tod ihre Leiden sofort endete.

Mit dem Jauchzen von der Hölle entstiegenen Dämonen rissen diese Teufel in Menschengestalt die Verstümmelte empor und trieben sie unter Hohn und Spott durch die Straßen der Stadt, während die glühende Mittagssonne der heißen Jahreszeit auf das blutende Fleisch brannte.

Vergebens flehte die Unglückliche um den Tod — mit den Spitzen ihrer Spieße und Messer trieben die Teufel sie vorwärts.

— — —

Der junge Offizier hatte das Entsetzliche mit angesehen — zuletzt gedankenlos — abgestumpft — unempfindlich. Eine geheime Macht schien seinen Fuß an der Stelle, sein Auge auf jenem schrecklichen Schauspiel festzubannen, während er das theure Haupt der Geliebten in sein Gewand gehüllt an die Brust preßte, um sie vor jenem Anblick zu schützen, den sein Wort ihr nicht einmal zu beschreiben wagte.

Aber ein Gedanke, ein heiliger Schwur erfüllte sein Inneres:

daß ein rascher Tod das ihm so theure Wesen vor solchen Schrecken bewahren sollte. — — — — — — — — — — — —

Erst gegen Abend ließ das Feuer und der tapfere Widerstand der Europäer in dem zu einer Veste umgeschaffenen, jetzt von den Kanonenkugeln halbzertrümmerten Hause des Kischangar Radscha nach — ihre Munition war zu Ende und mit ihr ihr Muth gebrochen.

Den Sepoys gelang es jetzt, das Holzwerk an einer Stelle in Brand zu stecken, und von den Flammen bedrängt, erhoben die Christen an einen Flintenlauf gebunden ein weißes Tuch zum Zeichen, daß sie unterhandeln wollten.

Der Delhi-Prinz versprach ihnen das Leben und sie ungefährdet aus der Stadt zu entlassen, wenn sie ihre Waffen und alle Kostbarkeiten, die sie bei sich führten, ausliefern wollten. Sie verlangten die Anerkennung dieser Bedingung von dem König selbst, den die beiden fremden Leiter der Empörung bereits in den Straßen der Stadt zum Großmogul oder Kaiser von Delhi hatten ausrufen lassen. Man führte den alten schwachen Herrscher in der Haudah seines Elephanten auf den Platz und er gelobte mit der Hand auf dem Koran die Bedingungen des Vertrages.

Jetzt verließen die thöricht Vertrauenden den Schutz des Hauses und übergaben ihre Waffen und ihre Habe den Empörern. Aber kaum war dies geschehen, als auf ein Zeichen des wilden Bukthur, der nach der Plünderung des Zollhauses und der Erstürmung der Hauptwache herbeigekommen, die Sepoy's sich auf die Unglücklichen warfen und sie trotz des Geschreies und der Gegenbefehle des alten Königs grausam ermordeten.

Die furchtbare Scene des Mittags wiederholte sich; während die Männer von hundert Wunden bedeckt fielen, wurden die Frauen geschändet und dann grausam verstümmelt und zu Tode gemartert. Kinder wurden in die Luft geschleudert und mit den Bayonneten aufgefangen oder ihnen die Glieder einzeln vom Leibe gerissen. Eine Offiziersfrau, die ihrer Niederkunft entgegensah, wurde geschändet, mit Dolchen aufgeschlitzt und das aus ihrem Leibe gerissene Kind sammt der Mutter in die Flammen des Hauses geschleudert, das die Empörer vollends angezündet hatten.

Einer andern jungen und schönen Frau wurde ein mit Pulver geladener Flintenlauf in den Leib gestoßen und losgebrannt — die Mörder schrieen jubelnd dazu, das seien die Zimmermannskäfer, mit denen die englischen Steuereinnehmer ihre Weiber und Töchter gepeinigt!

Das war die gräßliche Vergeltung eines wilden, seit einem Jahrhundert von der Nation, welche die Freiheit und die Menschenrechte auf dem Erdball vertheidigt, mißhandelten Volkes!

Wir haben den allgemeinen Gang der Ereignisse am Tage des Ausbruchs der Empörung nachzutragen.

Oberst Ripley war bei den ersten Zeichen des Ausbruchs und der Nachricht von der Annäherung der Meuterer aus Mirut nach den Bungalows gesprengt, und hatte die ersten Truppen zusammengerafft, um sich den Empörern entgegen zu werfen, während er den Brigadier Graves, den Commandeur der Besatzung von Delhi, von dem Vorgefallenen benachrichtigen ließ. Wir haben bereits gesehen, wie die Truppenabtheilungen, die er führte, als sie auf dem Platz vor der Residentur ihren meuterischen Kameraden begegneten, sich mit diesen verbündeten und auf ihre Offiziere feuerten, wobei der Oberst verwundet und nur durch den Schutz der Artilleristen nach der Hauptwache gebracht wurde. Es gelang ihm trotz seiner schweren Verletzung sich zu retten, aber nur um wenige Tage darauf von einem Zemindar ermordet zu werden.

Das 54. Regiment war bereits vollständig zu den Empörern übergegangen und von dem 38. und 74. Regiment desertirten fortwährend die Mannschaften haufenweise. Die Offiziere suchten die noch übrigen Truppen so gut es ging zusammen zu halten und postirten sich auf dem Artillerieplatz bei der Batterie des Capitain Teissier und am Metcalfe-Thurm. Eine Anzahl Europäer, namentlich Frauen, hatten sich aus der Stadt und den Landhäusern gerettet, und obschon die Zahl der waffenfähigen Europäer dort kaum dreißig betrug, behielten sie doch den Posten am Kaschemir-Thor, um Flüchtlingen Gelegenheit zu geben, zu ihnen zu stoßen, während nur 50 Schritt von ihnen entfernt Haufen

der aufrührerischen Sepoys lagerten, ihnen das Eindringen in die Stadt verwehrend, wo Kampf, Raub und Mord tobten.

Major Abbot und Capitain Procter hatten am Kashemir-Thor die Wache. Unter den Geretteten befanden sich außerdem Doctor Wood, die Offiziere Hyslop, Smith, Reveley, Osborn, Capitain Gordon, Butler, Angelo Elton und Andere, wogegen unfern des Thores mit aus irgend einem Hause weggenommenen Damenkleidern bedeckt die Leichen der Capitaine Smith, Edwards und Waterfields und vieler Anderer lagen.

Doctor Batson, Arzt beim 74. Regiment, hatte es übernommen, in die Stadt zu dringen und sich von den Vorgängen zu überzeugen und Botschaft nach Mirut zu bringen, um Hilfe von dort zu holen. Er nahm von seiner Frau und seinen drei Töchtern Abschied, verkleidete sich als Fakir, indem er sich das Gesicht, die Füße und Hände färbte, und wagte sich muthig in die Stadt.

Wir werden sogleich seine Schicksale nach der eigenen Beschreibung, die er davon giebt, weiter verfolgen.

Die Sonne ging unter, als die Majore Paterson und Elton an's Thor kamen und erzählten, daß sie von der Hauptwache entflohen waren, wo die Sepoys ihre Offiziere niedergeschossen. Das Zollhaus, die Hauptwache, das Arsenal, alle öffentlichen Gebäude und die sämmtlichen Forts befanden sich bereits in den Händen der Empörer, der Derwisch Sofi hatte seine Zeit nicht verloren. Brigadier Graves erkannte, daß die Lage der Dinge hoffnungslos war, und befahl den Rückzug.

In diesem Augenblick, als bereits die Dunkelheit eingetreten war, erschien Manakjy mit seinem Elephanten und dem geretteten Mädchen — er hatte sich in den Ruinen vor dem Lahore-Thor so lange versteckt gehalten, noch immer in dem Glauben, daß die junge Dame Miß Frazer sei, da sie ihm nur durch Zeichen geantwortet. Erst als sie sich an die Brust ihrer mit ihren beiden jüngeren Schwestern geretteten Mutter warf, und ihr Schleier fiel, erkannte der treue Diener die Täuschung, die ihm Aurunga bereitet. Er warf sich zu Boden, zerraufte sein Haar und mußte mit Gewalt von der Rückkehr in die Stadt zurückgehalten werden.

Noch hielt ein Theil des 38. und 74. Sepoy-Regiments

bei den Offizieren aus, obschon die Leute sich weigerten, auf ihre Kameraden zu schießen. Da keine anderen Fuhrwerke zu haben waren, bestiegen die Frauen einige Kanonenwagen, und der Rückzug begann nach den Kantonirungen zu, indem man den Meuterern auch die letzte Position überließ. Jetzt aber liefen die Sepoys zu Hunderten aus ihren Linien weg und entrissen den Offizieren die Fahnen. Vergeblich warf sich ihnen der Brigadier Graves entgegen und forderte sie auf, ihn zu erschießen. Viele sagten, sie hätten keine böse Absicht gegen ihre alten Offiziere, aber sie müßten sich ihren Kameraden anschließen, um für die Befreiung Indiens vom englischen Joch zu kämpfen. Alle Bande der Ordnung waren nun gelöst und Jeder flüchtete auf seine Hand oder mit wenigen Gefährten. Die Offiziere rissen ihre Epauletten ab und warfen ihre Uniformen fort, um nicht erkannt zu werden, und versteckten sich in Erdlöcher und dem hohen Dschungelgrase, wenn sie die nach Faringi suchenden umherstreifenden Haufen der Mordgierigen nahen hörten.

Als die Wagen der Frauen den Kantonnements sich näherten, wurden sie von einem mörderischen Feuer empfangen, das mehrere von ihnen verwundete. Sie flüchteten nach Sir T. Metcalfe's Haus, wo ihnen die Diener einige Speise reichten und sie an das Ufer des Flusses führten, sie in dem hohen Grase verbergend. Capitain Procter, Forrest, die Herren Salfeld, Vibart und Wilsen waren bei ihnen. Kurze Zeit nach ihrer Entfernung wurde das Metcalfe-Haus von den Meuterern mit Geschütz beschossen, weil sie Europäer darin vermutheten.

In diesem Versteck blieben die armen Frauen und Verwundeten während des ganzen andern Tages, den brennenden Sonnenstrahlen, dem Hunger und Durst ausgesetzt, jeden Augenblick in Todesfurcht, von einer der umherstreifenden Banden entdeckt zu werden.

Erst am andern Nachmittag stießen der Brigadier, ein Offizier und der Handelsmann Marshall zu ihnen, welchen es gelungen war, mit Hilfe einiger mitleidigen Brahminen sich zu verbergen. Die Gesellschaft bestand jetzt aus dreizehn Männern, und da sie mit Gewehren und Säbeln versehen waren, hielten

sie sich dem zufälligen Begegnen einer umherstreifenden Meuterer=bande gewachsen.

Als der Abend hereinbrach, erschienen die Brahminen wie=der, brachten ihnen Chuppaties und Milch und versprachen, sie an eine Furth der Dschumna zu geleiten. Sie mußten drei Mei=len stromaufwärts marschiren, um diese zu erreichen und der Muth entschwand ihnen, als sie ihre Blicke auf den breiten und schnellen Strom richteten. Zum Glück war der Wasserstand niedrig. Zwei Eingeborne gingen voran — in der Mitte sahen nur ihre Köpfe noch über das Wasser — ein großer Mann konnte dasselbe durch=waten, ein kleiner mußte schwimmen oder ertrinken. Aber in dem Uebergang über den Fluß lag ihre einzige Rettung — die Damen entschlossen sich zu dem Versuch und die Männer nahmen sie, von den Brahminen unterstützt, auf ihre Arme. Mehrmals wurden die Gruppen getrennt, von der heftigen Strömung fort=gerissen, und nur verzweifelte Anstrengungen retteten ihr Leben. Endlich hatten Alle das schützende Ufer erreicht, sie entließen reich beschenkt ihre Retter und traten den Weg in das Innere an. Erst nach drei Tagen voll Schrecken, Noth und Anstrengungen erreichten sie die europäischen Truppen zu Mirut.

Wenden wir uns noch einen Augenblick zu den Abenteuern, welche Doctor Batson bei seinem muthigen Unternehmen zu be=stehen hatte. Es wird einen Begriff von den Schwierigkeiten geben, welche jedem einzelnen Flüchtling zu bekämpfen blieben.

Doctor Batson wendete sich in seiner Verkleidung zunächst nach der Schiffbrücke über die Dschumna, fand dieselbe aber ab=gebrochen. Er kehrte nach den Kantonirungen zurück und ver=suchte mit der Fähre beim Pulvermagazin über den Fluß zu kom=men; die Sowars hatten jedoch bereits die Bungalows erreicht und in Brand gesteckt, und die benachbarten Dorfbewohner ström=ten herbei, um plündern zu helfen. Doctor Batson eilte über den Paradeplatz, wobei die Sepoys auf ihn feuerten, und war bis zum Garten am Kanal gelangt, als er von einigen Dorf=bewohnern angefallen und seiner sämmtlichen Kleidung beraubt wurde. Vollkommen nackt wanderte er in der Richtung nach Kurnaul zu, in der Hoffnung, die entflohenen Offiziere und Damen wieder einzuholen, aber kaum eine Meile von der Stadt begeg=

neten ihm zwei Sowars, die mit gezogenem Säbel und dem Ruf: „Ferunge! hy! maro! maro!" auf ihn einsprengten. Der Arzt warf sich in flehender Stellung zu Boden und da er mit der mahomedanischen Religion und dem Hindostani vollkommen vertraut war, erhob er eine Lobrede auf den Propheten Mahomed und beschwor sie, seines Lebens zu schonen, wofern sie glaubten, daß Imam Mendhie kommen würde, die Thaten der Menschen zu richten. Nachdem er einigen Hieben glücklich entgangen war, gaben sie seinen Bitten Gehör und ließen ihn gehen, indem sie sagten: „Hättest Du nicht im Namen des Propheten um Gnade gefleht, so hättest Du sterben müssen, wie die anderen Kafir!"

Ungefähr eine Meile weiter traf er abermals auf einen Haufen Mahomedaner, die ihn mit dem Ausruf anfielen: „Hier ist ein Faringi! tödtet den Kafir!" Sie fügten hinzu: „Ihr Faringi wollt uns Alle zu Christen machen!" schleppten ihn nach einem etwas über eine Meile von der Straße entfernten Dorf und banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, worauf einer von ihnen ausrief: „Kurreem Bur, hole Dein Schwert, wir wollen dem Kafir den Kopf abschlagen." Während aber Kurreem Bur sein Schwert zu holen ging, erhob sich im Dorf der Ruf: „Dhar! Dhar!" worauf die Mahomedaner, die ihn fest hielten, davon liefen. Batson stürzte fort, lief mit Anstrengung seiner Kräfte wieder nach der Straße zurück und entkam so den Unbarmherzigen. Er folgte der Straße nach Kurnaul und wurde bald darauf wieder von einigen im Delhi-Magazin beschäftigten indischen Schmieden angehalten, von denen Einer sagte: „Sahib, fürchte Dich nicht, komm mit mir nach meinem Dorfe und ich will Dir Speise geben. Gehst Du weiter, so werden Dich die Mahomedaner erschlagen, die in den Dörfern aufgestanden sind, um die Faringi zu berauben und zu tödten." Er folgte den Schmieden nach Hause und wurde von ihnen freundlich behandelt, indem einer ihm eine Mütze, ein anderer Brot, ein dritter Milch gab.

Doctor Batson war so angegriffen, daß er nicht einmal schlafen konnte. Er theilte den Leuten mit, daß er ein Hakim, das heißt ein Arzt sei. In Folge dessen behandelte man ihn mit noch größerer Aufmerksamkeit als zuvor und führte ihn am an-

dern Morgen zu dem Chowdrie des Dorfes, dessen Kind erkrankt war. Es gelang Doctor Batson, im Zustand desselben eine rasche Besserung herbeizuführen und der Chowdrie versprach ihm seinen Schutz. Bald aber kam die Nachricht aus Delhi, daß der König die Regierung angetreten habe und wenn ein Faringi in einem Dorfe verborgen gehalten würde, die Bewohner dafür mit Gut und Leben büßen sollten. Dadurch beunruhigt, führten die armen Leute ihren Schützling nach einem Versteck in der Waldung, wohin sie ihm bei Nachtzeit Brot und Wasser brachten, und wo er während des Tages der glühendsten Sonne, während des Nachts den heulend umherschweifenden Raubthieren ausgesetzt war.

Nach fünf Tagen brachte man ihn nach dem Dorfe zurück und sperrte ihn vierundzwanzig Stunden in einem Hause, in einer Hitze und erstickenden Luft ein, die ihn fast tödteten. Es wurde nun beschlossen, daß er das Dorf Badru unter dem Geleit eines Fakirs verlassen sollte. Dieser färbte seinen ganzen Körper, gab ihm einige Lumpen zur Bedeckung und versah ihn mit der Halsschnur aus Kameelhaar, welche die Fakirs tragen. In allen Dörfern, durch welche sie kamen, wurden sie scharf befragt, da der Flüchtling sich aber mit ihrer Religion und Sprache vertraut erwies, behandelte man ihn überall freundlich. Sein Begleiter gab ihn für einen Cashmurer aus. In einem Dorfe wurde er nach dem Hause des Sewak Doß, Sunt Fakir Kubberen, gebracht und, da er mit seiner Religion bekannt war und mehrere Kubberen Kubbits hersagen konnte, erwies der Sewak ihm große Freundlichkeit. Dennoch wollte derselbe nicht glauben, daß er ein Cashmurer mit blauen Augen sei. „Deine Sprache, Haltung, Kleidung sind alle vollkommen, aber Deine blauen Augen verrathen Dich — Du bist sicher ein Faringi!“ Doctor Batson gestand es ihm endlich zu, wurde aber mit derselben Güte behandelt, wie vorher. Einem im Hause vorsprechenden Sepoy, der sich mit Briefen zu den bei Rau stehenden Umballah-Truppen begab, übergab er einen Brief an den kommandirenden Offizier, worin er um Hilfe bat. Da aber ein Tag verging, ohne daß Beistand eintraf, wanderte er weiter und wurde in Hurchundpore von einem Zemindar aufgenommen und nach dem Dorfe Kaykrah befördert, wo 100 Mann von Jhund Rajah's Truppen unter

dem Befehl zweier Offiziere von seinem eigenen Regiment des Hauptmanns M'Andrews und Lieutenants Mew seiner harrten.

— — —

Wir haben diese Episode hier eingeschaltet, um wie wir bereits gesagt, zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Die zu kämpfen hatten, welche so glücklich waren, dem Gemetzel in Delhi zu entgehen.

Wir müssen nun zu den Schreckensscenen im Innern der Stadt wieder zurückkehren. — — — — — — —

— — —

Der Tag war vergangen, ohne daß es einer Seele eingefallen war, das Mausoleum der Begum von Somroo zu betreten.

Irma konnte auf dem Wege zu ihrem Vater verunglückt — es konnten Ereignisse eingetreten sein, die den Babu, den angesehensten Kaufmann der Stadt, verhinderten, augenblicklich Etwas für sie zu thun.

Es galt also, geduldig dieser Hilfe zu harren — welche andere Aussicht blieb auch den Flüchtlingen im Minaret des Mausoleums, — es sei denn, daß sie sich den Mörderrotten überliefern wollten, um hier den Tod oder — noch Schrecklicheres zu finden!

Der junge Offizier fühlte die ganze Verantwortlichkeit, die er übernommen, die heilige Pflicht, die Hilflose zu schützen und für sie zu sorgen, die er von dem furchtbarsten Schicksal gerettet.

Er kämpfte lange mit sich selbst, ehe er zu einem Entschluß kam. Es war Abend und Nacht geworden unterdeß. Von der Höhe des Minarets sahen sie die Flammen auflodern, welche die Kantonnements verzehrten. An verschiedenen Orten der Stadt flammten andere Feuer in die dunkle Nacht — Freudenfeuer auf den öffentlichen Plätzen, um die der Pöbel und die Sepoy's Dämonen gleich tanzten, oder Häuser verhaßter Faringi, welche die wüthende Menge bis auf den Grund vertilgen wollte.

Beide hatten seit dem Morgen, mit Ausnahme der Erfrischung durch das Wasser des Springbrunnens, keine Nahrung zu sich genommen, und das Bedürfniß danach machte sich jetzt geltend. Marion ließ zwar keine Klage laut werden und unterdrückte muthig die Anwandlungen von Schwäche, aber der



Offizier bemerkte sie wohl und die Ueberzeugung kam ihm, daß Etwas geschehen müsse, um ihre Lage zu sichern und zu erleichtern.

Sie saßen auf den obern Stufen des Thurmes und er hatte ihre kalte kleine Hand in die seine genommen. Das arme Mädchen hatte nach all den Schrecknissen, die im Laufe des Tages an ihr vorübergegangen, keinen Widerstand mehr.

„Haben Sie Muth, Marion? haben Sie festes Vertrauen zu mir?" fragte der Offizier mit zärtlichem Ton.

Ein leiser Druck der Hand gab ihm die Antwort. „Wie könnte ich zweifeln an Ihnen, der mein einziger Schützer ist," flüsterte verschämt das junge Mädchen. „Warum fragen Sie mich danach?"

„Es muß ein Entschluß gefaßt werden, uns zu sichern und mit Nahrungsmitteln zu versehen, bis Irma von sich hören läßt," fuhr der Offizier fort. „Ihre Kräfte sind zu Ende — Sie ertragen es nicht länger!"

„O ich —" flüsterte das Mädchen, indem sie die Hand gegen die Brust drückte — „sorgen Sie nicht um mich — ich fühle mich stark genug —." Ihr Erbleichen, das Zittern ihrer Stimme verrieth das Gegentheil.

„Hören Sie mich an, Marion," erklärte der junge Mann. „Wenn ich glaubte, daß Gefahr für Sie damit verbunden wäre, würde ich mir jedes Glied eher von jenen Schurken zerreißen lassen, als Sie auch für noch so kurze Zeit zu verlassen. Aber Sie sind vorläufig sicher in diesem Versteck, und damit wir hier bleiben können, bis uns Hilfe von außen wird oder die erste Blutgier und Ausschweifung jener Mörder sich gelegt hat, ist es nöthig, daß ich die noch herrschende Verwirrung benutze und mich auf eine Stunde hinaus wage. Ich werde suchen, das Haus des Babu zu erreichen. Bleiben Sie hier im Minaret, dessen Thür Sie hinter mir schließen müssen, und öffnen Sie nur, wenn Sie meine Stimme vernehmen. In einer Stunde bin ich zurück, wenn — ich noch unter den Lebenden bin!"

Das Mädchen hob bebend die Hände zu ihm empor — „O Sir, bedenken Sie — wenn Ihnen ein Unglück begegnete — was soll aus mir werden! Um meinetwillen stürzen Sie sich nicht in Gefahr!"

Er blickte fest auf sie, das helle Licht des Mondes, der si
jetzt über die Wipfel der Cypressen erhoben, ließ ihn ihr lieblich
bleiches Gesicht deutlich sehen. Er nahm die eine der Pistol
und reichte sie ihr. „Wenn ich binnen zwei Stunden nicht zurü
bin, Maria,“ sagte er ernst, „so ist mir ein Unglück begegn
In diesem Fall — ist der Tod besser für Sie als Leben, u
die Gewißheit, daß Sie jenen Abscheulichen nicht zum Op
fallen werden, wird mir selbst den Tod erleichtern. Schwör
Sie mir, daß, ehe Sie in ihre Hände fallen, — Sie selbst
Ihren Leib retten und Ihre Seele Gott übergeben wollen!“

Die Nonne erbebte. „Ich bin eine Christin, Sir! Un
heiliger Glaube lehrt uns, daß Gott allein das Ziel unsers Lebe
bestimmt.“

„Gott sieht in das Herz der Menschen, Maria, er will, d
Sie rein in sein Himmelreich eingehen. Den Tod zu wählen,
der Sünde, um der Schmach zu entgehen, ist kein Verbrechen geg
seine heiligen Gebote.“

Sie beugte das Haupt. „Ich schwöre es!“

Der Offizier ordnete seine Kleidung, um sein Aussehn
sehr als möglich einem Eingebornen ähnlich zu machen, Soe
Maria half ihm dabei, indem sie ihr weißes Kopftuch noch da
verwendete.

Dann geleitete sie ihn die Stufen hinab bis zum Sarkoph
der Begum, der von einem durch die Decke fallenden Strahl d
Mondes beleuchtet, sich gespenstisch aus dem einsamen Dun
umher erhob.

„Gehen Sie, Sir,“ flüsterte die Nonne. „Gott und me
Gebet werden Sie begleiten.“

Sie sank an dem kalten Steine nieder auf die Kniee —
seine Lippen berührten wie ein Hauch ihre reine und keusc
Stirn, zum ersten — vielleicht zum letzten Mal im Leben —
dann verließ er vorsichtig das Mausoleum.

Er lauschte am Eingang — Nichts ließ sich hören in d
Umgebung des Grabmals, nur aus den Straßen der Stadt, v
den über den großen Platz des Palastes ziehenden Menschenha
fen, tönte Lärmen und Jauchzen, untermischt mit Pistolen- un
Flintenschüssen, herüber, denn es gehört zu den Liebhabereien u

Sitten des Orientalen, bei jeder Gelegenheit zwecklos sein Pulver zu verknallen.

Willougby trat in den Schatten der hohen Mauern, ließ sich an der Seite des Plateaus hinabgleiten und schlich unter dem Schutz der großen Oleander, Geraniums und Myrthenbüsche, welche den verwilderten Garten bildeten, nach der Pforte der Mauer, durch welche er mit der Nonne in den Umkreis des Palastes eingetreten war. Es gelang ihm, sie wiederzufinden — sie stand offen — und er schlüpfte hinaus auf den Platz.

Vorsichtig ging er weiter im Schutz der hohen Bäume. Plötzlich stockte sein Fuß — seine Nerven schauderten — der Strahl des Mondes fiel auf zwei gräulich verstümmelte weibliche Leichen, — er befand sich auf der Stelle, wo die Entehrung und Ermordung der unglücklichen Geschöpfe geschehen war.

Erst nachdem er seine Fassung wieder gewonnen, vermochte er seinen Weg fortzusetzen.

Er erinnerte sich, daß das Haus des Babu Durjan Saul in Jehan Abad unweit der Dschumna-Moschee lag, und um dasselbe zu erreichen, mußte er den Chandy-Choak oder den offenen Platz vor dem Palast kreuzen. — Es gehörte der verzweifelte Muth des jungen Engländers dazu, um das Wagstück zu unternehmen.

Den Turban tief in das noch immer von Blut, Pulverdampf und Staub geschwärzte Gesicht gedrückt, die Tschoga um sich geschlagen und die Hand am Griff seines Pistols schritt er vorwärts und befand sich bald mitten in dem Gewühl der Straßen.

Niemand dachte während dieses Tages, während dieser Nacht an Ruhe. Ganz Delhi beging ein Fest theils des Blutes, theils der Freude über die Befreiung von der Herrschaft der Faringi. Die Häuser, die Straßen waren erleuchtet, wie an den Tagen des Moharrem-Festes,[1]) wo die Häuser der Vornehmen wie der Armen für Jedermann geöffnet sind, der Hausherr, von seinen Angehörigen umgeben, auf einer Ottomane in den hellerleuchteten, mit Blumen geschmückten und mit Teppichen ausgelegten Räumen sitzt und dem Eintretenden seinen Salem zuruft, während Tän-

---

1) Ein indisches Fest, das im Februar stattfindet.

zerinnen und Musikanten ihr Spiel treiben und Scherbet und Süßigkeiten umhergereicht werden. Wie bei jener Gelegenheit trieb sich das Volk auf den Straßen umher, Männer, Frauen und Kinder, Musiker, Elephanten und Fackelträger. Aber statt der Papierlaternen, der Bilder, Blumen und Palmzweige trug diese Menge jetzt Waffen aller Art, die sie unter wildem Geschrei zusammenschlug, auf den Spitzen der Lanzen erhob sich hin und wieder aus diesem Gewühl das blutige verstümmelte Haupt eines Europäers und statt des Tabut, bei dessen Vorüberkommen sonst Alles Jubel und Gesang ist, zog unter dem fanatischen Jauchz der Menge, von seinen Söhnen und Dienern geleitet, der al willenlose König auf seinem Staatselephanten durch die Straße Auf vielen Stellen brannten mächtige Feuer, um die in w den malerischen Gruppen die Sepoys und die Sowars lagert und den wilden Tänzen der Bayaderen zusahen. Zuweilen a ertönte ein wildes Geschrei in der Menge, ein gellender Tod ruf, wenn es einer Rotte blutgieriger Fanatiker gelungen w das Versteck eines armen Christen aufzuspähen und das ungli liche Opfer hervorzuholen.

Dann drängte und ballte sich diese Menge zu einem Knä zusammen, in dessen Mitte der gellende Hilferuf zu einem Röch des Schmerzes — des Todes erstarb.

Ohne erkannt zu werden, ohne ein Abenteuer war der Li tenant glücklich über den Silbermarkt bis in die Gegend großen Moschee vorgedrungen. Obschon er das Hindostani unvollkommen verstand, konnte er aus den um ihn her geführ Gesprächen doch entnehmen, daß die Weißen aus Delhi vertrie worden, die eingeborenen Truppen sämmtlich sich den Empör angeschlossen hatten und daß von sachkundiger Hand alle Ans ten getroffen wurden, die Stadt des Großmoguls in Werthe gungszustand zu setzen und zum Mittelpunkt der großen Em rung zu machen. Die Thore waren gesperrt, die Wälle Bastionen mit Schildwachen besetzt, und er sah keine Möglich mit seinem Schützling die Stadt zu verlassen.

Eine tiefe Entmuthigung, ein herber Schreck überfiel als er sich dem Hause des Babu Durjan Saul nahte und daß dieses von dem Pöbel, wie viele andere Häuser und Pa

in denen Engländer oder solche gewohnt hatten, die für Freunde der weißen Männer galten, — geplündert und halb zerstört worden war. Die Thore waren eingeschlagen, das Innere verwüstet, das Hausgeräth zerschlagen oder gestohlen, und von den Bewohnern des Hauses keine Spur zu erblicken. Sie mußten getödtet oder entflohen sein, und mit Bedauern gedachte der Offizier des muthigen jungen Hindumädchens, das so aufopfernd ihm beigestanden, die Geliebte zu retten.

Es blieb ihm jetzt Nichts übrig, als zurückzukehren zu seinem Versteck und zu versuchen, unterweges sich einiger Lebensmittel mit List oder Gewalt zu bemächtigen.

Indem er sich dem westlichen Ende des Chandy=Choak und der dort belegenen schwarzen Moschee nahte, trat er in einer Seitenstraße zu dem offenen Laden eines Bäckers, legte ein Geldstück hin und nahm zwei Brote. Aber eben die Vorsicht und Eile, mit der er sich entfernen wollte, ohne auf das Wechseln des Geldes zu warten, erweckte den Verdacht des Bäckers, und da in diesem Augenblick ein Fackelträger vorbeilief, erkannte jener im Schein dieser Fackel die weiße Hand des Käufers und einen Theil seiner europäischen Bekleidung, der durch die Bewegung des Kaftans sichtbar geworden war.

Mit dem Ruf: „Ein Faringi! tödtet den Kafir!“ ergriff der Indier das Schüreisen seines Backofens und eilte dem Flüchtling nach, indem sich der Ruf wie ein Lauffeuer in die benachbarte große Straße verbreitete, und ehe einige Minuten vergangen waren, hundert fanatische Verfolger an die Fersen des Flüchtigen heftete.

Willougby eilte mit der Schnelle eines Hirsches vorwärts und stürzte sich in dieses Gewirr von Gassen und Gäßchen, das gleich einem Labyrinth die schwarze Moschee umgiebt. Zu kämpfen wäre hier Thorheit gewesen — Flucht war das Einzige, was retten konnte. Aber das Gewirr dieser so engen Gassen, das weder den Strahl der Sonne bei Tage, noch das Licht des Mondes zur Nachtzeit hereindringen ließ, und das höchstens die Eingebornen kannten, war ihm gänzlich unbekannt und er mußte sich auf sein gutes Glück verlassen, während bei jedem Schritt ihm neue Verfolger zu erwachsen schienen.

Plötzlich ersah er in dem matten Dämmerschein der Nacht, daß er in eine Sackgasse gerathen war und vor ihm eine Mauer von Mannshöhe seinen Weg versperrte.

Schon hörte er das Geschrei, die Tritte seiner Verfolger dicht hinter sich — eine Pistolenkugel zischte an seinem Kopf vorbei und plattete sich an der Mauer ab.

Der Offizier, der bis jetzt die Brote trotz seiner eiligen Flucht mit sich getragen, ließ diese jetzt fallen, legte die Hände auf die Mauer und schwang sich mit einer verzweifelten Anstrengung seiner Muskeln in die Höhe und über die Mauer hinweg, — als seine Verfolger herbeistürmten, war er bereits aus ihrem Bereich, und bei der geringen Sehnenkraft der Hindu's vermochte Keiner ihm das Kraftstück nachzumachen.

Während sie in das Haus stürzten und einen Eingang zu dem Garten oder Hof suchten, den die Mauer umgab, flog der Offizier über diesen Raum hinweg und schwang sich mit gleicher Kraft und Gewandtheit über die Wand auf der entgegengesetzten Seite. Er befand sich jetzt in einer ziemlich einsamen Gegend, wohin der Lärm der Verfolgung noch nicht gedrungen war, und indem er vorsichtig vorwärts eilte, konnte er bald sich als der Gefahr glücklich entgangen ansehen, und einen Augenblick ausruhen, um von der gewaltigen Anstrengung zu verschnaufen.

Er vermochte sich freilich in der ihm im Dunkel unbekannten Stadtgegend noch nicht zu orientiren, doch kümmerte ihn das weniger, da die Stellung des Mondes ihm die Himmelsgegend angab und er beim Vorwärtsgehen in dem hellen Licht desselben bald auf bekanntere Theile stoßen mußte. Was ihn am meisten schmerzte und beunruhigte war der Verlust der Brote, da er nicht noch ein Mal wagen durfte, sich auf gleiche Weise Nahrung zu verschaffen.

Indem er nach kurzer Erholung seinen Weg fortsetzte, fand er sich zu seiner Freude auf einem der großen Friedhöfe, die sich im Innern der Stadt an beiden Ufern des Kanals bis in die Nähe des Simreh-Palastes hinziehen. Er folgte der Richtung, die er jetzt einzuschlagen hatte, als das Vorüberstreifen einiger menschlichen Schatten zwischen den Bäumen und Gräbern, und das Geheul der Hunde ihm den Zweck in's Gedächtniß rief, zu

welchen die Ausgestoßenen des Menschengeschlechts und die herrenlosen Thiere zur Nacht die Stätte der Gestorbenen durchziehen.

Es ist ein Jahrtausende alter religiöser Gebrauch der Hindu, auf den Gräben ihrer Lieben Speisen und Nahrungsmittel auszusetzen für die Geister, die in der Zwischenzeit der Wandlungen durch das Weltall schweifen.

Am Morgen finden sie dann diese Schüsseln geleert, die Krüge rein — nicht die Geister der Todten haben die Gabe der Freunde und Lieben davon getragen, sondern die Paria's; — die armen Auswürflinge und Verstoßenen, durch deren Nähe und Berührung schon ihr glücklicherer Bruder sich verunreinigt glaubt, welche die menschliche Gesellschaft fliehen müssen wie Leperos Meriko's oder die Aussätzigen Aegyptens, sie finden ihre Nahrung und ihren Unterhalt auf diesen Gräbern.

Freilich müssen sie oft auch darum noch kämpfen mit dem gierigen Zahn der Hunde, die in Unzahl umherschwärmen und ihnen die Gaben der Barmherzigkeit streitig machen.

Der Gedanke durchzuckte ihn, daß die Hand Gottes ihn hierher geführt an diese Stätte, wo alles Leiden und alles Hassen der Menschen — ob Christ, ob Hindu — den stillen Schlaf schläft — in diese Gärten der Ewigkeit, aus denen der ausgestreute Saamen emporwachsen soll für den jüngsten Tag! Er sollte ein Räuber werden an dem Erbe der Aermsten, aber es galt für sie, die er mehr liebte, als das Leben, und er stürzte sich auf die Gräber, verjagte mit Fußtritten die heulende Meute und suchte mit seinen zitternden Händen auf den Grabsteinen nach den Opfern für die Todten.

Das Glück — thörichtes Wort mit seinem leichtsinnigen Gebrauch! — die Vorsehung ließ ihn an zwei oder drei Stellen eine Anzahl Chuppaties oder Kuchen aus Weizenmehl, an einer andern ein Säckchen mit Reis und verschiedene Früchte finden. Er war glücklicher, als hätte er einen großen Schatz aufgethan — in diesem Augenblick war das Brot mehr für ihn werth, als alle Diamanten Golkonda's.

Mit seinen Schätzen beladen, die er sorgfältig sammelte und in das Tuch der Nonne einknotete, machte er sich jetzt auf den Weg, die Verlassene und ihr gemeinsames Asyl wieder zu er-

reichen. Schon hatte er glücklich die ihn von dem Platz des Simreh Bagh trennenden Straßen durchschritten und sah zwischen den Wipfeln der Cypressen im Licht des Mondes die weißen Marmormassen des Palastes und die Spitzen der Minarets schimmern, als aus dem dunklen Schatten vom Fuß einer der mächtigen Bäume her ein klägliches Stöhnen sein Ohr traf.

Der Gedanke, daß einer seiner unglücklichen Landsleute hier hilflos liegen könne, durchfuhr seine Seele, und er näherte sich entschlossen dem Ort und fragte mit leiser Stimme in schlechtem Hindostani, wer dort sei.

Ein erneuertes Stöhnen antwortete ihm, dann vernahm er zwischen schmerzlichem Wimmern die Worte in englischer Sprache: „Wer Du auch seist — Christ oder Hindu! Wenn Du auf die Barmherzigkeit Deines Gottes hoffst, so ende meine Leiden und tödte mich!"

Die Haare auf seinem Haupte sträubten sich empor — diese Stimme war ihm nicht unbekannt — jede Rücksicht auf seine eigne Sicherheit aus den Augen setzend sprang er auf die Stelle zu, wo die wimmernde Gestalt lag, hob sie empor und trug sie an das Licht des Mondes.

Entsetzlicher Anblick! — diese mit Schmutz und Blut bedeckte Gestalt war ein nacktes Weib — dieser scheußliche, nicht mehr menschenähnliche, der Haut und des Haares beraubte Kopf, es mußte der Victoria's — des schönen, glänzenden Mädchens sein, dessen Rang und Reize noch vor wenig Stunden ihr alle Freuden, allen Glanz des Lebens versprachen.

Als die Unglückliche ihre, der Lider beraubten, Augen aus den blutigen Höhlen auf ihn richtete — da schauerte es wie Eis durch die Adern des Mannes, seine Kniee wankten, die Muskeln seiner Arme erschlafften und er mußte den verstümmelten Körper auf den Boden setzen. Dann warf er sich nieder vor ihr auf die Kniee und ein Strom von Thränen benetzte ihre blutenden Füße.

„Allmächtiger Gott, erbarme Dich dieser Aermsten und vergieb mir, daß ich sie in ihrer Noth verlassen mußte!" betete der gebeugte Mann.

„Richard! Richard Willoughby," flüsterte die heisere Stimme —

der Geschändeten, „Dich habe ich geliebt, so erbarme Du Dich mein, da Gott kein Erbarmen für mich hatte. Gieb mir das Einzige, was Du noch geben kannst, den Tod!"

Er weinte laut.

„O wie es brennt — wie heiß — wie glühend! Flammen verzehren mein Gehirn und der Frost bebt durch meine Glieder!" wimmerte das Mädchen. „Barmherziger Himmel — Wasser, Wasser! — Kühlung für diese Gluth!"

Der Mann sprang empor — er dachte nicht mehr an sich selbst — nicht an die Geliebte. Er riß den Kaftan von seinen Schultern und hüllte den verstümmelten Leib darein, hob die Unglückliche auf seine Arme und rannte mit ihr quer über den Platz durch Schatten und Mondschein nach der Pforte des Hofes um den Palast der Begum.

Jener gute Geist, der die Flüchtigen schützt mit dem Zauberzweig, dessen Wehen Licht vor, Nacht hinter ihm schafft, wie das Mährchen so reizend erzählt, er schirmte den muthigen Samariter.

Wenige Augenblicke darauf stand der Offizier, ohne daß der Blick eines Spähers oder eines zufälligen Verräthers ihn belauscht, athemlos am Eingang des Grabmals, lauschte vorsichtig nach dem Innern und betrat dann mit seiner Bürde die Rotunde.

Hier ließ er sie nieder auf die Stufen des Sarkophags in seinem Schatten und trat dann an die Thür des Minaret. Er fühlte, daß nur Frauenhand hier nützen könne und daß er das junge Wesen, das sich ihm anvertraut, auf den furchtbaren Anblick vorbereiten müsse, der seiner harrte.

Er klopfte drei Mal an und nannte den Namen der Nonne. Sogleich wurde der Riegel zurückgeschoben und die zierliche Gestalt der Französin erschien in dem dunklen Rahmen.

„Den Heiligen sei Dank, die Sie glücklich zurückgeführt," sagte das Mädchen. „Ich habe mich fast zu Tode geängstigt über Ihr langes Fortbleiben, Sir, und nur das Gebet war mein Trost!"

An der Wärme ihrer Worte hätte der junge Offizier zu seiner Freude das Gefühl beurtheilen können, was ihr Herz erregte, wenn das seine nicht in diesem Augenblick von anderen Empfindungen zu sehr erfüllt gewesen wäre. Statt die Nonne

in die Rotunde hereinzuführen, trat er in den engen Treppenraum, drängte sie leise zurück und faßte ihre Hände.

„Noch ein Mal, Marion, muß ich Sie fragen, haben Sie Muth — Muth, etwas Schreckliches zu ertragen?"

Sie erbebte, faßte sich aber bald. „Mit der heiligen Jungfrau Hilfe und — wenn Sie mich nicht verlassen, will ich Alles ertragen, was Gott über uns verhängt."

„Dann bereiten Sie sich auf ein Werk der Barmherzigkeit vor, auf einen erschütternden Anblick — auf ein Leiden ohne Namen! — ich bin nicht allein zurückgekehrt!"

Ein schweres Seufzen vom Sarkophag her bestätigte seine Worte, dann folgten von dem Stöhnen des Schmerzes unterbrochen die Worte: Wasser! Wasser! Richard Willougby, verlasse mich nicht noch ein Mal!"

Die Nonne drängte den Offizier zur Seite. „Heilige Ursula! — das ist Victoria's Stimme!" So flog sie an ihm vorüber der Stelle zu, von der die Schmerzenslaute gekommen waren.

„Victoria! liebe, theure Victoria!" rief die Nonne, — „Gott der Allmächtige hat Ihre Leiden gesehen — seine Gnade wird mit Ihnen sein!" Sie bemühte sich, die Unglückliche in den vom Mondlicht erhellten Raum zu ziehen, als sie plötzlich entsetzt zurückbebte.

Das hautlose Antlitz mit dem blutigen Fleisch, das in Folge der Sonnenhitze des Tages bereits an vielen Stellen zu schwären begonnen, starrte ihr gleich einem Medusenhaupt entgegen. Sie bedeckte die Augen und brach zusammen.

Die Verwundete stieß sie heftig zurück. „Fort, Schlange! Zu all meinem Elend auch Deinen Anblick noch! — Du bist es, die er gerettet, um mich den Mördern zu überlassen. Deine Rose! Deine Rose! — Fluch Dir und Allem, was den Namen Mensch trägt!" Dann sank sie zurück, von den Schmerzen überwältigt. „Hilfe! Hilfe! Ich verbrenne!"

„Hören Sie nicht die Worte der Unglücklichen!" stammelte vernichtet der Offizier. „Der Todesschmerz beraubt sie ihrer Sinne und läßt sie einem Engel fluchen."

Die kleine zierliche Gestalt der Nonne schien zum Erhabenen

zu wachsen, als sie sich erhob und ihre Hände zum Himmel empor faltete. „Nicht ein Engel bin ich, aber eine demüthige Dienerin Deines heiligen Glaubens, Jesus mein Heiland!“ flüsterte sie. „Du allein weißt es, mein Gott, wie gern ich für sie gestorben wäre! Jetzt gieb mir Kraft, die erste Pflicht der Christin zu erfüllen.“

Und wie der Engel der Barmherzigkeit, dessen Namen sie verschmähte, schwebte sie zu dem Marmorbecken der Fontaine, zerriß ihre Kleider und tauchte die Stücke in das kühlende Element. Im nächsten Augenblick schon kniete sie neben der Frau, deren wahnsinniger Schmerz noch so eben den Fluch auf ihr unschuldiges Haupt herabgerufen hatte, und benetzte die entsetzlichen Wunden mit dem klaren Wasser. Das Gefühl der Frische that der Unglücklichen offenbar wohl und sie ließ Alles geduldig mit sich vornehmen, was die Nonne für zweckmäßig hielt, um ihre Leiden zu erleichtern.

Soeur Marie winkte dem Offizier jetzt, sie einige Augenblicke mit der Kranken allein zu lassen. Willougby begriff, daß sie eine Pflicht der Weiblichkeit, der edlen Schamhaftigkeit an ihr zu erfüllen hatte, und er benutzte die Gelegenheit, um die erbeuteten Lebensmittel in dem Minaret in Sicherheit zu bringen und von der Höhe desselben sich zu überzeugen, daß auch kein Verfolger ihre Zufluchtsstätte entdeckt habe und sie bedrohe.

Während der Zeit setzte die junge Nonne ihr Werk der Barmherzigkeit fort. Ohne Scheu vor den entsetzlichen Wunden wusch und verband sie dieselben, so gut sie es vermochte, dann entkleidete sie sich ihres eigenen Obergewandes und hüllte den Körper des armen Mädchens darein, statt des ungenügenden Männerkaftans. Miß Frazer ließ Alles ohne ein Wort — ohne einen Blick des Dankes geschehen, — der unendliche Jammer, den sie erlitt, gab bis jetzt nur dem Gefühl der Verzweiflung, der Erbitterung Raum in ihrer Seele.

Plötzlich stürzte Willougby die Treppe des Minarets herunter — sein ganzes Wesen zeigte die höchste Aufregung, den Schrecken vor einer drohenden Gefahr.

„Um Gotteswillen, schnell fort von hier, Miß,“ flüsterte er, „geschwind in den Thurm — Fremde sind vor dem Mausoleum,

ich fürchte, sie kommen hierher!“ Er sprang auf die Leidende zu, hob sie in seinen Armen auf und eilte mit ihr in das Innere des Minarets. Marion, mit Geistesgegenwart Alles rasch zusammen raffend, was sie verrathen konnte, folgte ihm.

Der Offizier verweilte einen Augenblick, um die Thür zu schließen, dann trug er das unglückliche Opfer, von der Nonne unterstützt, nach der Gallerie des Minarets, indem er beide Frauen bat, jeden Laut des Schreckens oder des Schmerzes zu unterdrücken, der sie verrathen könne.

Durch die Oeffnungen der Gallerie konnten sie genügend den Platz vor dem Grabmal übersehen.

Eine Anzahl Sowars, ihrer Gesichtsbildung nach zum Stamme der wilden Beludschen gehörig, Männer mit finsteren Bronce-Gesichtern und bis an die Zähne bewaffnet, hielt zu Pferde vor den Stufen des Mausoleums, die nach außen auf den Platz führten. Der Schein der Fackeln, die fünf oder sechs Fackelträger zwischen ihnen erhoben, erhellte in Verbindung mit dem Mondlicht die Umgebung und spiegelte sich an den weißen Marmorwänden des Mausoleums.

In der Mitte des Halbkreises, den die Krieger bildeten, hielten zwei Reiter, dieselben, welche die Nonne sich erinnerte, am Vormittag auf dem Platz vor dem Dauri-Serai Befehle austheilend und den König begrüßend gesehen zu haben.

Es waren in der That der Derwisch Sofi und Tukallah oder Tantia Topi, der Mahratten-Häuptling, der Gumru der Thugs.

Beide betrachteten mit Aufmerksamkeit das ernste Gebäude vor ihnen, — es schien den Versteckten, als vermöchten die Blicke dieser Männer die steinernen Mauern zu durchdringen, so fest und forschend ruhten sie auf ihnen, während sie mit einander sprachen.

Dann wandte sich der Sirdar um zu den Kriegern.

„Der heilige Mann von den Ufern des Vaters der Ströme, der die Kaaba von Mekka gesehen, den heiligen Stein geküßt hat und von dem Großherrn aller Moslems gesendet ist, damit er unsere Brüder und uns, die wir von Bhudda stammen, von der Herrschaft der Kaffir befreien helfe, er wird mit mir in das Grab-

mal der Begum eintreten, unser Gebet für das Heil Indiens dort zu verrichten. Daß Niemand es wage, der Stätte zu nahen, das Gelübde, das wir erfüllen, zu stören! Bei Eurem Leben! — Wo ist der Oberaufseher des Palastes?"

Ein Mann trat aus der Menge, welche sich um die Krieger her zu sammeln begann und machte demüthig seinen Salam.

„Wenn Du es erlaubst, mächtiger Gebieter, der Du ein Held bist, gleich Krischna, Dein Sclave hat die Ehre, der Aufseher des Bagh Begum Simreh zu sein."

„Gieb die Schlüssel des Grabmals!"

„Der heilige Ort ist geöffnet allen Gläubigen, wie Du siehst, Herr, seit vielen Jahren, und es war unnöthig ihn zu schließen; die Geister, die zwischen Tag und Nacht die Welt durchfliegen, bewachen ihn. Aber der Schlüssel muß sich dennoch an diesem Bund befinden — seht — da ist er!"

Er reichte dem Sirdar einen großen Schlüssel von Kupfer. Der Mahratte nahm ihn und steckte ihn in seinen Gürtel. Dann wandte er sich zu seinem Begleiter.

„Komm!"

Die beiden Männer schritten die Marmorstufen hinauf zu dem Plateau, das freistehend auf allen Seiten das Mausoleum trug, nachdem jeder von ihnen eine Fackel genommen. — —

Der britische Offizier hatte alle ihre Bewegungen mit den Augen verfolgt. „Kein Laut — keine Regung!" flüsterte er, „die Gefahr ist da — Marion, denken Sie an Ihren Schwur!"

Ein leiser Seufzer — der nicht aus der Brust der Nonne kam — antwortete ihm. Er glitt, jedes Geräusch vermeidend, die Wendelstiege hinunter und befand sich in einem Augenblicke an der innern Seite der verschlossenen Thür.

Zu gleicher Zeit erschienen der Derwisch und der Mahrattenhäuptling im Eingang des Mausoleums. Der Schein ihrer Fackeln erhellte die Rotunde und spiegelte sich an dem grünen Marmor des Sarkophags.

Willoughby konnte deutlich durch die kleine Gitteröffnung der Thür jeden Vorgang im Innern des Mausoleums sehen und die beiden Fremden beobachten.

Der Mahratte steckte seine Fackel in einen Ring an der

Mauer und durchforschte mit einem Blick den Raum. Dann ging er geradesweges auf die Thür des Minarets zu und legte die Hand auf das Schloß.

Hinter der Thür kauerte der Engländer, die Hand am Drücker seines Revolvers, entschlossen, mit seinem Leben die beiden Frauen zu vertheidigen.

Tantiah Topi rüttelte an der Thür und legte das Auge an die Oeffnung derselben. Das tiefe Dunkel, welches das Innere des Minarets erfüllte, und der Widerstand der Thür überzeugten ihn jedoch, daß diese verschlossen und ein Lauscher von dieser Seite nicht zu fürchten sei. Er kehrte zurück nach dem Eingang des Mausoleums, und kaltblütiger, als der junge Offizier, oder besser vertraut mit solchen Einrichtungen, beseitigte er leicht das Hinderniß, das ihre Schließung verhindert hatte, indem er die Ketten öffnete, welche am Boden die ehernen Flügel an den Marmorquadern der Wand festhielten.

Das Thor drehte sich jetzt leicht in seinen Angeln und wurde von der Hand des Mahratten verschlossen.

Willougby hatte bereits sich überzeugt, daß der geheimnißvolle Besuch des Grabmals durch die beiden Fremden nicht seiner Verfolgung und Entdeckung gelten konnte, sondern einen andern Zweck haben mußte. Seine Besorgniß verschwand, aber seine Aufmerksamkeit blieb dieselbe.

Der Mahratte war zu dem Derwisch zurückgekehrt, der, die Arme über einander geschlagen, vor dem Sarkophag stand und diesen in trüben Gedanken versunken betrachtete.

„Es ist Zeit!“ sagte der Sirdar.

Der Derwisch fuhr aus seinen Träumen empor. „Einen Augenblick noch, Tukallah,“ sprach er. „Bei dem Anblick dieses Grabes, das die Gebeine einer merkwürdigen Frau umschließt, tauchen so manche Gedanken in der Erinnerung auf. Welche seltsame Verbindung von Personen und Namen hat unser Schicksal hier vereint. Der Glaube der Moslem, deren Gewand ich trage, an das Kismet — an jene ewige und furchtbare Vorherbestimmung — er ist das einzig Wahre!“

Der Mahratte antwortete nicht, sein Aeußeres bewahrte die finstere Gleichgiltigkeit, die ihm eigen war.

„Sie war die Freundin," fuhr der Derwisch fort, — „eine Tradition sagt: eine Zeit lang selbst die Geliebte meines Großoheims, des Generals Ochterlony, dessen Name noch in ganz Indien lebt, dessen Denkmäler seinen Ruhm verkündigen. Seine tapfere Hand half den Briten dies Land unterwerfen und ihre Macht befestigen. Jetzt steht an dieser Stelle der Nachkomme seines Blutes, gerüstet, das Werk zu zerstören, das er gebaut, der erbitterte Feind Derer, für die er gekämpft und geblutet!"

„Es war Dein Kismet," sprach eintönig der Mahratte.

„Ja wohl — mein Schicksal, und ich werde ihm folgen, wenn auch bei den Gräueln, die heute mein Auge gesehen, mir das Herz erbebt ist. Aus diesem Grabe heraus hat diese Todte ihren fleischlosen Arm hinübergestreckt über die Weltmeere und das Opfer aus dem Blut ihres alten Freundes bezeichnet, dessen sie bedurfte. Sie sandte Dyce Sombre über das Meer und machte mich zu seinem Freunde und dem Erben seiner Rache an dem grausamen England. Die Hand der Todten vermischte mein heißes Blut mit dem jener Frau, welche die Gluth des Südens nach dem kalten Norden brachte und deren heiße Leidenschaften nur der Tod erlöschen konnte!"

„Georgia!"

Der Derwisch hatte die rauhe Mütze von Lammfell zu Boden fallen lassen, auf seiner Stirn, deren oberer Theil noch die weißere Farbe des Europäers zeigte, perlten die Schweißtropfen hoher Erregung. Er zuckte zusammen bei der kalten Nennung jenes Namens durch seinen Gefährten. „Seltsames Verhängniß," fuhr er fort, „das mich zu dem Sarge der Frau führt, deren Enkelin diese Hand getödtet haben soll — diese Hand, die so oft in Liebe und Leidenschaft um jenen weißen und schönen Hals geschlungen war, den sie erdrosselt haben soll! Noch liegt der Schleier jener geheimnißvollen und furchtbaren That auf meiner Seele. Ohne sie wäre der Name Ochterlony nicht beschimpft, ohne sie hätte ich offen und muthig den Kampf für das unterdrückte Irland, für die mißhandelten Freunde, für Recht und Freiheit gegen das stolze England führen können, statt daß, wie jetzt, der Fluch von Millionen sich mit diesem Namen verbinden

muß und das Blut tausend Unschuldiger, die seiner Farbe, seines Glaubens waren, gegen ihn zum Himmel schreien wird!"

Ein Lächeln verachtenden Hohns zog über das eherne, faltige Antlitz des Gumru. „Capitain Ochterlony," sagte er finster, „ist gestorben. Nur der Derwisch Sofi, der Todfeind der Faringi, steht vor mir. Wer das mächtige Werk der Rache vollbringen und das Volk der Hindu's befreien will, dessen Ohr muß taub sein für die Leiden der Einzelnen und sein Auge geschlossen für die Ströme von Blut! Er muß ein Sohn Schiwa's des Zerstörers sein, nicht blos mit dem Kleide, sondern auch mit der Seele!"

„Und ich will es sein!" rief der Irländer aus, seine Hand nach dem Sarkophag ausstreckend. „So wahr und wahrhaftig dieser Sarg den Körper der Begum birgt, deren Friede mit England nur den Haß verbarg, den sie ihren Erben über das Grab hinaus hinterläßt! — so wahr will ich meine Seele härten gegen Alles, was Mitleid heißt für die Nation der Tyrannei! Aber Fluch und Wehe auch Denen, die mich dazu getrieben, Fluch der Hand, die den Mord vollbracht, der den Namen Ochterlony den Mördern und Empörern zugesellt!"

Der Mahratte sah ihn mit funkelndem Blick an. „So bewahrt Ihr die Rache für den, welcher Lady Savelli, Eure Feindin, getödtet?"

„Sie war einst meine Freundin! — Bei diesem Kreuze — Wehe dem Mörder, wenn die Hand Gottes je den Schleier seines Geheimnisses lichtet!"

Der Mahratte wandte sich ab. „Es ist Zeit, daß wir an unser Geschäft gehen. Du hast das Dokument aus der Kiste der Begum?"

„Hier ist es."

„Und hier ist der Sarkophag, von dem es spricht! Laß uns beginnen."

„Seltsame Frau," sagte der Derwisch, indem er ein Stemmeisen und einen Hammer aus seinem Gewande zog und das erstere an den Marmorkitt setzte, der den steinernen Deckel des Sarkophags mit dem untern Theil verband. „Lange Jahre die Freundin und Bundesgenossin der Engländer, hat sie den Tag voraus-

gesehen, an dem Indien sich gegen die Herrschaft der Fremden erheben würde."

Sein Schlag löste den Mörtel, — nach der Arbeit von etwa einer Viertelstunde, deren Geräusch der Mahratte durch das laute Hersagen von Gebeten übertönte, war die Verbindung gesprengt.

Die beiden Männer faßten den Steindeckel des Sarkophags, ein Ruck — er löste sich und sie hoben ihn ab.

Eine Decke von Asbest verhüllte die Stätte des Moders.

Der Mahratte schlug mit jener Ruhe, welche die Orientalen den Schauern des Grabes gegenüber auszeichnet, das unvergängliche Linnen auseinander — der Schein der beiden Fackeln fiel auf die Leiche.

Sie war in kostbare Seiden- und Brokatgewänder eingehüllt, die von dem Zahn der Zeit bereits zu zerfallen begannen. Der Körper der alten Begum selbst war zur Mumie zusammengetrocknet und wohl erhalten. Die leeren Augenhöhlen allein zeigten das Werk der Verwesung.

Die Kleidung und die Attribute der Leiche verkündeten den seltsamen Charakter dieser Frau und ihr abenteuerliches Leben. Während die fleischlosen, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände ein Crucifix der katholischen Kirche hielten, deren sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens zugewendet, waren rings um sie her indische Götzenbilder und Amulete aufgehäuft. Zu ihren Füßen lagen ihr Säbel, ihr Dolch und ihre mit Gold und Perlmutt ausgelegten Pistolen, Waffen, deren sie sich so oft zu Thaten des Heldenmuths oder der wildesten Grausamkeit bedient hatte.

„Lies das Pergament jetzt noch ein Mal," sagte der Mahratte, „es ist nöthig, daß wir auf alle Zeichen achten."

Der Derwisch trocknete seine bleiche Stirn. Dann nahm er ein Pergament aus dem Busen, öffnete und las es.

„Im Namen des allmächtigen Gottes der Christen, im Na-
„men Allah's, im Namen Brahma's, Wischnu's und Schiwa's.
„Ich Zeeb al Nissah, [1]) genannt Sumrih, die Begum von Scher-
„dhana, habe dieses geschrieben am sechsten Tage des Monats

1) Zierde ihres Geschlechts, der Beinamen, den die Begum von Schah Aulam erhalten.

„Zilkaddé im Jahre 1237 des Hegira und dem 1822sten Jahre „nach der Zeitrechnung der Faringi. Da ich fühle, daß ich in „die Wandlungen des Paradieses eingehen werde, gedenke ich an „das Volk, dem ich angehöre. In fünf Mal fünf Jahren nach „meinem Tode wird etwas Weißes von den Ufern der heiligen „Ströme verschwinden! Wenn der Mann, dem Gott mein Erbe „gegeben, dann ein Herz für sein Volk hat, möge er meinen Sarg „öffnen. Er wird in meiner linken Hand finden, was helfen „mag, Indien seinen eingebornen Fürsten zurückzugeben; denn es „ist nicht gut, daß die Kinder der heißen und der kalten Sonne „zusammen wohnen. Möge der Gott der Christen mir verzeihen, „was ich für die Söhne des Propheten und Bhudda's, meine „Brüder, thue. Betet für die Begum von Sumrih, Ihr, die Ihr „diese Schrift lesen werdet!"

„Die Hand der Todten hält das Zeichen, das ich hasse," sagte der Sirdar. „Möge mein Bruder, der ein Christ ist, obschon sein Herz das eines Hindu, selbst nachsehen."

Der Derwisch überwand seinen Widerwillen und löste die Hand der Todten von dem Crucifix. Ein kleiner goldener Gegenstand fiel heraus.

„Das ist ein Schlüssel — aber wozu führt er, welches Geheimniß soll er uns öffnen?"

„Du hast die Pergamente alle geprüft, die sich in dem Kasten fanden, den der Nena für Dyce Sombre, meinen unglücklichen Mayadar, als Erbe bewahrt hatte?"

„Der Nena selbst, Doctor Walding und ich haben auf das Genaueste die Dokumente gelesen. Außer den Juwelen und den Urkunden der Güter enthielt er nur diese Handschrift der Begum."

„So müssen wir weiter suchen." Er prüfte den Schlüssel genau. „Sieh hier!" Er zog aus der Höhlung desselben einen fein gerollten Pergamentstreifen. „Lies!"

„Das Blatt enthält Nichts als eine rothe Zeichnung. Wenn ich mich nicht täusche, soll es den Umriß dieses Steinsarges darstellen."

Der Mahratte besah genau das Blatt. „Da ist eine Hand, die nach einer Richtung zeigt. Auf dieser Stelle befindet sich ein Punkt, — laß uns suchen an dem Stein, ob wir ihn finden!"

Mit Hilfe der Fackeln untersuchten beide Männer auf das Genaueste das Grabmal.

„Very well!" rief der Derwisch, „hier ist eine Oeffnung, in die der Schlüssel passen muß."

Es war der erste Ausruf in englischer Sprache, der dem Begleiter Tantiah Topi's entschlüpfte, denn bisher hatten Beide sich im Gespräch des Hindostani bedient.

In der That hatte das scharfe Auge des ehemaligen Capitains, nachdem ein Mal sein Gefährte ihn auf die Lösung der Hieroglyphen gebracht, in einer der vergoldeten kupfernen Verzierungen, welche die Ecken des Steingestelles mit den Stufen verbanden, das Loch entdeckt.

Der Sirdar probirte den Schlüssel, er paßte. Nach einigen Versuchen hörte man ein Klappen von Federn, das aus dem Innern des Grabmals zu kommen schien, aber es zeigte sich keinerlei Oeffnung, wie die Männer erwartet hatten.

Willougby hielt das Auge an das Gitter gedrückt, damit keine Bewegung ihm entgehen möge, — er war fast eben so gespannt auf die Entwickelung, wie die Interessirten selbst.

Der Derwisch hatte noch einmal die Zeichnung zur Hand genommen und sie geprüft. Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen. „Hier ist ein Kreis gezeichnet — das ist's! Laß uns von dieser Seite unsere Kräfte probiren." Die beiden Männer stemmten ihre Schultern gegen die Seite des oblongen, etwa vier Fuß hohen Piedestals, das den Sarg trug, — ein schnarrendes Geräusch ließ sich hören, der mächtige Steinblock begann sich zu bewegen, drehte sich wie auf einem Zapfen und ließ eine eiserne Fallthür zwischen den Stufen des Unterbaues zum Vorschein kommen. Der Mahratte zog den Ring und hob sie in die Höhe. Ein trockner, dumpfer Luftzug strömte aus der Oeffnung und drohte einige Augenblicke die Fackeln zu verlöschen.

„Hast Du die Lampe bei Dir, Tukallah?"

Der Mahratte zog eine kleine eherne Lampe von antiker Form aus seinem Gürtel, öffnete sie und zündete sie an dem Licht der Fackel an. „Laß uns hinuntersteigen, das Erbe der Begum zu beschauen," sagte er. „Der Weg ist geöffnet."

Beide Männer nahmen ihre Handjars zur Hand, dann stieg

der Mahratte, die Leuchte hochhaltend, voran die Stufen hinab, welche in die gähnende Oeffnung führten; der Derwisch folgte ihm.

Der britische Offizier mußte an sich halten, um nicht die Thür seines Verstecks zu öffnen und Jenen zu folgen, so groß war die Macht der Versuchung, der Neugier. Sein Verstand mußte ihm sagen, daß ein solcher Schritt sie Alle ins Verderben stürzen hieße, daß Geduld und Vorsicht ihn unzweifelhaft zu demselben Ziel führen würden.

Er entschloß sich zu warten.

Es verging eine Viertelstunde — durch kein Geräusch unterbrochen, als das seiner eigenen Athemzüge.

Dann stahl sich der erste matte Schein der Lampe aus der Tiefe auf die obersten Stufen der geheimen Treppe.

Zugleich fühlte er leise seinen Arm berührt und hörte ängstliche Athemzüge dicht an seinem Ohr.

Er wandte sich um — der schmale, dämmernde Lichtstrahl, der durch die vergitterte Oeffnung der Thür fiel, ließ ihn das bleiche Gesicht der Nonne erkennen.

„Um der Heiligen willen — was geht vor, Sir! warum kehren Sie nicht zurück? — ich ängstige mich zu Tode mit ihr allein!“

Er preßte die kleine Hand. „Still, Marion — keinen Laut! Sehen Sie selbst!“

Aus der Tiefe stiegen zuerst der Derwisch, ihm folgend der Mahratte. Jeder von ihnen trug einen anscheinend schweren Beutel von Ziegenleder. Als sie ihn auf die Stufen des Sarkophags niedersetzten, tönte jener helle, feine Klang durch die Rotunde, an dem man das edelste Metall, das Gold erkennt.

„Laß uns zuerst Alles in Ordnung setzen,“ sagte der Mahratte, indem er sich gegen den Stein stützte und diesen wieder in seine Fugen drehte — dann müssen wir beschließen, wie wir den Schatz in Sicherheit bringen.“

„Wir haben hier zwei Lack Rupien in goldenen Mohurs,“ meinte der Derwisch, „das wird für die Kosten der Befestigung und andere Ausgaben genügen, während die Babu's den Sold der Truppen bezahlen müssen. Laß uns sogleich dem Nena Botschaft senden von dem, was wir gefunden. Der Schatz muß in

Sicherheit gebracht werden, um den Zweck zu erfüllen, zu dem die Begum ihn gesammelt. Der Araber mit seiner Praua, der Dhulip Singh befreien half, möge seine Segel nach Delhi spannen, er ist ein Mann, dem man vertrauen kann und er kann unbemerkt das Gold nach Bithoor schaffen; denn ehe der Mond wächst, werden wir die Faringi und ihre Sclaven rings um Delhi haben, und die Habsucht des Königs und seiner Söhne ist groß genug, um dem Besitz dieses Goldes die Freiheit Indiens zu opfern."

„Du hast Recht," sagte der Mahratte, „das Gold muß in Sicherheit gebracht werden. Tod Jedem, dessen unberufenes Späherauge in das Geheimniß dringt."

„Das Grab selbst möge sein Wächter sein. Der Ort ist verrufen als durch Dämonen bewohnt und nicht leicht betritt Jemand das Innere des Mausoleums."

„Ich kenne Männer," sagte finster der Gumru, „die auf einen Wink von mir auf der Schwelle der Thür schlafen werden und wehe dem Unberufenen, der ihr naht. Es wird sich ein Vorwand finden, einen Posten Tag und Nacht an die Pforte dieses Ortes zu stellen — und der Schlüssel bleibt in unseren Händen."

Sie schlossen den Mechanismus und legten den Schlüssel wieder in den Sarg; dann hoben sie dessen Steindeckel auf, schoben den abgesprengten Mörtel zur Seite und stellten die Lampe in einen Winkel.

Die Fackeln waren fast niedergebrannt, als sie die schweren Goldbeutel in ihre weiten Gewänder verbargen und sich dem Ausgang nahten.

Willougby hatte von der Unterredung genug begriffen, um die Gefahr zu erkennen, die sie auf's Neue bedrohte. Noch war er zu keinem Entschluß gekommen, als die Pforte bereits in ihren Angeln knarrte — ein Augenblick und sie schloß sich hinter den beiden Männern und man hörte das Knirschen des Schlosses, das seine Riegel vorschob.

„Der heiligen Jungfrau sei Dank," sprach schwer aufathmend das Mädchen, — „die Gefahr ist vorüber, wir sind gerettet!"

„Unglückliche — Du irrst!“ nur ein Wunder kann uns retten — wir sind lebendig begraben!“

— — —

Von allen Seiten strömten jetzt die bewaffneten Horden und Schaaren meuterischer Sepoy's nach Delhi, sobald der Ruf der Erhebung durch das Land erscholl. Die Umsicht und Thätigkeit des Mannes, der unter dem Namen des Derwisch Sofi bekannt war, unterstützt durch das Ansehn Tantia Topi's, richtete sich hauptsächlich darauf, die Stadt zum Widerstand gegen den täglich erwarteten Angriff der europäischen Truppen fähig zu machen. Indeß General Hevitt, anstatt mit den englischen Regimentern von Mirut und den Umballah-Truppen, die größtentheils aus Sikh's und Ghurka's bestanden und daher treu geblieben waren, die Rebellen zu verfolgen und einen Angriff auf Delhi zu unternehmen, sandte erst Botschaft an die Generale Barnard und Anson, den Commandeur der Armee von Bengalen, und die Zögerung des Letztern, welcher erst wochenlang bemüht war, Truppen bei Kurnaul zusammenzuziehen, ließ den günstigen Augenblick verstreichen und schon nach wenigen Tagen war die Zahl der Aufständischen in Delhi auf zehntausend Mann gestiegen, so daß die Empörung nicht mehr durch einen tapfern Handstreich, sondern nur durch einen Feldzug und eine Belagerung besiegt werden konnte.

Die aufständischen Sepoy's behielten auf die Anordnung des Sofi, der alle seine Maßregeln hinter dem Ansehn des Königs und seiner Söhne verbarg, ihre Regimentseintheilung und ihre eingebornen Offiziere bei, an denen es nicht fehlte, da jede Compagnie deren drei zählt. Obschon die Mauern Delhi's nicht mehr so stark waren, wie vor der Zerstörung durch Mahomed Toglut (1325), zu dessen Zeit sie nach der Schilderung des gelehrten Reisenden Ibn Batula eine Dicke von 11 Ellen hatten, waren sie doch stark genug, um einem ersten Angriff zu widerstehen, der Sofi ließ sie auf 24 Fuß erhöhen, den Graben bis zu 20 Fuß Breite und 16 Fuß Tiefe erweitern, die Bastionen aus-

bessern und den Brückenkopf der Brücke über die Dschumna befestigen.

Den sämmtlichen Truppen wurde ein zweimonatlicher Sold ausgezahlt und die Tagesrationen wurden festgesetzt. Man hatte Ueberfluß an Geschütz und Munition, da die Arsenale und Magazine, mit Ausnahme des in die Luft gesprengten, mit all ihren Vorräthen in die Hände der Empörer gefallen waren. Einen Mangel an Lebensmitteln und Fourage brauchte man gleichfalls nicht zu besorgen, da für jetzt alle Zugänge frei waren, und selbst beim Heranrücken der Briten ihre Macht nicht so stark sein konnte, um die Zufuhr abzuschneiden.

Während auf diese Weise im Innern für die Vertheidigung der Stadt gesorgt wurde, durchzogen Abtheilungen der Reiter die Gegend, wiegelten die Garnisonen der benachbarten Städte auf, zündeten die Häuser der Europäer an, ermordeten die Steuereinnehmer, und raubten aus dem Schatze in Gurgohe 784,000 Rupien, die sie nach dem Königspalast in Delhi brachten, in dem man bald über zwei Millionen Rupien aufgehäuft hatte.

Im Innern der Stadt war jetzt eine größere Ordnung und Sicherheit hergestellt, so daß die reichen Kaufleute und Babu's, von denen sich viele geflüchtet und verborgen hatten, wieder zum Vorschein kamen und mit ihren Mitteln die Verbreitung der Erhebung unterstützten. Am eilften Tage nach der Vertreibung der Engländer aus Delhi versammelte der König die Babu's, und sie verstanden sich dazu, jedem Soldaten in Delhi täglich 4 Annah's [1]) an Sold zu zahlen. Es war jetzt kein Haufen von Empörern mehr, der den Engländern gegenüberstand, es war eine geregelte Armee. — —

Wir müssen, während sich die Dinge auf diese Weise in Delhi ordneten, zu der furchtbaren und traurigen Lage zurückkehren, in welcher die einzelnen Personen, deren Schicksal wir verfolgt, sich befanden.

Tantiah Topi und der Derwisch Sofi hatten, um das Geheimniß des Sarkophags desto sorgfältiger zu bewahren, ihre Wohnung im alten Palast der Begum selbst aufgeschlagen. Um

---

1) 1 Annah = 1⅖ Silbergroschen; der sechszehnte Theil einer Rupie.

keine Aufmerksamkeit zu erregen, hatten sie das Grabmal nicht wieder betreten, aber einen Posten aus der Schaar der Thugs, die Tukallah mit leichter Mühe gleich einer Leibwache um sich gesammelt und die seinem Willen mit blindem Fanatismus ergeben war, hielt Tag und Nacht Wache vor dem verschlossenen Thor des Mausoleums.

Willougby hatte wohl Recht, als er mit der Sperrung der Thür sich und die Seinen lebendig begraben wähnte. Der Platz um das Mausoleum und den Palast glich seitdem einem Heerlager, aber im Innern dieser kleinen, von den Menschenwogen umgebenen Rotunde wohnte der Tod und der Jammer. Diese stete Nähe zahlloser Feinde zwang die Eingesperrten zu um so größerer Vorsicht. Nur im Dunkel der Nacht durften sie wagen, auf der Gallerie des Minaret frische Luft zu schöpfen.

Die Lebensmittel, welche der Offizier so glücklich gewesen war, in der ersten Nacht auf den Gräbern der Todten zu erbeuten, und die zum Glück mit Ausnahme der Früchte nicht dem Verderben unterworfen waren, reichten bei der größten Sparsamkeit nur für etwa acht Tage.

Noch immer hofften die Unglücklichen auf ein glückliches Ereigniß, auf eine Hilfe von außen — auf Irma und ihren Vater!

Die Hitze in dem engen Raum des Minarets, da sie sich nur von Zeit zu Zeit in den größern Raum des Mausoleums wagten, war in dieser Jahreszeit unerträglich, die Luft dumpf und schwül und das Leiden der drei Personen wahrhaft entsetzlich.

In dieser furchtbaren Lage zeigte sich die himmlische Geduld, die aufopfernde Christenliebe der jungen Nonne in ihrer ganzen Größe und wob einen Heiligenschein um ihr Haupt. Kein Wort der Klage, des Leidens entschlüpfte ihrem bleichen Munde, selbst kein Blick der verzweifelnden Seele wandte sich in der Gegenwart ihrer Gefährten zum Himmel. Trost — himmlischer Trost und Ergebung war allein auf ihren Lippen, Aufopferung in ihrem Herzen und in all ihrem Thun. Mit jener Umsicht und zarten Sorge, die allein Frauenhand zu leisten vermag, suchte sie die Leiden ihrer Gefährten zu mildern, ohne an sich selbst zu denken.

Diese Leiden überstiegen bei der jungen Engländerin jede Beschreibung. In Folge der glühenden Hitze, der ihre schrecklichen Wunden durch die barbarische Grausamkeit des Pöbels während eines ganzen Tages ausgesetzt gewesen waren, begann das seiner Bedeckung entblößte Fleisch zu faulen. Diese Fäulniß wurde zu einem einzigen ekeln lebenden Geschwür, und der Geruch, den diese Verwesung bei lebendigem Leibe ausdunstete, war entsetzlich.

Am fünften Tage trat der Brand in die Wunden; der Anblick, den die Kranke bot, war eben so grauenhaft für das Auge, wie ihre Nähe für die anderen Sinne.

Dennoch verließ die Nonne sie fast keinen Augenblick. — Willougby trug ihr fortwährend Wasser aus der Fontaine des Mausoleums zu. Jedes irgend entbehrliche Stück ihrer Unterkleider hatten Beide verwendet, um Compressen und Binden für die Kranke zu machen.

Während sie so die körperlichen Leiden der Unglücklichen zu lindern versuchte, verrichtete die junge Nonne zugleich das heilige Amt des geistlichen Trösters. Worte der erhabenen Ergebung jenes mildesten und heiligsten Glaubens, der den Feind zu segnen lehrt, der alle große Schmerzen, alle Leiden des Menschenlebens, wie das Kind seine Thränen an die Mutterbrust, in den Schooß des Erlösers legt! — sie antworteten den leidenschaftlichen Ausbrüchen, den Klagen, der Verzweiflung der Unglücklichen, die sie zuerst gleich einer Feindin betrachtete, und aus dem Gefühl des Hasses erst allmählich zu einer dumpfen Resignation überging.

Der Offizier hatte sich entschlossen, das Geheimniß jener beiden Männer, die in der ersten Nacht das Gold aus den Gewölben des Mausoleums geholt, zu verfolgen, in der Hoffnung, dabei vielleicht einen Ausweg aus dem Gefängniß oder irgend eine Hilfe zu entdecken. In einer Nacht, während die Nonne den fieberhaften Schlaf der Kranken und die Umgebung des Grabmals auf der Höhe des Minarets bewachte, zündete er mit Pulver die Lampe an, welche der Mahratte in dem Gebäude zurückgelassen und versuchte, die verborgene Feder zu finden, welche das Steingestell des Sarkophags in Bewegung setzte und den unterirdischen Eingang öffnete.

Obschon er nur unvollkommen hatte beobachten können, ge-

lang es ihm in der That, die Oeffnung des Schlosses zwischen den vergoldeten Metallverzierungen zu finden. Zwar fehlte ihm der Schlüssel, von dem er nicht wußte, was die Männer mit ihm gemacht, als er aber einige kleine Schlüssel, die er bei sich führte, probirte, paßte der eine, und er hörte bei dem Umdrehen dasselbe Geräusch im Innern des Grabmals. Indem er seine Kraft gegen den Stein anwandte, gelang es ihm, diesen in seinen Angeln zu drehen und den unterirdischen Zugang zu öffnen.

Willougby streckte den Arm mit der Lampe aus und begann, die Stufen hinabzuschreiten. Er zählte deren fünfundvierzig. Die letzte schloß sich an einen Gang, der in gerader Richtung etwa zwanzig Schritt fortführte. An seinem Ende befand sich eine eherne Thür. Der Offizier fand sie unverschlossen und stieß sie auf — er trat in ein rundes kellerartiges Gewölbe.

Bei der großen Trockenheit des Erdbodens zeigte der unterirdische Raum nur wenig von Moder und Feuchtigkeit. Der junge Engländer hob die Leuchte in die Höhe, und nachdem er sich einige Augenblicke an das Halbdunkel gewöhnt, erkannte er, daß er sich in einem runden, etwa zehn Schritt im Durchmesser haltenden Gemach befand, dessen Quaderwände leider keinen andern Ausgang zeigten.

Rund umher an den Wänden standen offene Kisten, bis an den Rand mit Silbermünzen, silbernen und goldenen Geräthschaften aller Art, oder Beuteln gleich denen gefüllt, welche der Mahratte und sein Begleiter mit sich genommen, und die nach dem Klange Gold enthielten. Auf einem Steinsitz am andern Ende des Gewölbes befand sich ein kleiner Koffer von schwarzem Eichenholz mit Silber beschlagen, dessen Deckel — wahrscheinlich von seinen beiden Vorgängern — geöffnet war. Indem er näher trat und das Licht der Lampe darauf fallen ließ, blitzte ihm der hundertfache Farbenglanz prächtiger Edelsteine und Geschmeide entgegen, das grüne Feuer kostbarer Smaragde, der violetblaue Glanz der Saphire und das Himmelblau der berühmten Türkisen von Nischnangpur, das Feuer der Diamanten sich vermischend mit den Schlangenfarben der Opale von Ceylon und dem Rosenlicht der Rubinen — das Alles betäubte förmlich im ersten Mo-

ment die Augen des jungen Soldaten, die in diesem Lande doch an den Glanz von Gold und Edelsteinen gewöhnt waren.

In Mitten dieser Schätze, deren Werth mindestens vier bis fünf Cronen[1]) betragen mußte, glaubte er sich in die Zauberhöhle Aladins versetzt und betrachtete mit einem gewissen Bangen diese Haufen von Gold und Silber, die dazu dienen sollten, das Blut seiner Landsleute zu vergießen.

Nachdem er sich auf das Genaueste an den Wänden überzeugt hatte, daß kein Ausgang weiter vorhanden, beschloß er, umzukehren. Eine kurze Ueberlegung ließ ihn bedenken, daß er nicht versäumen dürfe, sich hier vielleicht die Mittel für eine glückliche Eventualität ihrer fernern Flucht zu sichern, und er hatte genug von dem Gespräch und dem Brief der Begum verstanden, um jede Bedenklichkeit über das Recht zum Eingriff in dieses fremde Eigenthum zu beseitigen.

Er füllte daher seine Taschen mit goldenen Mohurs und indem sein Blick nochmals auf den Juwelenkasten fiel, nahm er eine Agraffe und ein Band von Diamanten und Rubinen, die er für die kostbarsten der Schmucksachen hielt, und steckte sie zu sich.

Alles, was er dem Feinde entzog, war offenbar ein Gewinn für die Sache seiner Landsleute.

Hierauf stieg er die Treppe wieder hinauf, drehte den Sarkophag wieder an seine Stelle und vertilgte sorgfältig jede Spur seines Eindringens. —

Er konnte den Frauen die Nutzlosigkeit seines Versuchs nicht verhehlen — mit jeder Stunde schwand ihre Hoffnung immer mehr, wurde ihre Lage immer furchtbarer.

Oft in der Nacht überschritt das Wimmern der Kranken, ihr klagendes Aechzen die Mauern des Mausoleums. Dann erbebten der Offizier und die Nonne, daß diese Laute zu Verräthern werden und die Feinde herbeiziehen möchten, während ihre Menschlichkeit, ihr Mitgefühl für die Leidende ihnen doch nicht gestattete, ein Unterdrücken ihrer Klagen von der Kranken zu verlangen.

---

1) Eine Crone = 1 Million Rupien.

Aber die Hinduwache, die vor dem ehernen Thor des Grabmals lagerte, erbebte noch mehr, als die Eingeschlossenen, wenn die stille Nacht jene Laute des Schmerzes zu ihren Ohren trug. Das war der ruhelose Geist der Begum, der um sein Grab wandelte und in den Wipfeln der mächtigen Cypressen stöhnte in Reue und Jammer, daß er dem Glauben des Propheten untreu geworden und zum Kreuz der Franken geschworen habe.

Am siebenten Tage ihrer Leiden nahte für die Tochter des Residenten die Erlösung. Seit mehreren Stunden schon war der Schmerz verschwunden — das stete Zeichen des herannahenden Todes nach dem Eintritt des Brandes. Die Miß selbst schien es zu fühlen, daß Gott der Allmächtige ihre Gebete, ihre Seufzer nach dem Ende erhören wolle. Sie hatte wohl zwei Stunden still und stumm gelegen, ihr Geist mit sich selbst beschäftigt, während die Nonne an ihrer Seite betete.

Es war bei dem Scheiden des Tages von der Nacht, als sie flüsternd Schwester Maria bat, den Offizier zu rufen. Beide trugen auf jede Gefahr hin die Sterbende in den Raum der Rotunde und betteten sie auf die harten Stufen des Sarkophags.

„Ich fühle es," sagte die Kranke, „meine Stunde ist gekommen. Der Wille Gottes hat sie lange verschoben, damit mein Herz sich demüthigen sollte vor ihm. Maria, können Sie der Unglücklichen, so unerhört über Menschenkräfte Geprüften, verzeihen, daß sie an Ihnen gefrevelt, und in dem Engel des Lichts, den der Himmel ihr gesandt, die Feindin gesehen hat?"

„Arme, liebe, unglückliche Victoria," flüsterte die Nonne, — „dieses Herz hat nur Liebe für Sie, und Gott weiß es, mein Leben wollte ich willig hingeben, wenn ich Ihre Leiden mildern könnte!"

„Richtet mich auf," bat die Sterbende, — „durch den Blutschleier vor meinen Augen schau ich dort oben das letzte Glühen des scheidenden Sonnenstrahls. Die Nacht kommt — die furchtbare Nacht! Richard Willougby, liebe sie, liebe sie mit allen Kräften Deiner Seele! Möge mein Tod Euch die Freiheit und das Glück erkaufen — flieht! flieht dieses Land, das doppelt verflucht ist! — Deine Hand, Richard Willougby, den mein junges

böses Herz liebte! — Deine Hand, Marie — die ich so tief unter mir dünkte — — —"

Sie faßte mit krampfhaftem Zucken um sich — Beide reichten ihr die Hände, die sie zusammenzog und festhielt.

„Seid im Tode gesegnet — — ewig — ewig —"

Die Stimme der Nonne murmelte die Sterbegebete. „Vergieb, auf daß Dir wieder vergeben werde, wenn Du eingehst zu dem Lichte des Herrn! Der Erlöser am Kreuz segnete seine Feinde!"

„Allen! — Allen! — Aurunga! — Gott sei mir gnädig!" Ihre Stimme erlosch, ein leises Zucken der Hand nach dem verstümmelten Haupt, aus dem die Augen gräßlich hervorstarrten — ein Seufzer — dann war Alles still, stumm — der wunde, elende Körper des einst so schönen Mädchens rührte sich nicht mehr — ihre Prüfung war zu Ende!

Von der Spitze des Minarets schwand der letzte Sonnenreflex — mit jener Schnelligkeit, die in den Tropen den Tag zur Nacht umwandelt, trat die Dunkelheit ein.

Der Offizier hatte die abgezehrte Hand ergriffen und nach dem Puls geforscht, jedes Zeichen von Leben war erloschen.

„Sie hat vollendet — wohl ihr!"

Nur das leise Weinen der jungen Nonne antwortete ihm. Die bis zum letzten Augenblick in gewaltsamer Spannung erhaltenen Nerven fanden Beruhigung in dem so lange unterdrückten Thränenstrom. — — —

— — —

Die Todte hatte überstanden — die furchtbarste Prüfung der Ueberlebenden sollte jetzt erst beginnen!

Am neunten Tage waren die Lebensmittel zu Ende, auch die letzte Krume der Chuppaties war verzehrt. —

An der Leiche der jungen Engländerin, im Angesicht dieses grausigen und entsetzlichen Schicksals hatte der Offizier das junge Mädchen an sein Herz gedrückt und sich selbst und ihr gelobt, mit ihr zu leben oder zu sterben.

Dieser Liebe, diesem Entschluß gegenüber fand die Nonne nicht mehr die Kraft des kalten Widerstrebens, die Erinnerung an das Gelübde, das sie von der Liebe schied.

Ihre strömenden Thränen, ihr zitterndes Anschmiegen zeigten ihm, daß jener Wurf der Rose die Botschaft einer stillen aber wahren und tiefen Neigung gewesen.

Dann kamen die Stunden des gemeinsamen Leidens, jener Gemeinschaft der versinkenden Hoffnung, der ermattenden Kraft, nicht mehr unterbrochen und gestört durch die Sorge um die sterbende Freundin.

In diesen Stunden der Sorge und des Schmerzes öffneten sich diese beiden jungen Herzen, und indem sie von Gott sprachen, zu dem sie gehen wollten, erinnerten sie sich des Glückes und der Seligkeit, welche die Erde bietet.

Sie liebten einander, sie lebten mit einander und waren bereit, mit einander zu sterben. Die gegenseitige Aufopferung, dieses Sorgen und Mühen, den letzten Bissen der Nahrung sich selbst zu entziehen und dem geliebten Wesen aufzunöthigen, wäre dem unbetheiligten Zeugen ein rührendes Schauspiel gewesen.

Dann kam der körperliche Schmerz — der Hunger!

Seit zwei Tagen fehlte den beiden Liebenden jede Nahrung — das Wasser der Fontaine war Alles, was sie genossen.

Die Kräfte des jungen Mädchens schwanden, ihr sanftes Auge war bereits matt und unstät.

Hand in Hand auf der obersten Stufe der Treppe des Minarets sitzend, sprachen sie davon, zu sterben. Zehn Mal schon, wenn sein Auge auf die bleichen, hohlen Züge der Geliebten fiel, war der junge Offizier versucht und halb entschlossen, die indische Schildwache am Eingang des Tempels anzurufen und sich den Feinden zu überliefern, um, wenn es sein müßte, selbst unter ihren Dolchen dem schrecklichern Hungertode zu entgehen.

Aber der Gedanke an das schreckliche Schicksal, das vor seinen Augen die blühende Tochter des Residenten erlitten scheuchte die Idee, den Entschluß zurück, noch ehe seine Ausführung versucht werden konnte.

Jetzt aber sprachen sie Beide entschlossen vom Tode, dem zu entgehen bisher so viele Kraft angewendet worden.

Sie waren übereingekommen, bis zum nächstfolgenden Abend die Qualen zu ertragen, und wenn bis dahin kein günstiger Zufall eingetreten, mit einander zu sterben. Marion hatte jetzt selbst

von ihrem Geliebten verlangt, daß seine Hand ihr den Tod geben solle, um sie der Schmach zu entziehen.

Willougby hatte seine beiden Revolver untersucht und die Augen des duldenden Mädchens waren seinen Bewegungen gefolgt, mit jener geheimnißvollen Wollust des Grauens, welche die Vorbereitung des Todes mit sich führt. Der Offizier zeigte ihr den Mechanismus der Ladung und ließ das todtsprühende Schloß unter ihrem zarten Finger kreisen.

Im Laufe des Tages hatten sie häufig vermehrte Bewegung in der Stadt wahrgenommen — neue Zuzüge fremder Krieger strömten herbei — das sachverständige Auge des jungen Soldaten erkannte, daß mit Eifer an den Maßregeln der Vertheidigung gearbeitet werde.

Es war an dem Tage eine Alles erdrückende Hitze gewesen, 109 Grad,[1]) eine schwüle Luft, welche die Brust belastete und kaum das Athmen den beiden Europäern gestattete. Gegen Abend thürmten sich Wolkenberge an der Dschumna herauf und feurige Blitze zischten wie züngelnde Schlangen durch das Dunkel.

Eines jener heftigen Gewitter, wie sie nur die Tropen kennen, zog herauf. Etwa eine Stunde vor seinem Ausbruch, gleich einer dreisten Herausforderung der Donner Gottes, schmetterten Trompeten, Fanfaren und der scharfe Klang der Metallbecken durch die Abendluft, eine Schaar von 50 Reitern in reichen orientalischen Gewändern und Waffen kam im Galopp von der Brücke her über den Platz und ritt vor dem Palast der Begum auf. Der Offizier, den trotz seiner verzweifelten Lage und seiner körperlichen Leiden jedes militärische Schauspiel auf das Lebhafteste interessirte, bewunderte die außergewöhnlich gute Haltung dieser Krieger, an deren Spitze sich ein stattlicher, kostbar gekleideter Reiter von soldatischem Aussehn befand. An seiner Seite stand ein Mann in der Tracht eines arabischen Schiffers.

Der Derwisch und der Mahrattenfürst, die am ersten Abend das Mausoleum betreten und den Palast der Begum zu ihrem Wohnsitz genommen, kamen den Fremden am Thor des Palastes entgegen und bewillkommten sie. Dann lagerten sich die Reiter

---

1) Fahrenheit = 35 Grad Réaumur.

auf dem Hof und im Schutz der großen Hallen, während die Führer sich in das Innere des Gebäudes zurückzogen.

Der sich erhebende Sturm trieb rasch das Gewitter näher; das ferne Grollen des Donners verwandelte sich in gewaltige Schläge, welche die Grundfesten des Palastes zu erschüttern schienen. Die majestätischen Gipfel der Cedern und Cypressen beugten sich unter der Gewalt der empörten Luft, und die Blitze übergossen mit Tageshelle von Minute zu Minute die Stadt.

Das war die gewaltige Empörung der Natur, noch gewaltiger, mächtiger als die Empörung der Menschen — nur nicht so grausam, so blutig.

Bei dem Rollen dieser Donnerschläge hatte sich die junge Nonne fest an ihren Gefährten geschmiegt und das junge Paar sich vor dem tobenden Ungewitter in das Innere des Mausoleums geflüchtet.

Plötzlich — in einer Pause, welche die mächtige Sprache des Himmels zu machen schien — dünkte es dem geübten Ohr des jungen Soldaten, sich nähernde Stimmen und Schritte zu hören.

Das Schloß der ehernen Pforte des Grabmals rasselte, der Schlüssel drehte sich in demselben und die schweren Flügel öffneten sich.

Der Offizier hatte kaum Zeit gehabt, die Geliebte zu erfassen und mit sich fortzureißen nach dem Innern des Minarets, wo sie die Treppe hinauf flüchteten.

Es war keine Zeit mehr, die Thür zu verschließen und zu verriegeln, denn schon traten drei Männer in das Innere des Grabmals, und jedes Geräusch hätte ihre Anwesenheit verrathen.

Der Sturm brach durch die geöffnete Thür und streute die Funken der Windfackeln, die zwei von ihnen trugen, in feurigem Regen umher — nur mit Mühe gelang es der vereinten Kraft der Männer, die Flügel wieder zu schließen.

Willougby war, nachdem er das Mädchen in Sicherheit gebracht, zu der Thür des Minarets zurückgekehrt, um zu beobachten. Das Innere des Mausoleums war jetzt erhellt, er konnte die Eingetretenen deutlich erkennen, es waren der Derwisch, der



Mahratte und der fremde Krieger, der Anführer der vor kaum einer Stunde eingetroffenen Reiterschaar.

Als dieser Mann jetzt im vollen Licht der Fackel erschien, konnte der Engländer keinen Augenblick daran zweifeln, daß Jener trotz der orientalischen Kleidung ein Europäer war.

Seine Gestalt war hoch und stattlich, sein Gesicht edel geformt, aber bleich und abgespannt, wie von der Ermattung übermäßiger Strapazen. Er trug eine Art von kappenartigem, rundem Silberhelm, von einem feuerrothen Turbanbund umschlungen und mit einem Busch kostbarer Reiherfedern geschmückt. Unter dem gleichfalls rothen, fliegenden Kaftan umschloß ein weißes Gewand die Brust. Pistolen und ein Säbel von europäischer Form bildeten seine Bewaffnung.

„In diesem Augenblick," berichtete der Fremde seinen Gefährten in englischer Sprache, „muß Cawnpur bereits in den Händen der Unseren sein und der Nena vor Lucknow stehen."

„Und warum nicht in Lucknow selbst?" fragte ungestüm der Mahratte. „Die Zahl der Faringi in Audh ist nur gering. Ich hätte mehr von der Thätigkeit des Prinzen erwartet."

„Das Beispiel Murad Khans hat böse Folgen getragen, die Sikhregimenter erklären sich überall gegen uns. In Benares, Firospur, Agra, Heiderabad und Allahabad werden sie nicht mit uns, sondern gegen uns kämpfen."

„Der Verräther!" murmelte der Sirdar — „warum hat die Bhawani nicht seine schwarze Seele getroffen!"

Der Derwisch maß mit finsteren Blicken seinen Gefährten. „Es liegt unter diesem Verrath mir ein Geheimniß verborgen, das ich nicht zu enträthseln vermag. Dein eigener Bericht, Tukallah, hat den jungen Mann früher als einen der eifrigsten und kühnsten Anhänger der Sache der Freiheit dargestellt."

„Ein persönlicher Haß gegen den Nena scheint ihn von uns abwendig zu machen," meinte der Fremde. „Der Tod oder das Verschwinden seiner Braut, der Tochter der Königin von Lahore, hat seine Gesinnung geändert und uns seinen Arm entzogen."

„Der Thor glaubt, daß sie Akhbar Jehan, seinem Nebenbuhler, gegeben worden ist, während Schiwa, der große Vernichter, sie aus den Reihen der Lebenden genommen. Was ist

ein Krieger, dessen Schwert an dem Odem eines Weibes hängt? Bosch — Nichts! Es war ihr Schicksal, Keinem zu gehören und wir werden mit den Sikhs kämpfen, wie wir mit den Faringi kämpfen werden!“

Der Apostat seiner Nation schüttelte besorgt das Haupt. „Indien wäre unser, ehe ein Monat vergangen ist, wenn dieses Unglück nicht geschehen. Ohne die Sikhs und Gurka's konnten die Engländer sich nirgends halten. Auch Mahe-Tschund ist seitdem von uns abgefallen.“

„Ich biete Dir eine andere, bessere, die rechtmäßige Herrscherin des Audh,“ sagte ungestüm der Mahratte. „Die Krieger des Scindia und des Holkar erheben die Waffen gegen die Tyrannen.“

„Ich bürge für sie. Die Rani versammelt bereits die Soldaten von Gwalior unter ihren Fahnen.“

„Und warum,“ fragte der Derwisch ernst, „ist Major Maldigri, der Paladin der Rani, in diesem Augenblick nicht an ihrer Seite? Glaubt er uns nicht allein kräftig genug, Delhi zu behaupten?“

Der Jonier, denn dieser war der Fremde, erröthete. „Ich bin mit dem Willen des Nena und auf den Befehl der Rani hier,“ sagte er stolz, „um die Kriegerschaar den Vertheidigern Delhi's zuzuführen. Der Nena selbst verlangte, daß ich die Krieger begleitete auf die Botschaft, die Ihr ihm gesendet.“

„Wozu der Streit,“ rief der Mahratte — „dieser Mann ist uns willkommen, obschon er ein Franke ist. Er wird das, was die Götter uns zum Beistand gegeben, dem Nena sicher zuführen. Laß uns den Eingang öffnen, damit wir ihm zeigen das Erbe der Begum.“

Er trat zu dem Sarkophag und winkte dem Derwisch, ihm zu helfen, den Steindeckel abzuheben.

Der Offizier hinter der Thür des Minarets erbebte bei dieser Bewegung.

Die beiden Männer hoben den Obertheil des Sarges. In diesem Augenblick machte ein greller Blitzstrahl das Licht der Fackeln erbleichen, welche das Innere des Mausoleums erhellten, und der heftige Donner ließ die dicken Mauern erbeben.

In das Krachen dieses Donners mischte sich ein schwerer, dröhnender Fall, ein Klang von Stein auf Stein, ein Ausruf des Entsetzens.

Der Sargdeckel war den Händen der Männer bei dem Anblick, der sich ihren Augen bot, entfallen und zerschellte auf den Stufen des Sarkophags — der Schrei des Staunens kam aus ihrem Munde!

Ihnen entgegen starrte nicht die vertrocknete Mumie der einstigen Herrin des Palastes, sondern ein Medusenhaupt, die scheußliche Verwesung einer andern Leiche — der gräßliche Anblick des Körpers der unglücklichen Tochter des ermordeten Residenten von Delhi.

„Verrath!" schrie der Mahratte — „Fremde sind an diesem Orte gewesen, sie kennen unser Geheimniß! Der Schatz ist gestohlen!"

„Ruhe, Freunde," klang die Stimme des Irländers — „laßt uns genau untersuchen — wir müssen entdecken, woher dieser verwesende Körper gekommen!" Er hob die Fackel und warf das Auge forschend umher.

„Dort! dort!" schrie er — „die Thür ist offen! Tod dem Spion!"

Er stürzte auf die Thür des Minarets zu, welche der Offizier, von dem Eintritt überrascht, nicht mehr zu schließen gewagt hatte.

Ein Schuß blitzte — der Derwisch öffnete die Arme und fiel rücklings über zu Boden.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes, der draußen über den Kuppeln des Palastes und den Wipfeln der Cypressen zuckte, warf der britische Offizier die Thür in's Schloß und drehte den Schlüssel. „Wer sich naht, ist des Todes! Nur unsere Leichen sollt Ihr haben!"

Eine zweite Kugel pfiff an dem Mahratten vorbei, der nach der Pforte des Mausoleums gesprungen und sie zu öffnen bemüht war.

„Das sind Flüchtlinge — Faringi! Wache herbei!" übertönte seine mächtige Stimme das Brausen des Sturmes und das Rollen des Donners.

Es war ihm gelungen, das Thor zu öffnen, der anprallende Wind warf selbst die Flügel auseinander, fegte in das Innere und verlöschte die Fackeln. Nur der schwache, durch den Sarkophag geschützte Schein der Lampe, die der Mahratte vorher angezündet, um ihnen in die Tiefe zu leuchten, verbreitete in den Pausen der zuckenden Blitze noch ein mattes Licht in der von dem Moder der Verwesung jetzt erfüllten Rotunde.

Die beiden Krieger, die in der Vorhalle des Mausoleums Wache gehalten, traten zitternd näher.

„Möge die Dunkeläugige uns schützen,“ murmelte der Eine — „das Heer der Dämonen ist entfesselt in dieser verfluchten Nacht. Die Begum ist aus ihrem Grabe erstanden, uns Alle zu tödten!“

Der Mahratte stieß ihn mit der Faust zurück. „Die Bhawani verderbe Dich, Feigling! — Faringi sind in dem Minaret. Herbei mit Deinen Kameraden, damit die Verfluchten nicht entrinnen!“

Er riß dem Krieger das Gewehr aus der Hand und schoß es gegen die Thür des Thurmes ab, aber die dicke Planke schützte den Offizier, der tapfer auf seinem Posten aushielt.

Grimaldi, nicht achtend der Gefahr, war zu dem Gefallenen gestürzt, hob ihn empor und schleppte ihn aus der Rotunde. Bei dem Leuchten der Blitze erkannte er, daß der Getroffene die Augen aufschlug — der Wind und der Regen, die in sein Gesicht peitschten, gaben ihm die Besinnung zurück.

„Bist Du gefährlich verwundet, Freund?“ fragte der Grieche, für den der Sofi noch immer nur der indische Derwisch, einer der Führer der großen Empörung geblieben war, da außer dem Nena nur der Mahratte und der deutsche Arzt das Geheimniß desselben kannten — „das Unglück, das uns in Deinem Verlust treffen würde am Beginn des großen Kampfes, wöge schwer!“

Der Sofi that einen tiefen Athemzug und fuhr mit der Hand nach der Mitte der Brust. „Hier — hier — aber ich hoffe — es geht vorüber — der Panzer hat die Kraft der Kugel gebrochen.“

In der That hatte ein Panzerhemd, das er unter den Lum-



pen des Fakirs auf der Brust trug, ihn geschützt, und nur die Kraft der Kugel, in solcher Nähe abgeschossen, ihn betäubt und zu Boden geworfen.

Die Schüsse, der Ruf der Wachen und des Mahrattenfürsten hatten unterdeß Allarm gegeben. Trotz des tobenden Unwetters stürzten von allen Seiten indische Krieger, die Thugs Tukallah's, die Reiter aus Jhansi herbei.

„Tod den Faringi!" heulte der Sirdar — „stürmt — stürmt! tödtet sie!" Mit geschwungenem Handjar trieb er die schaudernden, in ihrem abergläubischen Schrecken widerwilligen Krieger in das Innere des Mausoleums, gegen die Thür des Minarets.

Hinter derselben — zum Aeußersten entschlossen — mit der britischen Kaltblütigkeit in der Todesgefahr, stand der junge Offizier und die Kugeln seines Revolvers, von fester Hand gezielt, warfen die beiden vordersten Sepoy's nieder.

Der anstürmende Haufe wich bestürzt zurück — ein Dritter fiel unter dem Schuß des Offiziers.

Dieser sprang zurück und reichte der Nonne, die hinter dem Steinpfeiler der Wendeltreppe geschützt, ihm nahe war, das abgeschossene Pistol.

„Muth, Maria — nicht ungerächt wollen wir sterben! Versuchen Sie, die Waffe zu laden — hier ist Munition!"

„Geben Sie her, Sir," sagte das Mädchen, „diese Hand soll nicht zittern in dem Werk — nicht um Menschen zu tödten, sondern um Sie zu vertheidigen, so lange es Gott gestattet!"

Der Offizier war bereits wieder an der Thür mit dem zweiten Revolver, indem er in Gedanken die Hand Irma's, des jungen Hindumädchens, segnete, welche die Waffe bei dem Kampf im Garten aufgehoben und ihm bewahrt hatte.

Hätte seine Auge in diesem Augenblick die steinerne Schranke der Mauer, das Dunkel der Nacht durchdringen können, er würde gesehen haben, daß kaum hundert Schritt von der Stelle entfernt, wo er sich mit dem Muth der Verzweiflung schlug, das junge Hindumädchen, an die er so eben gedacht, in Begleitung eines Mannes und einer hohen Frau, die in dichte Schleier gehüllt

war, am Fuß einer der riesigen Cedern des Platzes stand und die Drei sich eifrig beriethen, während der Lärmen, der sich unter dem Zürnen der Natur um die Stätte des Friedens erhoben hatte, sie zu schrecken und zu verhindern schien, sich zu nähern.

Dann, als ob sie einen Entschluß gefaßt, trennte sich der Mann von ihnen und eilte durch den strömenden Regen dem Eingang des Palastes zu. —

Ein vierter Sepoy, durch die Schläfe geschossen, stürzte vor der Thür des Minarets zusammen, die seine Hand bereits berührt hatte.

Wieder ein Schuß — keine Kugel vergeblich — die Leichen und Verwundeten häuften sich auf den Steinfliesen des Mausoleums — die Thür des Minarets schien Tod und Verderben zu sprühen.

Tantia Topi heulte vor Wuth und trieb mit grimmen Flüchen die Krieger immer auf's Neue zum Angriff. Der Wahn, daß sie mit den Geistern des Grabes zu kämpfen hätten, war ihnen jetzt zwar genommen, aber die Ueberzeugung durch die unaufhörlich fallenden Schüsse, daß eine starke Zahl von Engländern das Minaret besetzt halten müsse, hemmte ihre Kraft.

Der Derwisch war nach und nach wieder zur vollen Besinnung gekommen, aber noch schwach und halb betäubt lehnte er an den Marmorsäulen des Eingangs, von dem Griechen unterstützt, dem es widerstand, an dem Kampfe gegen Unglückliche Theil zu nehmen, die ihr Leben vertheidigten. Auf den Rath des Sofi ließ der Sirdar jetzt ein scharfes Flintenfeuer auf die Oeffnung der Thür unterhalten, während zwei starke Krieger, mit Beilen bewaffnet, an den Wänden entlang von diesen geschützt zur Thür drangen und mit gewaltigen Schlägen sie aufzusprengen versuchten.

Der tapfere Engländer mußte die Vertheidigung des Eingangs aufgeben, ein Streifschuß hatte ihm bereits die Wange verletzt — es war unmöglich, sich länger hier zu halten — er drängte die Nonne, die mit entschlossener Ruhe im Licht der Blitze, das durch die schmalen Oeffnungen des Minarets drang, den abgeschossenen Revolver glücklich auf's Neue geladen, — die

Stufen der Wendeltreppe hinauf, sorgfältig wachend, daß der Steinpfeiler sie schütze.

Unter den Schlägen der Aexte brach die Thür in Stücke — über sie hinweg drangen die durch den Tod der Ihren entflammten Krieger in den Thurm.

Aber den ersten, der die Treppe betrat, warf aus dem Dunkel der Höhe die Kugel des Engländers zu Boden — der zweite fiel auf der dritten Stufe, die er erreicht.

Das Blut floß aus dem Eingang des Thurms und vermischte sich mit den Lachen, die den Marmorboden des Mausoleums bereits deckten.

„Chalo Bhai! Vorwärts! vorwärts!“ heulte die Stimme des Mahratten.

Schritt vor Schritt, Stufe um Stufe zog sich der junge Held zurück, bereits selbst aus mehreren leichten Wunden blutend. Mit dem nahenden Ende schien seine Kraft des Widerstands zu wachsen. Jeder Schritt vorwärts, den die drängenden Feinde thaten, fällte einen der Ihren.

Aber die Masse der Feinde an der Kampfstätte selbst, um das Mausoleum her, wuchs mit jedem Augenblick. Das Gebrüll der Wüthenden übertäubte den Donner des Himmels.

Ein Sepoy, durch den Leib geschossen, wurde von seinen Kameraden aus dem Thurm nach dem Ausgang getragen und in der Nähe des Sofi niedergelegt. Dieser befragte ihn, ob er die Zahl der kämpfenden Faringi zu unterscheiden vermocht.

„Die bösen Geister sind mit den Kaffirs,“ stöhnte der Sterbende — „nur das Feuer ihrer Geschosse sieht man. Eine Zauberin oder ein Weib ist unter ihnen — ich sah ihr weißes Gewand flattern hinter dem Stein!“

Maldigri ließ seinen Gefährten los — ein Gedanke zuckte durch seine Seele.

„Ein Weib, sagst Du? — Haltet ein! haltet ein! — Laßt mich voran!“

Er stürzte durch die Rotunde nach dem Eingang des Minarets.

„Zurück, Mörder! es ist ein Weib unter ihnen —

gebt Pardon!“ Er warf die Nächststehenden zur Seite und drang in den Thurm, die Stufen hinauf. „Ergebt Euch — ich bin ein Europäer wie Ihr, und bürge für Euer Leben!“

Das fahle Licht eines Blitzes zeigte ihm in der That ein weißes Gewand, aber in demselben Augenblick streckte sich ein dunkler Arm gegen ihn aus und eine Stimme dröhnte in seine Ohren: „Fluch dem Abtrünnigen! Fluch dem Feinde seiner Landsleute!“ und mit dem krachenden Donner vereinte sich der Knall des Schusses.

Der Grieche stürzte rücklings über die blutgetränkten Stufen hinab.

Willougby drängte die Nonne auf die Galerie des Minarets und sprang ihr nach — hinter ihm fiel die schwere Fallthür dröhnend in ihre Fugen. — — —

Durch die Menge vor dem Grabmal stürzte wehklagend ein Mann, der arabische Mantel wehte um seine Schultern. „Einen Hakim! einen Arzt — schafft einen Arzt! zu Hilfe! Capitain Grimaldi stirbt!“

Ein einziger Aufschrei antwortete ihm — dann flog eine Frau durch die Menge — die Stufen des Grabmals hinauf. „Wo? — wo?“ Der Schein der angezündeten Fackel zeigte ihr unter der Säulenhalle einen Mann am Boden, ein bleiches Gesicht — brechende Augen — einen Strom von Blut aus der Brust —

„Markos Grimaldi! Ewiger Gott — er stirbt!“

Der Verwundete, das Haupt im Schooß der Frau, schlug die Augen empor — ein Schauer der Freude ging durch seine Glieder, seine Lippen erbebten in dem zitternden Laut:

„Adelaide!“

„Der Engel von Delhi!“ murmelten die Krieger und ihr Kreis wich zurück von der Gruppe. — —

Der Sirdar selbst mit den kühnsten der Jhansi-Reiter, die den Fall ihres Führers rächen wollten, drang in den Thurm, den Silberschild, den er einem von ihnen entrissen, schützend über dem Haupt.

Aber kein Schuß fiel mehr — über die Leichen, in dem

Blut ihrer Gefährten flogen ihre Füße die Stufen hinauf. Ein Beilhieb sprengte die Fallthür, die kräftige Faust des Mahratten warf sie in die Höhe, wuthflammend sprang er auf die Plateform der Galerie. —

Die Galerie war leer — kein Raum, daß sich ein Kind darin hätte verbergen können — und dennoch von den Vertheidigern des Minarets keine Spur!

Sie waren verschwunden! — — —

Der Blutbrunnen zu Cawnpur.

Der Ausbruch der Empörung in Bithoor bei dem Ball im Schlosse Nena Sahibs war das Signal zur Erhebung des Audh und des ganzen Central-Indiens.

Während am andern Morgen die Königin von Audh eilig nach ihrem alten Herrschersitz aufbrach, um Lucknow und das Rohilcand in Flammen zu setzen, eilte die kühne Rani von Jhansi zurück nach ihrer Residenz und erhob offen die Fahne des Kampfes gegen die Engländer. Die Truppen des Scindia von Gwalior, ihres frühern Lehnsherrn, verließen diesen, der zu den Briten hielt, und stellten sich unter den Befehl der Rani. Eben so geschah es mit dem Contingent des Holkar von Indore.

Die Nachricht von der Befreiung Delhi's und der Erhebung des Nena ging wie ein Lauffeuer durch das Land, und bald hatte die Empörung so überhand genommen, daß eine Unterdrückung derselben mit den vorhandenen Kräften der Compagnie nicht mehr möglich war, obschon fast durchgängig die Sikhregimenter und die Ghurka's, die nepaulesischen Bergbewohner, unansehnliche, aber kühne und ausdauernde Soldaten, treu geblieben waren.

Man beobachtete in allen Garnisonen die Sepoy's und versuchte, wo ihre Treue verdächtig wurde, sie zu entwaffnen. Oft halfen dabei selbst noch Truppen, die wenige Tage darauf sich gleichfalls empörten.

In Jhansi waren sämmtliche Europäer, funfzig an der Zahl, darunter Frauen und Kinder, ermordet worden.

Wir haben bereits erzählt, daß General Lawrence, der Gouverneur von Audh, sich von Bithoor eilig nach der Hauptstadt Lucknow zurückzog, von Sir Mallingham und seiner Gattin begleitet. Lucknow war ein wichtiger Punkt und der General traf eilig seine Vorbereitungen. Mehrere Tage blieb die Ruhe ungestört, doch die Sicherheit war eine trügerische. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai begann das 71. Nativ-Infanterie-Regiment die Meuterei, indem es die Bungalows der Europäer in Brand steckte, mehrere Offiziere erschoß, darunter den Brigadier Handscombe, und den Versuch machte, sich der Kanonen zu bemächtigen. Der General war, wie gesagt, vorbereitet. Zweihundert Europäer, einige Compagnieen des 48. und 13. einheimischen Infanterie-Regiments und die einheimische reitende Artillerie, so wie das 7. Reiter-Regiment, waren hinreichend zur Vereitelung des Angriffs auf die Geschütze. Am Morgen des 31. Mai suchten die Empörer sich zu organisiren, wurden indeß von der Artillerie, der britischen Infanterie und den Reitern vom 7. Regiment zersprengt und bis nach Mudkipur, zehn englische Meilen von Lucknow, verfolgt, wobei ihnen eine Menge Leute getödtet und gegen hundert gefangen wurden.

Aber kaum von diesem Siege zurückgekehrt, empörte sich das 7. Reiter-Regiment zum größern Theil, das 13. Nativ-Regiment ging gleichfalls zu den Feinden über und von dem 48. blieben nur etwa 100 Mann treu.

So sah sich Sir Henry Lawrence genöthigt, die weitläufige Stadt aufzugeben und sich in die stark befestigte Residenz und in das von ihm erbaute Fort Mutschi-Baban zurückzuziehen. Lucknow zählte, wie alle großen orientalischen Städte, eine bedeutende Anzahl von Müßiggängern, welche allen Christen fanatisch feindlich gesinnt und stets zu Angriffen auf ihr Leben und Eigenthum bereit sind. Diesen predigte ein von Bithoor gesandter Fakir den Krieg gegen die Ungläubigen; sie rotteten sich zusammen, ermordeten in der Nacht zum 1. Juni einen Engländer, der unbesonnen sich aus der Residenz in seine frühere Wohnung gewagt hatte, entfalteten dann die grüne Fahne des Propheten und nahmen, verstärkt durch zwei empörte Sepoy-Compagnieen, 2000 Mann stark, in Hooseinabad, westlich der Stadt an den Ufern des

Coomten, welcher Lucknow im Norden begrenzt, eine Stellung. Hier wurden sie von dem Capitain Carnegie, der mit einigen treu gebliebenen Truppen und den Peons oder Polizeisoldaten gegen sie marschirte, zersprengt, und als sie sich in der Nacht wieder auf einer andern Stelle der Stadt gesammelt, nochmals auseinander getrieben, wobei sie viele Todte und Gefangene verloren.

General Lawrence verkündigte jetzt das Standrecht, zwei permanente Kriegsgerichte wurden eingesetzt und eine Menge Aufrührer unmittelbar nach ihrem Verhör gehenkt. Die kräftigen Maßregeln wirkten, die Bazars in der Stadt öffneten sich wieder, das Vertrauen kehrte zurück. Am 2. Juni wurden die Polizei und die treugebliebenen einheimischen Offiziere mit Geld belohnt und die kleinen europäischen Posten in der Nachbarschaft zur Sicherung der Stadt herbeigezogen. Alle christlichen Einwohner schlossen sich den Truppen als Freiwillige an. Die Ruhe schien wieder hergestellt. Sir Robert Mallingham blieb auf das Betreiben seiner Gattin in Lucknow, als dem sichersten Ort, da eine Reise durch das rings empörte Land zu gefährlich war; denn täglich gingen Nachrichten über die weitere Ausdehnung der Empörung ein. In Allahabad und Benares war gleichfalls die Empörung ausgebrochen.

Allahabad ist militärisch wie commerciell ein sehr wichtiger Punkt für die britische Herrschaft, da die Stadt am Zusammenfluß des Ganges und der Dschumna liegt und dadurch einen Wallfahrtsort der Hindu's bildet, an dem jährlich über 200,000 Pilger zusammentreffen. Die Empörung brach hier am 5. Juni aus. Ein Regiment Sepoys, das sich zuerst treu bewiesen und sogar gegen Delhi geführt zu werden verlangt hatte, schlug plötzlich um und ermordete in der Nacht gegen 50 Offiziere, die außerhalb des Forts eben am Meßtisch saßen, darunter zehn junge Kadetten, die kurz zuvor aus England eingetroffen waren. Die Empörer bemächtigten sich der Brücke, die hier über den Ganges führt, und begannen dann mit dem Pöbel die Stadt zu plündern. Ein Mahomedaner stellte sich an ihre Spitze, nannte sich den Statthalter des Kaisers von Indien und ließ alle Europäer, die

ihm in die Hände fielen, hinrichten. Auch ein Sikhregiment betheiligte sich an der Meuterei.

Auf diese Nachricht eilte Murad Khan, der tapfere junge Häuptling der Sikhs herbei. Mit seiner Hilfe gelang es der Energie des Obersten Neil, der in Allahabad kommandirte, des Aufstandes Meister zu werden. Er hatte für diesen Zweck nur eine Handvoll Engländer, eine Compagnie Madras=Füsiliere und ein treugebliebenes Sikhbataillon, sowie eine Anzahl bewaffneter Civilisten, die sich ihm als Freiwillige angeschlossen. Durch den Willen und die Ueberredung Murad Khans bezwungen, verließ das Sikhregiment die Reihen der Empörer und kehrte zum Gehorsam zurück. Als man in die Straßen vordringen konnte, wurden alle Eingebornen, welche irgend Widerstand zeigten, niedergestochen. Nachdem die Stadt beruhigt und besetzt war, schifften sich die Europäer auf einem Dampfer zur Verfolgung der längs des Flusses hin fliehenden Insurgenten ein, tödteten alle, welche sie erreichen konnten und zündeten jedes Dorf an, wo sie Bewaffnete trafen. Dann wurden Kommissionen zur Aburtheilung der Schuldigen niedergesetzt und eine Woche lang wurden täglich Dutzende derselben gehenkt.

Ebenso gelang es, den Aufstand in Benares, der heiligsten Stadt der Hindu's, zu Ausbrüchen des Fanatismus besonders geneigt, mit Energie niederzuschlagen, indem die Artillerie das empörte Fußvolk mit Kartätschenlagen zu Paaren trieb. Der Galgen war hier permanent und seine drei Stricke wurden selten leer. Ein Radschah mit seinen beiden Wessiren waren die Ersten, die daran aufgeknüpft wurden, blos weil sie im Verdacht standen, die Unruhen zu begünstigen.

Aber an hundert anderen Orten siegte die Empörung und wurden die Engländer vertrieben oder ermordet. Selbst in der Nähe von Kalkutta, in Barakpur meuterten die Regimenter, und um die Mitte des Juni waren bereits zwei Drittheil der Armee von Bengalen in vollem Aufstand.

Kehren wir nach Cawnpur zurück, als dem Punkt, der zunächst von dem Ausbruch der Empörung im Audh bedroht war.

Von beiden Seiten wurden hier Fehler begangen. Es war eine große Unvorsichtigkeit von Seiten des General Lawrence,

daß er das Sikhregiment, das in Cawnpur garnisonirte, auf die Botschaft des Generals Barnard nach Delhi marschiren ließ und nach Lucknow eilte, statt sich sofort mit allen treu gebliebenen Truppen gegen das allerdings durch seine natürliche Lage sehr feste Bithoor zu wenden und den Nena anzugreifen. Da dieser aber sich anfangs — von den Scenen des Balles tief erschüttert und in einem halb wahnwitzigen Zustand nach dem wirklichen Tode der Geliebten — ruhig verhielt, glaubte man Cawnpur nicht gefährdet oder kräftig genug, Widerstand zu leisten. Erst nach der Unterdrückung des ersten Aufstandes in Lucknow und auf die Botschaft, daß die Sepoys der Garnison bereits zum großen Theil zu den Empörern übergegangen waren, sandte der Gouverneur von Audh 84 Europäer dem General Wheeler zur Verstärkung.

Nena Sahib hatte gleichfalls, im Tiefsten seiner Seele durch das schreckliche Ende der Gattin verwundet, die Zeit verstreichen lassen, statt sofort die erste Ueberraschung der Engländer zu benutzen und sich auf Cawnpur oder Lucknow zu werfen. Ein Fieber mit gräßlichen Phantasieen voll Tod und Blut fesselte ihn fast zwei Wochen lang an's Lager, das Doctor Walding bei Tag und Nacht kaum verließ. Da die großen Führer und Lenker des Aufstandes: Tantiah Topi und der Derwisch Sofi, sowie Major Grimaldi sich in Delhi befanden, leitete Baber Dutt, sein Bruder, die Anstalten und mußte sich begnügen, das Heer der Aufständischen zu verstärken, das sich in Bithoor sammelte.

Erst in den letzten Tagen des Mai erhob sich der Nena, ein verwandelter Mann, von seinem Krankenlager. Das finstre Schweigen, das seit dem Verschwinden Margarethens seine Seele befangen, sein Wesen gleichsam umschattet hatte, war einer fieberhaften Thätigkeit gewichen, einer Ueberreizung der Sinne und des Geistes, die ihn keinen Augenblick rasten ließ. Aus seinen Augen sprühte ein unheimliches Feuer, das jetzt häufiger als sonst in jenen dämonischen furchtbaren Blick überging, der in den Momenten der höchsten Aufregung sonst an ihm bemerkt wurde.

Seine Wangen, früher voll und rund, waren eingefallen,

dunkle Ränder lagen um seine Augen, und der sarkastische grausame Zug um seinen Mund hob sich in tiefen Falten hervor.

Mit Walding hatte sich Anarkalli, die Tänzerin, in die Pflege des Kranken getheilt. Sie wechselten in den Wachen an seinem Lager, ihre Hand reichte ihm sorgsam zur bestimmten Stunde die Medicin, und ihr Auge schien jede Spur der fortschreitenden Genesung mit Gier zu verschlingen.

Während dieser sorgfältigen Pflege fand sie, wie der Arzt bemerkte, Zeit und Gelegenheit, täglich mit fremden Personen des verschiedensten Standes: Hindufrauen, Sepoys, Fakirs, Kaufleuten und Bettlern zu verkehren, die ihr Nachrichten aus Cawnpur brachten.

Während der ersten Tage des bewußtlosen Zustandes des Nena war die Leiche seiner unglücklichen Gattin der Ruhe der Erde übergeben worden.

War es Zufall oder Verhängniß — der Arzt, der die Anstalten leitete, hatte denselben friedlichen und schönen Platz gewählt, der unter dem Gesang des Bulbul und dem Rauschen der Fontaine die sterbliche Hülle der jungen Prinzessin der Sikhs barg. Ohne Ahnung von dem schrecklichen Opfer der Thugs, dessen Tod so weit reichende und traurige Folgen für die Befreiung Hindostans haben sollte, gruben die Männer das Grab der Gattin des neuen Peischwa dicht an der Ruhestätte Mahana's und des alten Schotten, der ersten Opfer der Herrschaft des Nena über die Kinder der Finsterniß.

Als der Bahadur am eilften Tage die Augen aufschlug, die Hand an die Stirn legte und sein erstes Wort mit dem Blick voll Haß und Rachegluth der Name „Rivers" und eine Verwünschung des Verdammten war, legte die Bayadere den Finger auf seinen Mund.

„Möge die Hoffnung Hindostans schlafen und in der Ruhe neue Kräfte gewinnen. Sein Feind hat die Mauern Cawnpurs nicht verlassen. Er ist in seiner Hand und wird seiner Rache nicht entrinnen. Die Krieger des Srinath umgeben die Stadt auf allen Seiten."

Der Nena zog einen kostbaren Diamant vom Finger und reichte ihn der Tänzerin. Mit diesem Trost, den er erhalten,

sank der Kranke in neuen Schlummer; mit diesem Trost erholte er sich wunderbar von Stunde zu Stunde. Am fünfzehnten Tage nach dem Ball bestieg er sein Roß und sprengte gen Cawnpur, — sechs Stunden nachher war die Stadt ringsum von einer Postenkette der Sepoys umgeben, die der Nena selbst aufgestellt und revidirt hatte.

Jede der Abtheilungen war von Einem seiner Vertrauten, Einem jener furchtbaren Cohorte befehligt, die er selbst sich gezogen, den Männern von Stahl und Eisen, den gebornen Feinden der Engländer, bis auf Gibson, den Tigerjäger, den die Liebe zu seinem Zögling, der gewohnte Gehorsam, gleichgiltig gegen sein Vaterland gemacht hatte.

Als der Nena wieder im Schloß zu Bithoor anlangte, ließ er den unglücklichen Bruder seines Weibes kommen.

„Edward O'Sullivan, mein Bruder," sprach er zu ihm — „die Stunde der Vergeltung ist gekommen, die uns noch ein Mal die bösen Götter aus der Hand gewunden, in der wir sie hielten. Freue Dich, Bruder Margarethens! Bei dem Tod, der im Verborgenen trifft, ehe der Mond wechselt, will ich die Zunge des Verräthers ausreißen und Dir geben, will ich seine Arme unter tausend Martern vom Leibe hauen und an die Stelle der Deinen setzen, und wehe Dem, der es noch ein Mal wagt, dem Tiger von Bithoor seine Beute streitig zu machen!"

Ein drohender furchtbarer Blick streifte bei den Worten das ruhige feste Auge des Arztes, dem der Nena sonst mit großer Achtung und Freundschaft begegnete.

Von diesem Augenblick an durfte der Verstümmelte den Nena nicht mehr verlassen.

Gleich seinem bösen Dämon stand Anarkalli die Bayadere an der Seite des Bahadur. Sie genoß seines vollen Vertrauens und er pflegte stundenlang geheime Unterredungen mit ihr. Das in ihrem Haß jetzt wie einst in ihrer Liebe leidenschaftliche Weib schien sich zu vervielfältigen im Dienst dieses Herrn und ihrer Rache. Mit geheimem Schmerz und wachsender Besorgniß sah der deutsche Arzt, wie sie täglich Spione aus Cawnpur empfing und wiederholt selbst unter unkenntlichen Verkleidungen auf halbe Tage oder Nächte verschwand, und wenn sie wieder-

kehrte, der höllische Triumph des Hasses auf ihrem schönen Gesicht lag.

Sie war ganz die Sutha, die Verlockerin, die Lieferantin der unglücklichen Opfer — aber nicht mehr des einzelnen Opfers, das sie unter den Küssen der Wollust dem drohenden Seidentuch überlieferte, — nein, ein Dämon im Großen, der seinem Herrn und Gebieter eine ganze Bevölkerung, tapfere Krieger, edle Frauen, unschuldige Kinder zu liefern bemüht war.

Der Arzt erbebte, wenn er sie sah, sie, deren Leib er einst begehrend umfangen in der Würgerburg der Wüste, ehe eine heilige und keusche Liebe seine Seele erfüllte. Er wußte, daß sie jenem furchtbaren Bunde angehörte, daß sie eine Sutha sei, aber hätte er geahnt, daß der Mann, dem sie und er dienten, das Oberhaupt dieses Bundes war, er hätte auch die letzte Hoffnung aufgegeben, die er jetzt noch hegte, auf das Herz des Nena zu wirken in der Stunde der Noth.

In der Nacht des Tages, an dem der Peischwa, denn diesen Titel gaben ihm jetzt Alle, die sich ihm nahten, die Postenkette um Cawnpur besichtigt hatte, sah man in der Stadt eine große Feuersbrunst — auch das letzte der drei Nativ-Regimenter 5, 31 und 56, welche mit den Sikhs die Garnison von Cawnpur ausgemacht, zündete seine Bungalows an und ging zu den Empörern über.

General Wheeler erkannte die Unmöglichkeit, die Stadt zu halten. Nach kurzem Kriegsrath wurde, hauptsächlich auf den Rath der tapfern Offiziere Ashe, Moore und Halliday, deren Namen der Leser zum Theil bereits in diesem Buche begegnet ist, beschlossen, selbst das Fort aufzugeben, als dem Geschützfeuer zu sehr ausgesetzt, und das auf dem höchsten Punkt des Ufers belegene Lazareth mit der anstoßenden Kaserne zu befestigen.

Hierhin zog sich General Wheeler mit seinen geringen Streitkräften zurück, — etwa 50 englische Artilleristen, 80 Mann, die ihm nach der Unterdrückung des ersten Aufstandes in Lucknow Sir Henry Lawrence unter dem Kommando der Lieutenants Thompson und Delafosse zu Hilfe gesandt, und an 50 Offizieren verschiedener Regimenter, die, aus ihren Garnisonen vertrieben, sich hier versammelten, nebst den europäischen Beamten und Kaufleuten der

Stadt. Die Zahl der waffenfähigen Europäer betrug etwa 250 bis 260, die Zahl der Frauen und Kinder, die zu ihnen gehörten: 240.

Noch während der Krankheit des Nena, in der letzten Hälfte des Mai, hatte General Wheeler durch einen Indier einen anonymen Brief erhalten, in welchem ihm der Schreiber in englischer Sprache anbot, die Frauen und Kinder sicher nach Allahabad geleiten zu wollen, und versicherte, daß Baber Dutt, der Bruder des Peischwa, diese Flucht gestatten wolle. Die Handschrift schien dem General nicht unbekannt; — als Editha sie sah, wurde sie tief bewegt, denn sie hatte einen gleichen Brief erhalten — aber zu aufopfernd und edel, um ihre Verwandten in der Stunde der Gefahr zu verlassen, verschwieg sie, daß sie wohl wußte, man könne auf die Redlichkeit des Schreibers bauen, und General Wheeler, die Gefahr nicht so groß wähnend und sicher auf baldigen Ersatz hoffend, schlug das Anerbieten aus. Nur eine Frau mit zwei Kindern fand sich an der im Briefe bezeichneten Stelle ein; — sie wurde von Ralph, dem Bärenjäger, und Gibson empfangen und über die Wachen der Sepoys hinaus an die Ufer des Ganges gebracht, wo sie ein Schiff aufnahm und sicher nach Allahabad brachte.

Diese Bewilligung war das Geschenk Baber Dutts an den deutschen Arzt, für die Pflege seines Bruders, und Walding verstand wohl die Warnung in den Worten des Nena. Er vermochte Nichts mehr zu thun und mußte das Weitere dem Willen Gottes überlassen.

Die Verschanzung der Briten in Cawnpur war 500 Fuß lang, und 200 Fuß breit und von 16 leichten Kanonen vertheidigt, aber leider schlecht mit Munition und Lebensmitteln versehen. Der Nena wußte, daß zwischen diesen Wällen sein Todfeind Rivers sich befand, dem sein Stolz nicht erlaubt hatte, bei Zeiten sich zu retten, obschon er fast von Allen seit jener entsetzlichen Erklärung auffallend gemieden wurde.

Vergeblich hatten daher die Empörer von Lucknow auf die Hilfe des Peischwa gerechnet und Botschaft an ihn gesandt; nicht um den Besitz von ganz Indien wäre der Srinath von der Stelle gewichen, wo er sein Opfer wußte.

Am 5. Juni zog Nena Sahib unter dem Triumphgeschrei

des fanatisirten Volkes, das ihn als seinen Helden, als den Befreiers Indiens begrüßte, in Cawnpur ein. An seiner Linken ritt Edward O'Sullivan, dessen Pferd die riesige Gestalt Ralphs, des Bärenjägers, führte. Achttausend Sepoys, Reiter und Fußvolk mit 35 Kanonen begleiteten ihn.

Die Engländer im Innern ihrer Verschanzungen hörten das Geschrei des Pöbels, sie sahen von den Parapets ihrer kleinen Bastion die drohende Wolke der Feinde sich gleich einer Schlange um die Stadt im Halbkreis ringeln, dessen Sehne die breite Fläche des heiligen Stromes war. Auf die Waffen und Schaufeln gestützt, mit denen die Abtheilungen abwechselnd seit zwei Tagen und zwei Nächten an den Verschanzungen gearbeitet, Frauen und Kinder helfend, Erde und Steine herbei zu tragen, schauten sie mit trotzigem Blick auf diese Masse, die sie wie ein Atom in ihrer Umarmung zu erdrücken drohte.

General Wheeler selbst, angegriffen von den Anstrengungen und Bewegungen der letzten Tage, gebrochen in seinem Innern von Besorgnissen und dem Vorwurf, blind gewesen zu sein gegen die drohende Gefahr, lag krank in den gewölbten Räumen des Lazareths, von seiner Tochter und seiner Nichte gepflegt, während sein Sohn die Dienste eines Adjutanten versah und mit seinen Kameraden die Armirung der kleinen Wälle leitete.

Noch in der Nacht begann der Kampf, indem die Artillerie des Nena ihr Feuer gegen die Verschanzung eröffnete.

Der Nena selbst hatte nicht in einem der Häuser oder Paläste von Cawnpur Wohnung genommen, sondern sein Zelt an der Stelle des frühern Bungalow des Residenten Rivers aufgeschlagen, jenem Ort der Schande und des Verderbens unschuldiger Geschöpfe — dem Ort des schändlichen Gefängnisses der Frau, die er allein geliebt auf der Welt.

Hier, auf seinen Teppichen sitzend, in die weißen Mousselin-Gewänder mit dem rothen Zeichen auf der linken Seite gehüllt, den Tilluk auf der Stirn,[1]) die mit Perlen und Edelsteinen bedeckte Houkah zwischen den Lippen, brütete er finster, seine rollenden Augen auf den Dampf der Batterieen geheftet, über seiner Rache.

---

1) In dieser Stellung zeigt ihn das in Europa bekannt gewordene Bild.

Dann wieder sprang er plötzlich empor, verlangte sein Pferd und umkreiste in rasendem Galopp die kleine Veste, die seinen ganzen Haß einschloß, und entflammte seine Krieger mit Belohnungen und Drohungen zu neuen Anstrengungen.

Die Kanonade dauerte mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag fort. Die große Geschicklichkeit der europäischen Artilleristen wurde durch das schwerere Kaliber der Artillerie des Nena wieder aufgewogen, die aus größerer Entfernung feuern und sich dadurch vor den wohlgezielten Schüssen der Belagerten sichern konnten, nachdem sie in dieser Beziehung blutige Erfahrungen gemacht hatten.

Dagegen thaten fortwährend die Endfield=Rifles der Engländer den Sepoys bedeutenden Schaden. Die zahlreichen Offiziere, sämmtlich mit dieser furchtbaren Waffe versehen, schossen mit großer Sicherheit und auf weite Entfernung, und wo sich ein Sepoy unvorsichtig zu zeigen wagte, war er die sichere Beute der Schützen.

Der Tag verging unter diesem gegenseitigen Plänkeln — Jedermann begriff, daß es nur das Vorspiel eines blutigen Ernstes war.

Das Kommando hatte Oberstlieutenant Stuart übernommen. Die Journale haben uns einen Theil der Namen der tapferen Vertheidiger der improvisirten Veste mit ihrem blutigen Geschick aufbewahrt.

Außer Oberstlieutenant Stuart und den beiden Wheeler gehörten dazu Major Conelly und Moore, die Capitaine Ashe, Lowe, Forbes, der Brevet=Capitain Edward Delafosse, Lieutenant Sanders und Halliday, der Quartiermeister Follington, Doctor Tod=Brice, Oberst Williams, die Offiziere Brigh, Jack, Lindsay, Prout, Sir George Parker, Quin, Redmann, Supple, Rugnolds, Brole, Smith, Eckford, Dampster, Jarvis und Chalneus. Unter den Frauen befanden sich die Tochter des General Wheeler und seine Nichte, Miß Editha Highson, sowie Miß Soldie, eine schöne und reiche Erbin. —

Der Tag ging rasch in die Nacht über und die Belagerten stellten ihr Feuer ein, um nicht ihre ohnehin geringe Munition unnütz zu schwächen, während der Feind in seiner Kanonade fort=

fuhr. Oberstlieutenant Stuart befahl, die sechszehn Kanonen des Forts mit Kartätschen zu laden. Im Schutz der Dunkelheit gelang es, sechs von dem kleinsten Kaliber auf das flache Dach der Kaserne und des Hospitals zu schaffen. Die Posten waren verdoppelt, die nicht im Dienst befindlichen Männer nahmen einige Nahrung zu sich oder warfen sich im Schutz der massiven Mauern auf den Boden, ihre Waffen zur Seite, um einige Ruhe zu suchen nach den Anstrengungen des Tages und der Nacht.

Von Zeit zu Zeit schlug eine Vollkugel der nächsten Hindu-Batterie gegen die festen Mauern oder fuhr in den Erdwall, die Bresche erweiternd, die das Feuer des Tages bereits darin gerissen. Eine Anzahl von Männern, von zwei zu zwei Stunden sich ablösend, war unter Leitung des Lieutenant Halliday beschäftigt, die schmale Schranke auszubessern, die nebst ihrem Muth sie allein vor den Säbeln der Feinde schützte.

Der Offizier, dessen Leichtsinn und Uebermuth wir einst die religiösen Gebräuche der Sepoys beleidigen und nicht wenig zur Schürung des geheimen Feuers beitragen sahen, erfüllte jetzt mit der größten Aufopferung und Kühnheit seine Pflicht.

Es mochte gegen 11 Uhr sein, als zwei Frauengestalten in schwarze Mantillen gehüllt, aus der Thür des Hospitals traten, in dem die Kranken, die Frauen und Kinder untergebracht waren. Sie trugen kleine Körbe am Arm und trippelten über den freien Platz hinweg nach dem Wall, an dem die dunklen Schatten der arbeitenden und wachehaltenden Männer sich abzeichneten.

In der Nähe der Bresche trat ihnen ein Offizier entgegen. „Was wollen Sie hier, meine Damen? Es ist Befehl gegeben, daß die Frauen das Hospital nicht verlassen sollen. Der Platz hier ist gefährlich, der Feind hat sein Feuer noch nicht eingestellt und es könnte eine Kugel hier einschlagen. Kehren Sie zurück in das Gebäude."

Die Stimme machte eine der Frauen erbeben. „Lieutenant Sanders," sagte sie leise, „wird uns nicht hindern wollen, auch unsererseits eine Pflicht zu erfüllen. Wir wollen jenen Männern, die so angestrengt für unsre Sicherheit arbeiten, eine Stärkung bringen."

„Ei was, glauben Sie es nicht, Sir, das ist blos ein Vor-

wand," lachte die silberhelle Stimme der jungen Miß Wheeler — „Hugh schnarcht wie ein Bär, und die Angst und Neugier litt uns nicht länger in dem Zimmer des Generals. Alle anderen Räume sind mit Menschen und erstickender Luft gefüllt. Wir wußten Personen hier außen, die wir lieben, und an deren Wohl wir gewisse Verpflichtungen haben Theil zu nehmen — das ist die Ursach, daß wir die Ordre brachen."

Der Offizier hatte bei dem ersten Wort, das sie sprach, seine Verlobte erkannt. Nach jener Erklärung im Garten des Palastes zu Bithoor hatten die eingetretenen Ereignisse, die militairischen Pflichten, aber auch die absichtliche Sorge der Dame selbst jedes weitere Gespräch unter vier Augen bisher verhindert, ja Editha hatte es selbst so viel als möglich zu vermeiden gewußt, ihn zu sehen, und die Verhältnisse, die von Tage zu Tage wachsende, alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Gefahr hatte ihrer Umgebung unmöglich gemacht, die eingetretene Spannung und Kälte zu bemerken.

So war es das erste Mal, daß der Offizier der Geliebten ohne andere Zeugen als ihre Cousine nahe war.

„Miß Highson," sagte er mit einiger Verlegenheit, „wird sicher meine Besorgniß desto mehr gerechtfertigt finden, nachdem ich sie erkannt. Ich kann nicht dulden, daß sie sich solcher Gefahr aussetzt. Ich danke ihr auf das Innigste für diesen Beweis ihrer Theilnahme, die ich kaum erwartet hätte."

„Meine Theilnahme, Sir," entgegnete Editha kalt, „gehört jedem unserer tapferen Vertheidiger in gleichem Maße. Wir sind die Töchter von Soldaten und hegen keine Furcht."

„Und wollen auch die Frauen von solchen werden, wenn der abscheuliche Nena uns nicht etwa Alle den Hals abschneidet, ehe der Entsatz kommt," spottete die junge Miß. „Ich für meinen Theil gestehe, daß ich den ganzen Tag wie Espenlaub gezittert habe, obschon ich eine Generalstochter bin. Editha hat alle Mühe gehabt, mich zu bereden, mit ihr zu gehen, und ich sehe daher gar keinen Grund, jetzt zu verschweigen, daß unser Gang hauptsächlich einer sehr unliebenswürdigen Person galt, die man Lieutenant Sanders zu nennen pflegt!"

Der Offizier erbebte freudig überrascht. „Wie, theure Editha, — darf ich glauben ...."

„Ich wünschte allerdings, Sie zu sprechen — wenn es sein kann, auf einige Augenblicke allein, und da dies nicht in dem Hospital geschehen kann, haben wir Sie aufgesucht."

„Und Sie scheuten die Gefahr der Kugeln nicht, Sie ..."

Das Mädchen machte eine stolze und ungeduldige Bewegung mit der Hand.

„Wenn Sie Halliday oder etwa Forbes einen kleinen Wink geben wollen, daß ein Wesen wie Julia Wheeler in der Welt existirt und zwar in der Nähe dieser abscheulichen Erdhaufen," lächelte ihre Begleiterin, — „so wird sich vielleicht eine Gelegenheit finden, das tête-à-tête meiner hübschen und so erschrecklich ernsten Cousine nicht allzusehr zu stören."

„Das Feuer des Feindes hat nachgelassen, es fallen nur noch einzelne Schüsse," sagte der Offizier — „Halliday wird seine Anweisungen ertheilt haben und abkommen können. Ich eile, ihn zu rufen, indem ich bitte, mir Ihre freundliche Gaben anzuvertrauen."

Er nahm die beiden Körbe und ging nach der Bresche. Bald darauf kam er in Begleitung eines zweiten Offiziers zurück. Halliday, dieser war es, begrüßte erfreut die Tochter des Generals und zog sich mit ihr unter den Schutz der aufgehäuften Faschinen und Erdkörbe zurück, während Editha ihrem Verlobten einen Wink gab, ihr zu folgen.

Sie stieg furchtlos zum Parapet des Walles hinauf und ging auf diesem entlang trotz der dringenden Bitten des Offiziers.

„Ich wiederhole Ihnen, Sir, ich fürchte mich nicht, und vielleicht ist das Schicksal, hier von einer Kugel getödtet zu werden, ein glücklicheres, als das, was uns erwartet. Dieser Ort eignet sich am Besten, durch seine Verlassenheit zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe. — Schicken Sie den Mann dort fort!" sie wies auf einen Soldaten, der am nächsten Geschütz lehnte.

Der Offizier trat zu der Schildwacht, bedeutete ihr, daß er einstweilen den Posten versehen werde und schickte sie nach der Bresche hinunter, ihren Theil an den dorthin gebrachten Erfrischungen zu empfangen.

Als sie allein waren, wandte sich der Lieutenant zärtlich zu der Geliebten. „Theure Editha,“ sagte er, indem er ihre Hand zu fassen versuchte, „wie glücklich machen Sie mich durch die Vergebung eines Leichtsinns, der Sie betrübt hat. Ich schwöre Ihnen ...“

Die Dame zuckte ungeduldig die Schultern. „Keine Täuschung, Sir! der Grund, wegen dessen ich Sie aufsuchte, ist nicht der Wunsch, unser Gespräch von Bithoor zu erneuen. Mein Entschluß in dieser Beziehung ist gefaßt und ich bitte Sie, nicht wieder darauf zurückzukommen.“

„So wollen Sie niemals verzeihen, was ...“

„Hören Sie mich an, Sir, und beantworten Sie mir die Fragen, die ich an Sie thun will. Ich kenne Sie als einen tapfern, mit dem Charakter unserer Gegner vertrauten Soldaten. Was halten Sie von unsrer Lage? — aber antworten Sie mir, wie Sie einem Mann, einem Krieger antworten würden.“

Der Offizier zögerte einige Augenblicke. „Was ich Ihnen sagen könnte, ist nicht viel Tröstliches — ich fürchte, wir sind in einer bösen Klemme.

„Und der Ersatz, von dem mein Onkel spricht, auf den Alle hoffen?“

„Ich halte ihn für mehr als zweifelhaft. Die Ruhe in Lucknow ist trügerisch, eben so in Allahabad und Benares. Das Schlimmste ist, daß man die Gefahr unserer Lage nicht einmal ahnen wird.“

„Hat man denn keine Botschaft an unsere Freunde, an unsere Landsleute gesandt?“

Der Offizier machte eine bedauernde Bewegung. „General Wheeler, Ihr Oheim, Miß, hielt sich anfangs für stark genug, der Gefahr zu begegnen. Er glaubte nicht an die rasche Ausdehnung der Meuterei und an den Verrath aller seiner Truppen. Es war ein Unglück, daß wir das Sikh-Regiment marschiren ließen. Als er erkannte, daß Cawnpur nicht zu halten war, da war es zu spät und alle Verbindung durch die Empörer abgeschnitten.“

„Und glauben Sie, daß, wenn die Nachricht von unsrer gefährdeten Lage auf eine oder die andere Weise nach den benach-

barten Garnisonen gelangen könnte, wir uns so lange zu halten vermöchten, bis Entsatz eintrifft?"

„Es wird Alles darauf ankommen, Miß, wie bald uns dieser Entsatz wird. Seit vier Tagen, seit die geringe Unterstützung von Lucknow angekommen, ist uns jede Verbindung nach außen abgeschnitten — wir wissen nicht, wie die Verhältnisse stehen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben."

Die Miß sann eine Weile nach. „Sie wissen, Sir," sagte sie dann, „daß vor acht oder zehn Tagen dem General das Anerbieten gemacht wurde, alle Frauen und Kinder sicher nach Allahabad zu geleiten?"

„Ich weiß es, und ich bedaure jetzt schwer, daß ich nicht ernstlicher in Sir Hugh drang, das Anerbieten anzunehmen."

„Aber wissen Sie auch, von wem dieses Anerbieten ausging?"

„Das Schreiben war anonym — wahrscheinlich von einem der Babu's, die uns verpflichtet sind und auf die Zukunft rechnen. Vielleicht auch war es eine Falle, und die unglückliche Mistreß Mac-Pherson hat für ihre Eile, uns zu verlassen, büßen müssen."

„Der Vorschlag war aufrichtig und wahr. Ich kenne Den, der ihn machte und vertraue ihm.

„Wie Miß — Sie kannten ihn — und Sie zögerten, sich und Miß Wheeler zu sichern?"

„Unsere Stelle ist an der Seite unserer Verwandten."

„Und wer war es — wenn ich fragen darf?"

„Es war ein Mann, der sich Ihnen und mir bewährte in der Stunde der Gefahr — ein Edler, der zehnfach sein Leben gewagt hat, die Ehre und das Leben Editha Highsons zu schützen — derselbe, dessen Rath uns allein aus den Händen des Nena rettete, als wir der Rache zum Opfer fallen sollten für die fluchwürdige That, mit der man sein Herz zerrissen."

„Doctor Clifford — ein Verräther seiner Landsleute, das Werkzeug und der Vertraute des Nena, unser Feind?"

„Clifford oder Walding," sagte die Miß mit Festigkeit, — „welchen Namen er auch führen mag, er ist ein edler Mann und vielleicht unser Gegner, aber gewiß nicht unser Feind!"



„Ich will nicht mit Ihnen streiten, Miß, aber — welche großen Dienste uns auch Doctor Clifford erwiesen hat, — ich liebe die Männer nicht, die ihrer Farbe, ihrem Glauben untreu und die Freunde unserer Feinde sind. Der Antheil des Doctors bei der Flucht des Sikhprinzen ist jetzt außer allem Zweifel.“

„Dennoch ist er der einzige Freund, den wir haben, und ich möchte nicht einen Makel auf seinem Andenken dulden. Er ist kein Engländer, und wenn ich manche seiner Worte richtig gedeutet habe, hat er von England schweres Unrecht erfahren; erinnern Sie sich auch, daß er nicht zu unseren Fahnen geschworen und den Dienst als Hospitalarzt nur stellvertretend auf den Wunsch meines Oheims übernommen. Nicht Jeder, der in seinen Freundschaftsbanden von seiner Farbe und seinem Glauben abweicht, verdient deshalb unser — Mißtrauen.“

Die Nacht verbarg die dunkle Gluth, die bei diesen Worten das Gesicht des Offiziers übergoß.

„Wessen sich Miß Highson so warm annimmt,“ sagte er nicht ohne Empfindlichkeit, „der muß auch in meinen Augen gerechtfertigt erscheinen. Darf ich fragen, in welchem Zusammenhang Doctor Clifford — unter anderm Namen kenne ich wenigstens den Herrn nicht — mit dieser Zusammenkunft steht? Ich darf Sie ohne genügenden Grund nicht länger an einer solchen Stelle einer Gefahr aussetzen, welche große Ehre auch für mich eine längere Unterhaltung mit Miß Highson ist.“

„Ich wiederhole Ihnen, Doctor Clifford ist der einzige Freund, und nach dem, was Sie mir über unsere Lage gesagt haben, vielleicht der Einzige, der uns retten kann. Ich habe viel über meine Pflicht nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie darin besteht, den geringen Einfluß, den ich vielleicht — auf Doctor Clifford besitze, zum Besten meiner Verwandten und Landsleute zu benutzen.“

„Aber was kann ich dabei thun, Miß?“

„Ich wende mich an Sie, Sir, — weil Sie allein den Edelmuth und die Aufopferung dieses Mannes würdigen konnten, und ich daher hoffte, Sie würden mir rathen und beistehen.“

„Ich begreife noch immer nicht, Miß, wie es mir möglich sein soll . . .“

„Ich habe ihm geschrieben," unterbrach ihn das Mädchen, „hier ist der Brief. Es ist nöthig, daß er heimlich in seine Hände gelange. Vielleicht kennen Sie unter der Garnison einen Mann, der Kühnheit und Gewandtheit genug besitzt, sich in das feindliche Lager zu wagen und diesen Brief zu überbringen."

Der Offizier sann einige Augenblicke nach. Wie unangenehm es ihm auch persönlich sein mochte, zu einem Verkehr seiner Verlobten mit einem Mann die Hand zu bieten, dessen biedere und treue Hingebung für ihn den Charakter einer beschämenden Last anzunehmen begann, in dem er unwillkürlich den Nebenbuhler ahnte, so fühlte er doch, daß es zu wichtig sei, im feindlichen Lager Verbindungen zu haben, als daß er nicht jedes Bedenken hätte unterdrücken sollen.

„Weiß der General, Ihr Oheim, um Ihre Absicht, Miß?"

„Keine Seele — ich habe kein Recht dazu, Geheimnisse, die wir Beide allein über Doctor Clifford wissen, zu verrathen, und je weniger Personen um meine Absicht wissen, desto besser wird es für deren Erfolg sein."

„Wohlan denn — wenn Sie nicht mich oder einen andern Offizier mit der Botschaft betrauen wollen — so kenne ich nur einen einzigen Mann, der mir Kühnheit und Schlauheit genug zu haben scheint, um den gefährlichen Gang mit einiger Aussicht auf Erfolg zu unternehmen."

„Und wer ist dies?"

„Der Soldat, den ich so eben von diesem Posten entfernte — Mickey, den irländischen Sergeantmajor Stuarts — Sie müssen den dummdreisten und dabei doch unendlich schlauen Burschen, der überall ist, bemerkt haben."

„In der That, ich glaube ihn zu kennen. Versprechen Sie ihm jede Belohnung. Damit Sie wissen, was dieser Brief enthält, Sir, bitte ich Sie, ihn zu lesen."

„Sie werden erlauben, daß ich mich dessen weigere, Miß," erwiederte der Offizier stolz. „Ueberdies wird es nöthig sein, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, womöglich noch in dieser Nacht."

„Das eben dachte ich — die Bitte, daß Sie Kenntniß nehmen möchten von dem Inhalt dieses Briefes, entsprang aus dem

Wunsch, Ihrer reifern Erfahrung das unterzulegen, was ich von Doctor Clifford erbitte."

„Es wird genügen, wenn Sie mir die Ehre anthun, es mir mündlich zu sagen."

„Ich bat ihn, mir auf irgend einem Wege Nachricht zukommen zu lassen, ob wir von Allahabad und Lucknow Hilfe zu erwarten haben. Vielleicht ist es ihm möglich, den Maharadschah, dessen Gunst und Vertrauen er zu besitzen scheint, zum Rückzug zu bewegen."

Der Offizier schüttelte den Kopf. „Wenn der Orientale die Uebermacht hat, pflegt er sie auf das Grausamste zu brauchen. Erinnern Sie sich, Miß, daß der Todfeind des Nena sich in unserer Mitte befindet."

„Und sollten wegen des Einen, der ein Bösewicht ist, so viele Unschuldige leiden?"

„Es ist wahr — Major Rivers hat es etwas arg gemacht — indeß, er ist ein Engländer, und unsere Ehre gebietet uns, ihn zu schützen. Bei Jove! — ich wünschte, wir würden auf andere Weise ihn mit guter Manier los — das Gesicht der armen wahnsinnigen Frau in ihrem Sarg könnte mir den Arm fesseln, wenn ich einen tüchtigen Hieb gegen einen dieser schwarzen Halunken thun will. Doch da kommt unser Mann zurück, den ich Ihnen empfohlen habe. Wenn ich ihn recht kenne, ist er keineswegs der Bursche, ein Abenteuer dieser Art auszuschlagen."

In der That kam Mickey, der Sergeantmajor und Proviantmeister des 31. Regiments, von dem Theile des Walles langsam dahergeschlendert, dem sich die beiden Damen zuerst genaht hatten.

Der Irländer hatte — seit die Leser des Romans „Sebastopol" ihn in der Redoute von Inkerman und in den Schützengruben vor dem Malachof kennen gelernt — sich nicht verändert, etwa daß er brauner und magerer von der Sonne Indiens geworden war und in seiner neuen Charge ein höheres Air anzunehmen suchte, das ihm manchmal sehr komisch stand. Er kam jetzt daher, eine Flasche in der Hand, deren Löwenantheil er auf irgend eine Weise seinen Kameraden abzulisten verstanden hatte.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sie prüfend gegen den Himmel haltend, und dann wieder einen Schluck daraus nehmend.

„Akuschla, mein Liebling," sagte er, behaglich sie streichelnd wie ein kleines Kind. „Der Rum, den die schwarzen Höllenhunde brauen, ist wahrhaftig ein nützliches Getränk, um die Augen offen zu halten in solcher vermaledeiten Nacht! — Jedem das Seine — der Lieutenant hat da so 'nen schmucken Unterrock, wie nur je einer um die Waden von Betty O'Flanaghan gehangen hat — bei Jäsus! es ist billig, daß ich für den Rest der Wache die Flasche behalte."

Er war unterdeß herangekommen und blieb in einiger Entfernung von dem Paar stehen, bis der Lieutenant ihn näher rief.

„Mickey Free," sagte er, „es giebt zehn Pfund zu verdienen, und uns Allen einen großen Dienst zu leisten, der vielleicht die Garnison retten kann, wenn Ihr einwilligt."

„Jäsus — zehn Pfund sagen 'r Gnaden? So viel Geld hat meiner Mutter Sohn lange nicht beisammen gesehen. Und was soll ich thun dafür? Soll ich dem Kerl, dem Nena, vielleicht den Schädel mit meinem Kolben einschlagen?"

„Nicht ganz so viel, Sergeantmajor. Ihr sollt blos einen Brief überbringen."

„Und an wen? wenn's 'r Gnaden gefällig ist?"

„Ihr erinnert Euch an Doctor Clifford?"

„Gott mein Härre werd' ich nicht? — Er pflasterte mir meinen Kopf zusammen, als ihn der Schurke Corporal O'Connas vom 56sten wegen der kleinen Merry, der Kammerjungfer, eingeschlagen hatte. Aber so wahr meiner Mutter Beine den besten Hopser tanzten, der je in Galway getanzt worden ist, ich tränke es dem Burschen ein."

„Ihr versteht das Hindostani etwas?"

„All' Ihr Heiligen — was werd' ich nicht? Muß ich nicht für Oberst Stuart und die Offiziere mich genug herumzanken mit den schwarzen Hallunken, um alle Tage eine Mahlzeit auf den Meßtisch zu stellen?"

„Ich meinte, ob Ihr genug Hindostanisch verständet, um Euch allenfalls in das Lager der Rebellen wagen zu können, ohne sofort erkannt zu werden?"

Der Irländer kratzte sich hinter den Ohren. „In das Lager der Pandy's,[1]) meinen 'r Gnaden?"

„Ja wohl — der Mann, den Ihr zu sprechen suchen, und dem Ihr den Brief übergeben sollt, ist Doctor Clifford und er befindet sich in der Nähe des Maharadschah von Bithoor."

„Je. nun — wenn's nicht anders sein kann — ich glaube, die Schufte mögen mich noch am besten leiden von Allen, die weiße Gesichter haben. Muschla — ich habe da einen Kerl, — er nennt sich Nudschur Dschewarri, wenn ich das Kauderwelsch recht verstehe, den könnt' ich beinahe einen Freund heißen, wenn der Halunke ein Christenmensch wäre. So ist er freilich Nichts, als ein schmutziges schwarzes Vieh. Aber das thut Nichts — er war der beste Corporal im ganzen Einunddreißigsten."

„So wollt Ihr das Abenteuer wagen? Es handelt sich darum, sobald als möglich den Brief in des Doctors Hände und uns Antwort zu bringen."

„Heiliger Sankt Patrik, was werd ich nicht. Wenn 'r Gnaden mir nur Urlaub verschaffen wollen, damit ich nicht als Ausreißer gelte, will ich wahrhaftig den Rauch von des Nena Houkah in der Nase haben, eh' noch der Kerl seinen Rosenkranz beten kann!"

„Ich werde sofort für Eure Ablösung sorgen und Euch bei Oberst Stuart rechtfertigen. Trefft demnach Eure Vorbereitungen, um einen günstigen Augenblick benutzen zu können. Vertrauen Sie gefälligst dem Mann den Brief an, Miß, und lassen Sie uns gehen."

„Wenn ich den Sergeantmajor recht verstanden habe," sagte Miß Editha, — „so will er sogleich sich auf den Weg machen. Lassen Sie mich hier bleiben, Sir, indeß Sie einen Mann zur Ablösung befehlen."

Der Offizier verneigte sich schweigend und entfernte sich, — er verstand, daß die Dame mit dem Boten allein zu sein wünschte.

---

1) Schimpfnamen, den die englischen Soldaten den empörten Sepoys gaben, nach dem Ersten (Mungul Pandy), der wegen Verdachts der Meuterei gehängt wurde.

Diese benutzte in der That die Gelegenheit.

„Wenn Sie Doctor Clifford sprechen, mein Freund, so geben Sie ihm diesen Ring zurück, er wird ihm zeigen, wer Sie sendet, und sagen Sie ihm, daß ich all' meine Hoffnung auf ihn gesetzt habe und daß — wenn seine Anstrengungen uns nicht zu retten vermögen, Editha Highson auch in der Stunde des Todes seiner noch mit Achtung und Freundschaft gedenken wird. Gott geleite Sie auf dem gefährlichen Wege und sei Ihr Schutz!"

Der Irländer, mit mehr Takt und Gefühl, als man seiner rohen Natur hätte zutrauen sollen, beugte sich über die Hand, die sie ihm reichte, und küßte ehrerbietig ihre Fingerspitzen.

„Ich will drei Mal länger im Fegfeuer braten, als Pater O'Donnoghue, der alte habsüchtige Hund, mir in meiner Jugend zugesprochen wegen der paar lumpigen Aepfel, die ich aus dem Priestergarten stahl, wenn ich nicht jetzt lieber den Brief besorge, seit ich weiß, daß er von Ihnen kommt. Merry Dikson, der jungen Lady Kammerjungfer, hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt, und die schwarzen Bursche sollen Mickey Free in einem Oelkessel sieden, wenn er sich nicht dankbar beweist für die Freundlichkeit, die Sie gegen das arme Mädchen gehabt haben. Sollten die Pandy's mir ihren Hanf zu kosten geben, so mögen Ihr Gnaden der armen Merry sagen . . ."

Eine Hand legte sich auf seinen breiten Mund — eine dunkle Gestalt, wie aus der Erde gestiegen, erhob sich zwischen dem Geschütz und der Brustwehr aus dem tiefen Schatten, der sie bisher den Blicken der Sprechenden verborgen.

„Still — keinen Laut!" flüsterte die Stimme des Fremden, mit den englischen Worten wenigstens die Erschrockenen beruhigend, die anfangs einen eingedrungenen Feind zu sehen geglaubt. „Nieder auf den Boden, Miß Highson, damit Ihr lichtes Kleid uns nicht verräth! Keine Bewegung — so lieb Ihnen Ihr Leben ist!"

Der Fremde hatte Beide in den Schutz der Brustwehr gedrückt. An der Stimme erkannte jetzt die Dame den Sprecher. „Major Rivers . . ." flüsterte sie erstaunt und bestürzt.

„Er ist es, Lady, und bedankt sich für die freundliche Rücksicht, die Sie auf seine Sicherheit nehmen," sagte der Resident spöttisch.



„Jedenfalls will ich freundlicher auf die Ihre bedacht sein. Blicken Sie durch die Enceinte der Brustwehr dort hinaus nach dem Fluß zu. Was sehen Sie?"

„Die Nacht ist zu finster," entgegnete erschrocken das Mädchen, — „nur die vielen Feuerfliegen erhellen das Dunkel der Mangobüsche zwischen hier und dem Ufer."

„Sie irren, Miß — das sind keine Leuchtkäfer, sondern die Luntenflinten der schwarzen Schurken, die nach Ihrem Leben trachten so gut als nach dem meinen. Ehe fünf Minuten vergangen sind, werden wir sie hier haben — nein — Goddam! sie sind näher, als ich dachte!"

Er riß die Lunte, die in der Erde steckte heraus und sprang empor. „Der Feind, Kameraden! — Zu den Waffen! zu den Waffen!" schrie er mit aller Kraft seiner Lungen. Im selben Augenblick zischten ein Dutzend Flintenkugeln um ihn her, ohne ihn zu treffen, und ein wildes Geschrei, als sei eine Legion von Teufeln losgelassen, erfüllte die Luft.

„Wartet Kanaillen — ich will Euch die Ueberraschung verderben!" murmelte der Major, indem er die Lunte hob.

Im nächsten Moment sprühte ein Feuerstrahl aus der Enceinte des Walles und ein Hagel von Kartätschen rasselte über den Boden jenseits des schmalen Grabens, den die kleine Besatzung am ersten Tage des Rückzuges rings um die unsichere Verschanzung aufgeworfen.

Ein Stöhnen des Schmerzes, der Jammerruf der Sterbenden und Verwundeten antwortete dem Schuß, der wohlgezielt in die dichtesten Rotten der Anstürmenden getroffen hatte. Als die Sepoys sich entdeckt und die Besatzung zu ihrem Empfang vorbereitet sahen, — denn dem Schuß des Residenten folgte sofort eine Kartätschenladung von dem Dach des Hospitals, und von allen Seiten stürzten die Engländer auf die Wälle — brachen sie in Wuthgeschrei aus, und unter dem Schlachtruf: „Ram! Ram! Mahadeo!" stürzten sie sich in den Graben und begannen den Wall hinaufzuklimmen.

Zugleich ertönte auch von der Seite der Bresche her ein wildes Angriffsgeschrei.

Die Empörer hatten mit großer Schlauheit ihren Ueberfall

geleitet. Während den ganzen Abend über ein schwaches Feuer gegen die am Tage geschossene Bresche auf der Seite nach der Stadt zu unterhalten worden war, hatte das 31. Nativ-Regiment unterm Schutz der Dunkelheit und der Mango- und Rohrgebüsche sich am Ufer des Ganges bis an die entgegengesetzte Seite der Verschanzungen geschlichen, und war hier auf ein Signal vorgerückt, um die Briten, die sie von den Anstrengungen des Tages ermüdet glaubten, von hier aus zu überfallen. Nur der Umstand, daß das 31. Regiment auf Befehl des Gouverneurs bereits in den ersten Tagen des Juni entwaffnet worden und daher viele der Sepoys nur mit alten Luntengewehren versehen waren, verhinderte das Gelingen des Ueberfalls, indem die regelmäßige Bewegung der wandernden Funken zeitig genug die Aufmerksamkeit und den Verdacht des Major Rivers erregte, der, von den anderen Offizieren gemieden, sich finster und über Plänen zur Vernichtung seines Feindes brütend, im Schatten des Walles zur Ruhe niedergeworfen hatte.

Wahrscheinlich wäre außerdem der Ueberfall gelungen, da im Augenblick, wo die Vertheidiger nach dem zuerst angegriffenen Punkte eilten, eine starke Schaar sich auf die Bresche selbst stürzen und den Eingang erzwingen sollte.

Jetzt, da der Plan mißlungen, warf der Maharadschah, der sich mit seiner Cohorte selbst unter den Kämpfenden befand, seine Schaaren zugleich gegen die Befestigung und der Kampf begann auf der ganzen Ausdehnung der Erdwälle.

Es war ein Glück, daß die Kartätschenladung, welche der Resident zuerst dem heranschleichenden Feind entgegengesandt, diesen einige Augenblicke stutzen gemacht und sogleich durch das Feuer von dem Dach des Hospitals unterstützt worden war, denn die Stelle blieb mehrere Minuten lang nur von Rivers und dem Irländer vertheidigt, und — wie strafbar und schändlich auch sonst der Charakter und die Handlungsweise jenes Mannes sein mochten — er bewies sich, wie schon oft im Augenblick der Gefahr, als ein kühner und tapferer Soldat, der, ohne seines Lebens zu schonen, mit der größten persönlichen Bravour Umsicht und Entschlossenheit vereinigte.

Das Geschütz noch ein Mal zu laden, daran war keine Zeit

zu denken. Der Major stieß mit seinem Degen den ersten Sepoy nieder, der an dem Wall emporkletterte, während Mick den Wischer der Kanone gleich einer Keule handhabte und auf die Köpfe der Emporklimmenden niederschmetterte, indem er sich nicht versagen konnte, jeden seiner Hiebe mit einem entsprechenden Ausruf zu begleiten.

„Ha — Freund Pandy," sagte er bei dem Blitzen der Schüsse — „ich glaube, ich kenne Dein vermaledeites schwarzes Fratzengesicht. Bei der Seele meiner Mutter, 'r Gnaden, es sind unsere Schelme vom 31sten, die undankbarer Weise auf mich schießen. Der Teufel gesegne ihnen die Mahlzeit. Wart, schwarzer Halunke, ich will Dich lehren, noch einmal Hühner zu stehlen, die für den Tisch der Sahibs bestimmt sind, damit ehrliche Leute in Verdacht kommen, als hätten sie das Geld dafür in die Tasche gesteckt. Ich sagte es Oberst Stuart gleich, daß er den Halunken hängen lassen sollte, aber er hörte auf guten Rath nicht. Nun muß ich selbst dem schwarzen Teufel den Kopf einschlagen!" Damit hatte er bereits das Wort mit der That vereinigt, und dem ehemaligen Hühnerdieb den Schädel zerschmettert.

Unterdeß waren zu der Stelle des ersten Allarms mehrere Soldaten und Offiziere herbeigeeilt und betheiligten sich an der Vertheidigung. Unter den Ersteren, die herzustürzten, befanden sich Sanders und Halliday.

„Um Gotteswillen — wo ist Miß Highson? ist sie verwundet?" Der Ruf des jungen Offiziers erregte in dem Herzen des Mädchens, das im Schutz der Brustwehr des Walles zu den Füßen der beiden tapferen Vertheidiger kauerte, den warmen Strom der früheren Gefühle, als sie sah, daß er, gleichgiltig gegen Tod und Gefahr, nur an sie dachte, und sie streckte die Hand nach ihm aus — aber Rivers, der einen Augenblick Zeit gewonnen, wandte sich zu ihr. „Fliehen Sie geschwind, Miß — die Gelegenheit ist günstig und dieser Platz wird bald zu heiß für Sie werden! Wenn es uns gelingt, den Sturm zurückzuschlagen, ist die Gelegenheit die beste für Ihren Boten, die er finden kann!" Er hob die Zitternde auf und trug sie den Wall hinab bis an den Eingang des Hospitals. Dann sah man ihn im Scheine der Laterne, die im Eingang brannte, seine Brieftafel aus

der Tasche ziehen, im dichten Kugelregen einige Zeilen kaltblütig auf ein Blatt schreiben, dies zusammenfalten und wieder in das Gefecht eilen.

Dies war jetzt, wie erwähnt, allgemein auf der ganzen Ausdehnung des Walles geworden. Die kleine Garnison vertheidigte sich mit eben so großer Tapferkeit als Ruhe und trieb die emporklimmenden Feinde mit Kolbenschlägen und der blanken Waffe zurück, während von den Dächern der Kasernen und des Hospitals herab ein scharfes verderbliches Feuer ununterbrochen auf die dunklen Massen der Stürmenden unterhalten wurde.

Die auf die Plateform des Hospitals geschafften leichten Geschütze erwiesen sich jetzt als ganz vortrefflicher Beistand und warfen ihren Kartätschenhagel mit unwiderstehlicher Gewalt in die Reihen der Feinde. Die Offiziere schlugen sich wie die Löwen des Landes, das ihre Nation wider Recht und Natur seit hundert Jahren unter ihre Füße getreten. Welche Anklage die Welt gegen die Tyrannei britischer Herrschaft, die Knechtung und Beraubung freier Völker — denen Gott einen andern Welttheil, einen andern Himmel und andere Blumen angewiesen! — auch erheben mag — jeder Einzelne des Volkes war ein Held an Muth und Aufopferung in dem Verzweiflungskampf um die Aufrechthaltung seiner Herrschaft.

General Wheeler hatte sich von seinem Krankenlager erhoben und leitete vom Eingang des Hospitals her die Vertheidigung. Das Geschrei der Kinder, das Geheul der Angreifenden, das Knallen der Flinten- und Pistolenschüsse, der scharfe Klang der blanken Waffen — dazwischen der Donner der schweren Geschütze — das Alles bot eine Verwirrung und einen Lärmen, der die Sinne betäubte. Und zwischen den pfeifenden Kugeln, zwischen diesem Höllengewühl eilten die Soldatenfrauen furchtlos hin und her, ihren Männern und Freunden Munition zutragend oder die Verwundeten unterstützend und in den Schutz der Gebäude zurückgeleitend.

Aber es waren nur Wenige, die diese Hilfe annehmen mußten oder vielmehr annahmen, denn mit der Bulldoggen-Natur, die dem Engländer inne wohnt, wichen die Soldaten, selbst aus mehreren Wunden blutend, nicht aus dem Kampf.

Von Zeit zu Zeit stieg eine Rakete von dem Dach der Kaserne, mit ihrem Funkenregen die Scene erleuchtend, oder eine Leuchtkugel warf minutenlang ihren hellen und so klaren Schein weit über die Gegend, daß auf ziemliche Entfernung jedes Gesicht deutlich erkennbar wurde.

In diesem Licht übersahen die höher stehenden Vertheidiger der kleinen Veste die Wogen von Feinden, die immer auf's Neue, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, gegen sie anflutheten.

Aber ein zweites emporflammendes Blaufeuer ließ diese geheimnißvolle Ursache deutlich erkennen — es war der Nena, der auf einem dunklen Pferde sitzend, umgeben von seinen Getreuesten, nicht weit von der Stelle, wo der erste Angriff geschehen, den Sturm leitete und Schaar auf Schaar gegen die Wälle sandte.

An seiner Seite stand ein Weib in der lockenden glänzenden Kleidung der Bayaderen. Ihr Auge war zufällig auf die Stelle des Walles gerichtet und ein lauter Schrei — selbst durch das Kampfgetöse hörbar — ertönte aus ihrem Munde.

„Dort — dort — da sind sie!"

Der Nena wandte sein dunkles Gesicht, seine Augen funkelten wie zwei Blitze herüber und kreuzten sich mit den Blicken seines Todfeindes, der einen Moment erbleichend zurücktrat.

Dann spornte der Maharadschah wüthend sein Roß, das mit gewaltigen Sprüngen durch den Kugelregen bis an den Rand des Erdgrabens setzte, der die Verschanzung umgab.

Aber so schnell das Roß auch war — die Bayadere blieb an seiner Seite, denn sie hatte neben dem Residenten den britischen Offizier erkannt, den ihre Liebe aus den unterirdischen Kerkern der Würgerburg befreit.

Die Augen der beiden Feinde blieben fest auf einander geheftet — der Resident streckte die Hand zurück. „Ein Gewehr — rasch — ein Gewehr!" zischte seine Stimme durch die fest auf einander gepreßten Zähne. Er wußte nicht, wer es ihm reichte — aber er fühlte die Waffe in seiner Hand und mit teuflischer Freude hob er sie zur Wange empor.

Der Nena streckte drohend die geballte Faust gegen ihn aus. „Verfluchter — Du mußt sterben!"

„So geh' voran!" Die Flinte lag fest und unbeweglich an der Schulter des Schützen — der Finger berührte den Drücker.

In demselben Augenblick erhob sich das Roß des Maharadschah zum Sprung — der Schuß krachte und Pferd und Reiter rollten übereinander in den Graben.

Der Resident warf zornig das Gewehr zu Boden. „Verdammt sei der Zufall!" Ueber den gefallenen Maharadschah her ballte sich ein Knäuel von Kriegern, mit ihren Leibern ihn deckend, kämpfend gegen die jubelnden Engländer, bemüht den Führer todt oder lebend unter der Last seines Rosses hervorzuziehen und ihn aus dem Getümmel zu schleppen. Aus diesem Gewühl tauchte ein funkelndes schwarzes Augenpaar, ein entstelltes Frauengesicht plötzlich vor Lieutenant Sanders auf — „Anarkalli!"

Die Lippen schienen sich zu einer Verwünschung zu öffnen — die Hand, mit einem Dolche bewaffnet, erhob sich und stieß nach ihm. Nur durch eine rasche Wendung entging er dem sicher geführten Stoß, der abgleitend leicht seine linke Schulter verwundete.

„Der Teufel hole das Weibstück! Muschla, meine Liebe, ich glaube, Ihr möchtet einen britischen Gentleman an Eurer Nadel da aufspießen. Geht zum Henker, schwarze Vettel!" Damit stieß der Irländer, der neben dem Lieutenant focht, ziemlich unsanft seine eigenthümliche aber wirksame Waffe gegen die Bayadere und stürzte sie von der Höhe des Walles hinab.

Faust an Faust, Auge in Auge wüthete hier der Kampf noch einige Minuten um den zu Boden gestreckten Hindufürsten fort, während der Ruf der Hindostani: „Der Peischwa ist erschlagen! Rächt den Peischwa!" an den anderen Stellen den Muth und den Eifer der stürmenden Sepoys minderte, während die rasch sich verbreitende Nachricht den Widerstand der Belagerten erhöhte — kurze Zeit noch und ihr Triumphgeschrei verkündete von mehreren Orten zugleich, daß der Feind im Weichen begriffen sei.

Das scharfe Auge des Residenten hatte recht wohl erkannt, daß das Bäumen des Pferdes im entscheidenden Augenblick wahrscheinlich seine mit so großer Sicherheit abgesandte Kugel verhindert hatte, ihr Ziel zu erreichen. Indem er mit einem abscheu-

lichen Fluch die Hoffnung aufgab, daß nur die Leiche seines Feindes der Lohn aller Anstrengungen seiner Krieger sein würde, benutzte er einen Augenblick des allgemeinen Ringens, sprang auf die Brustwehr und — den Hieb eines Säbels parirend — erfaßte er dessen Eigenthümer, einen kecken in fliegende orientalische Gewänder gehüllten und daran kenntlichen Hinduoffizier an der Kehle. Unter dem herkulischen Druck seiner Finger öffnete sich der Mund des Unglücklichen nach Luft schnappend, seine Augen verdrehten sich und die Arme hingen schlaff am Leibe hinunter, während der kräftige Arm des Briten ihn zu sich zog und über die Brustwehr in das Innere der Verschanzung schleuderte.

Eben so rasch hatte er den Arm des Irländers ergriffen und ihn aus dem Kampfgewühl gezogen, indem er den halb bewußtlosen Hindu ihm zuwarf.

„Du und ich, mein Bursche, haben genug hier gethan und können jetzt an unsere Interessen denken. In fünf Minuten werden die schwarzen Schufte uns für diesmal den Rücken wenden, also hilf mir diese Beute in Sicherheit bringen.“ Der Irländer hob den leichten Hindu wie ein Kind empor und schleppte ihn nach dem Hospital, aber Major Rivers, der ihm folgte, hielt ihn zurück.

„Nicht dorthin, Sergeantmajor — zuerst laßt uns unsere eigenen Geschäfte verfolgen — dem Galgen entgeht der Kerl nicht. Bindet ihm Hände und Füße — hier ist mein Tuch, und dann herunter mit seinem Rock und seinem Turban, und hülle Dich selbst darein.“

Mickey hielt erstaunt in der ihm befohlenen Arbeit inne und sah fragend auf den Offizier.

„Nun, verstehst Du nicht? Ich meine, wenn Du das Geschäft ausführen willst, das die Lady Dir aufgetragen, wird es hundert Mal leichter und sicherer sein, Du hüllst Dich in die Tschoga dieses Gentleman, als daß Du mit rothem Rock und steifer Halsbinde unter seine Gefährten läufst!“

Der Irländer schlug sich vor den Kopf. „Weiß Gott, ’r Gnaden, was meines Vaters Sohn für’n Dummkopf war! Sie haben Recht — so wird’s gehen, und es müßte mit dem



Infernalischen zugehen, wenn die Bursche mich nicht für einen der Ihren halten sollten!"

„So tummelt Euch, Sergeantmajor — Ihr müßt mit den Nachzüglern zugleich die Wälle verlassen."

Es bedurfte der Ermahnung nicht. Mickey streifte mit einer Gewandtheit und Eile den unglücklichen Hindu, einen Jemedar vom 31. Regiment, ab, die verrieth, daß wo es auf's Fouragiren, gleichviel ob in Kleidern oder Lebensmitteln, ankam — er in seinem Beruf war. In wenig Momenten hatte er Beinkleider, die Tschoga und den Turban und Gürtel des Hindu in der Hand und wollte beginnen, sich damit zu bekleiden.

Der Resident hatte nach dem Wall hin gehorcht und mit Befriedigung die wachsenden Zeichen von der Niederlage des Feindes vernommen.

„Ihr werdet am Besten thun, Kamerad," sagte er, „wenn Ihr die Verkleidung außerhalb des Walles anlegt, denn sonst könnte leicht eine Kugel oder ein Bayonnetstich eines der Unseren allen Euren Abenteuern im Voraus ein Ende machen. Für den Rath und die Hilfe, die ich Euch geleistet, fordre ich einen Dienst. Einstweilen nehmt diese Börse, Ihr werdet sie brauchen!"

„Euer Gnaden mögen befehlen. Ich sehe, die Leute haben 'r Gnaden verleumdet. Sie sind wirklich nicht so schlecht, als sie sagen."

Der Offizier biß sich auf die Lippe. „Wenn es Dir glückt, in der Stadt Dich aufzuhalten, und dem Doctor den Brief der Lady zuzustellen, so suche in das Haus des Babu Tippo Singh zu gelangen, den Du kennen mußt, und Nurjesan, seiner Tochter, dies Billet zuzustecken."

Der Ire sah ihn mißtrauisch an, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Den Teufel, 'r Gnaden — man erzählte sich so eine Geschichte in der Stadt, als ob 'r Gnaden dem Vater und der Tochter einiges Schlimmes zugefügt hätten."

„Narr! das Mädchen ist ganz auf unsrer Seite und wird uns helfen wo sie kann. Die schönste Hindu macht sich eine Ehre daraus, die Maitresse eines weißen Mannes gewesen zu sein. Doch nun fort oder es ist zu spät."

Sie eilten Beide, in dem Lärmen und Gewühl unbeachtet,

nach dem Wall zurück. Die Niederlage der Sepoy's war jetzt vollständig, und die Kanonen auf den Wällen, deren sich die Vertheidiger jetzt wieder bedienen konnten, beförderten mit jedem Schuß die Verwirrung und lösten jede Ordnung des Rückzuges zur wilden Flucht auf.

Den wüthenden Anstrengungen der Leibwächter des Nena war es gelungen, ihn bewußtlos und blutend unter dem Pferde und dem Leichenhaufen hervorzuziehen und fortzubringen. Als am Morgen die Belagerten sich aus den Verschanzungen wagten, von Major Rivers geleitet, dessen tapferes Verhalten bei dem Sturme der Nacht ihm wieder eine freundlichere Annäherung seiner Kameraden und Landsleute, bis auf Capitain Delafosse und einige Andere, gewonnen hatte, fanden sie nur das todte Roß des Maharadschah, und der Donner der Batterien verkündete ihnen bald, daß ihr unversöhnlicher Feind auf's Neue an ihrem Verderben thätig war.

Noch während des Sieges-Jubels der Soldaten half der Resident dem tapfern Irländer, ohne daß dieser nochmals mit Lieutenant Sanders gesprochen hatte, die Außenseite des Walls hinab gleiten. Wenige Augenblicke nachher war der Sergeantmajor, auf dem Leib über den mit Leichen bedeckten Boden weiter kriechend, den Augen des Nachschauenden entschwunden.

Indeß war dieser erste ermuthigende Sieg der Engländer nicht ohne schwere Verluste erkauft worden. Erst nachdem der Kampf geendet und wenigstens für diese Nacht jede Gefahr beseitigt war, konnte man sie übersehen, und das Hospital wurde in der That jetzt eine Stätte, die diesem Namen entsprach. Doctor Brice war in voller Thätigkeit, Wunden zu verbinden, die Blei und Stahl geschlagen, und die Frauen halfen ihm mit jener Sorge und Zartheit, die mehr noch als die Hand des Arztes die weibliche besitzt in diesem Geschäft. Aber gar Mancher lag draußen an den Wällen, dem weder die Sonde des Doctors, noch die Sorgfalt der Frauenhand helfen konnten, — kalt und todt, das starre Auge, das die Kameraden noch nicht Zeit gefunden, zu schließen, hinauf in den Nachthimmel gerichtet, an dem der Luftzug des Flusses den Pulverdampf in weißen Wolken davon trieb.

Unter diesen Leichen war Oberst Stuart, der wackere tapfere

Offizier, der den Kugeln und Bayonnetten im welterschütternden Kampf um die taurische Zwingburg glücklich entgangen, um an den Ufern des Ganges von der meuterischen Hand seiner eignen Soldaten zu fallen!

Das ist das Loos der Schlachten — der Würfel über dem Haupte des Kriegers! —

Doch glücklich die Todten aus dem ersten Heldenkampf um den Erdwall des Hospitals von Cawnpur!

Des Irländers Ende.

Die heiße und trockene Jahreszeit nahte ihrem Ende — sie dauert in Indien von Mitte März bis Mitte Juni — und die nasse — die Zeit der Regengüsse — mußte in wenigen Tagen eintreten.

Als Vorboten trübten bereits einzelne Wolken und Nebel den sonst so klaren Himmel, und unter ihrem Schutz war auch der Ueberfall des Nena auf die Verschanzung der Briten ausgeführt worden.

Der wackere Irländer, der noch Nichts von dem Tode seines alten Offiziers und Gönners wußte, da er sonst gewiß nicht das kleine Fort verlassen hätte, war glücklich über den Umkreis gelangt, innerhalb dessen noch wenige Minuten vorher das heiße Gefecht getobt hatte, nicht ohne daß er unterwegs den Vortheil mit der Ehre verband und einigen Leichen, an denen er vorüber kam, sorgfältig die Turbanbinden, die Gürtel oder Taschen plünderte. Nachdem er sich in das nächste Mangogebüsch geschlichen, machte er aus seiner Uniform ein Bündel, versteckte dies unter den Zweigen und zog die Kleider des gefangenen Sepoy-Offiziers an. Indem er sich Gesicht und Hände mit nassem Pulver einrieb, vermehrte er die Unkenntlichkeit des erstern, das schon Pulverdampf und Schweiß entstellt, noch mehr, und machte sich dann guten Muthes nach der Stadt auf den Weg.

Die kleine Verschanzung der Engländer um das Hospital

lag auf der Nordseite der Stadt, unfern der Straße von Bithoor. Mickey wußte, daß die Familienhütte seines indischen Freundes oder Bekannten Rudschur Dschewarri sich auf der Ostseite befand, und da er diesen als einen vorsichtigen Mann kannte, der sich nicht gern unnütz in Gefahr begab, so hoffte er ihn, statt unter seinen Kameraden in der Stadt oder in den Cantonnements, bei seiner Familie zu treffen, zu welcher der verheirathete Sepoy sich gern nach dem Dienst zurückzieht, um während seiner freien Zeit statt des englischen Soldaten den indischen Gentleman, das heißt den privilegirten Müßiggänger, zu spielen.

In der Stadt und deren Umgebung, die er passiren mußte, herrschte nach dem Kampf und der Niederlage noch eine lebhafte Bewegung. Die Sepoy's hatten eine Menge verwundeter Kameraden zurückgeschleppt und in dem Schein großer Feuer, die vor den Pagoden und Moscheen brannten, war man beschäftigt, die Leidenden zu verbinden, oder waren Gruppen gelagert, welche die Ereignisse der Nacht besprachen.

Ein dichter Kreis solcher Lagernden umgab die Stelle, auf welcher der Nena sein Zelt hatte aufschlagen lassen, die frühere Villa des Residenten.

Der Irländer, indem er sich so viel als möglich im Dunkel hielt, kreuzte glücklich die Menge und gelangte auf den Weg, der nach der Hütte des Sepoy führte, den er aufzusuchen beschlossen hatte. Sie stand zwischen Bananenbäumen in einem Maisfeld, und nur, weil Mickey den Ort kannte, gelang es ihm, sie aufzufinden. Alles war dunkel in der Hütte und deren Umgebung und hatte den Anschein, als sei sie verlassen oder als habe keiner ihrer Bewohner eine Ahnung von Allem, was bereits in dieser Nacht geschehen.

Meister Free wußte jedoch sehr wohl, was er von dieser Ruhe zu halten hatte. Er öffnete die aus Bambusstäben gefertigte, nach der Volkssitte unverschlossene Thür und drang ohne Weiteres in das Innere. Hier tastete er auf dem Boden umher, bis ihm ein Fuß und ein Bein in die Hand kam, von dem er sich jedoch bald überzeugte, daß es dem Weibe seines würdigen Freundes angehörte. Daneben fand er endlich die richtige Spur,

ergriff die Füße des Hausherrn und zerrte ihn ohne Ceremonie über die schreienden Kinder und die kreischende Frau zur Thür hinaus in's Freie.

„O Chalo, was thust Du mir?" jammerte der Sepoy — „Ganesa hat Dir Weisheit genug gegeben, um zu erkennen, daß die Glieder Rudschur Dschewarri's gelähmt sind und Cartikeia kein Wohlgefallen an ihm gehabt hätte, wenn er mit Euch gezogen gegen die verfluchten Faringi."

Der Irländer verstand genug Hindostanisch, um den Sinn der letzten Worte zu begreifen. „Akuschla, mein Liebling, Du verdammter Schuft," schrie er auf Englisch, indem er seine Worte mit einem gehörigen Tritt in die Seite des Indiers begleitete, „ich will Dich H . . . . sohn lehren, auf die Faringi schimpfen. Weißt Du nicht, daß ehrliche Irländer d'runter sind? Steh' auf, Bursche, und laß ein Wort mit Dir reden!"

Der Indier war wie von einer Feder geschnellt in die Höhe gesprungen, und in dem Glauben, daß die Engländer Cawnpur wieder erobert, begann er einen Strom von Verwünschungen in ihrer Sprache über seine eigenen Landsleute auszustoßen, bis der Blick auf Mickey, von dem er im Dunkel nur die Kleidung erkannte, ihn wieder stutzen machte.

„Nutz' Dein Maulleder nicht länger ab mit Deinem Wischiwaschi, Kerl," brummte der Sergeantmajor — „Du würdest morgen bei Sonnenschein Dich nur ärgern, wenn Du siehst, daß wir eben noch so in der verfluchten Mausefalle sitzen, wie nur je zuvor. Ich frage Dich, Rudschur Dschewarri, der Du mich um manche blanke Rupie beim Einkauf betrogen hast, ob Du mich kennst?"

„Wie, Sahib Micko? Meine Augen müssen mit Blindheit geschlagen gewesen sein, daß ich nicht erkannt habe den Sahib. Wo kommen mein Gebieter her in dieser Kleidung? Was ist geschehen?"

„Laß uns einen Augenblick bei Seite gehen, guter Freund," sagte vorsichtig der Irländer. „Ich glaube zwar nicht, daß die Schönheit, Dein Weib, oder Deine Ferkel von Kindern sonderlich viel Englisch verstehen, aber besser ist besser, wie Pater O'Donnaghue sagt, wenn er eine Schüssel mit geröstetem Lamms-

braten neben einer Platte Kartoffeln stehen sah. Also komm' hierher, ich habe mit Dir zu reden."

Er zog ihn eine Strecke fort, unter den Stamm einer riesigen Banane, wohin der Indier ihm mit keinem besondern Vergnügen über das Wiedersehn zu folgen schien.

„Nudschur wundern sich, daß Sahib Micko sich hierher wagen," meinte der Sepoy — „schlimme Zeit jetzt für Sahib Faringi. Der Nena, großer Peischwa, hassen alle weißen Männer und wollen sie todt machen mit Weib und Kind!"

„Der Teufel gesegne es ihm! Höre, Mann — Du wirst Dich erinnern, daß Du es immer gut gehabt hast im Regiment und daß der Sahib-Major Dich sogar unverdienter Weise zum Corporal gemacht hat. Ich hoffe, daß eine dankbare Seele in Deiner schwarzen Haut steckt!"

„Nudschur Dschewarri sein ein großer Freund der Sahib Faringi, lassen sein Leben für sie und haben nicht gegen sie gekämpft."

„Nun, das spricht für Dich! Du wirst Dich des Hakim erinnern, von dem die Leute erzählten, daß er bei der Flucht des Sikh-Prinzen aus jenem Fort die Hand im Spiele gehabt hat, das in der Zeit der Noth nicht einmal gut genug war, uns gegen die Schufte, Deine Kameraden, zu schützen."

„Nudschur kennt den Hakim! Er hat ihn gestern gesehen mit dem großen Peischwa der Hindostani."

„Das erleichtert die Sache. Ich möchte mit ihm sprechen — Du mußt mir eine Unterredung mit ihm verschaffen."

Der Indier kraute sich verlegen am Kopf. „Sahib Micko weiß, daß mein Leben zu seinen Diensten steht. Aber Nudschur haben nur einen Hals, und der Nena besitzen ein böses Auge. Der Hakim sein ein großer Mann im Rath des Peischwa geworden, und es könnte mir übel ergehen, wenn ich meine Hand mischen wollen in fremde Sachen. — Warum Sahib Micko nicht selber gehen?"

„Bei Jäsus — der Kerl ist verrückt! Wenn das Deine Freundschaft für die Faringi ist, Du schmutziges Vieh, dann kann sie mir gestohlen werden."

Der Hindu hatte sich vorsichtig zwei Schritte zurückgezogen.



„Rudschur Dschewarri," meinte er — „sagen nicht, daß er es nicht thun wollen, aber Sahib Micko mögen bedenken, daß die Gefahr groß für armen Mann, der Nichts haben, als sein Leben. Was bekommen Rudschur dafür, wenn er mit dem Hakim sprechen?"

„Ah, ist es so gemeint? Gott verdamme Deine Seele, Du schwarzer Schurke," sagte Mickey ärgerlich — „wo soll ich das Geld hernehmen? Ihr habt uns Alles gestohlen und ganz Cawnpur dazu!"

Der Hindu schüttelte schlau den Kopf. „Sahib General werden Sahib Micko nicht hierhergeschickt haben mit Botschaft für den Hakim, ohne ihm mitgegeben zu haben viel goldene Mohurs. Sahib General wissen, daß Rudschur ein armer Mann und brauchen Geld!"

„Du Spitzbube!" zürnte der Irländer, „ich weiß, daß Du fast so reich bist, wie ein Babu, aber Du verscharrst all' Dein Geld. — Möge Deine Mutter, die schwarze Kuh, verdammt sein — Du sollst zehn baare Schillinge haben, wenn Du den Doctor zur Stelle schaffst."

„Es gehn nicht, Sahib Micko, es gehn durchaus nicht!"

„Höre, Kerl," sagte der Irländer, der ebenso zäh im Herausrücken, als sein würdiger Freund habsüchtig war — „hier ist eine blanke goldene Guinee, wie Du sie gar nicht zu sehen verdienst, und des Teufels Großmutter gesegne Dir Deinen schwarzen Undank. Aber nun mach', daß Du fortkommst!"

Allein der Indier rückte und rührte sich nicht von der Stelle — er hatte den Klang von mehr Goldstücken gehört, als Mickey das eine aus der Börse nahm, die ihm der Resident gegeben, und nicht eher, als bis der Irländer ihm fünf Guineen auf die Hand gezahlt und unter tausend bitteren Verwünschungen eben so viel versprochen hatte, wenn er den Doctor bringen würde, wurden sie Handels einig.

„Aber nun sprich, Du schwarzer Gauner," grollte der Irländer, „wie willst Du die Sache anfangen und wo soll ich unterdeß bleiben?"

„Sehr leichte Sache, Sahib Micko," meinte verschmitzt der Sepoy, der wußte, daß er seines Geldes sicher wäre — „der

Hakim sein sehr guter Mann. Sahib in meinen Hütte liegen gehn, krank und verwundet, Rudschur sagen zu Sahib Hakim: kranker Mann liegen in seiner Hütte, und sicher sein, gleich mitzubringen!"

„Was das Vieh für Verstand hat," brummte der Irländer. „Aber höre, hier ist noch ein Auftrag. Du kennst das Haus des reichen Babu Tippo Singh und seiner Tochter Nurjesan?"

Der Indier bejahte.

„Nun, wenn Du diesen Brief ihr zustecken kannst, will ich noch einen Mohur auf das Sündengeld drauf legen, das Du mir abgegaunert."

„Für was haben Rudschur Dschewarri ein Weib? Die Frau können bringen diesen Brief ohne Gefahr, wenn Tag erscheint und die Tochter der Babus mit ihren Weibern die heiligen Waschungen macht."

Mit diesem Versprechen kehrte der würdige Corporal nach seiner Hütte zurück, holte seine Frau und Kinder heraus, bedeutete der erstern, was sie zu thun hätte und jagte die anderen ohne Weiteres in das Gehölz, um sich dort einen andern Schlafplatz zu suchen mit dem Befehl, sich vor dem nächsten Abend nicht wieder blicken zu lassen. Dann zeigte er dem Irländer einen Fußpfad in die Maisfelder, wohin er sich zurückziehen könnte, wenn ja Gefahr nahen sollte, und wies ihm sein eignes Lager von Rohrmatten an, indem er der Frau befahl, bei Tagesanbruch nach den Badeplätzen zu gehen, wenn er bis dahin noch nicht zurück sein sollte.

Es mochten noch etwa zwei Stunden bis Tagesanbruch sein, und es war dem Irländer gar nicht unbehaglich, nach den Anstrengungen bis dahin einiger Ruhe pflegen zu können. Die noch junge und ziemlich hübsche Frau des Sepoy nahm ganz unbefangen an seiner Seite wieder ihren Platz ein, und da weder die Moralitätsbegriffe noch das Zartgefühl bei Meister Mickey besonders stark waren, und er den Bruch der Gastfreundschaft überdies mit dem unglücklichen Irrthum von vorher bei sich entschuldigte, verfehlte er nicht, die Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft auf's Beste zu benutzen. —

— — — —

Bald nach dem Anbruch des Tages begann, wie schon früher erwähnt, die Beschießung der englischen Verschanzung auf's Neue. Der Irländer wurde von dem Donner der Kanonen aus dem tiefen Schlaf erweckt, in den er, trotz der Gefahr seiner Lage, gefallen war. Er befand sich allein in der Hütte, die Frau des Besitzers hatte sich bereits seit länger als eine Stunde entfernt, und obgleich die Zeit verrann und die Sonne immer höher stieg, kehrte weder der eine noch die andere zurück. Der Aufenthalt in der engen Hütte wurde durch die wachsende Hitze nachgerade unerträglich, und Mickey begann zu fürchten, daß sein indischer Freund entweder zum Verräther geworden sei, oder durch Furcht abgehalten werden könnte, zu ihm zurückzukehren.

Endlich vernahm er herannahende Schritte — er faßte die Dschambea, die er einem der erschlagenen Indier abgenommen hatte, um sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, aber ein leises Pfeifen überzeugte ihn, daß es Nudschur Dschewarri, sein Bote sei, der zurückkehrte, und ein Blick durch die Spalten der Hüttenwand belehrte ihn, daß jener nicht allein, sondern daß wirklich der Arzt mit ihm war.

Der ehrliche Bursche, der sich bereits verloren gegeben, mußte sich mit Gewalt halten, nicht aus der Hütte zu stürzen und den Doctor zu bewillkommnen, sondern die Rolle des Kranken fortzuspielen, da er nicht wissen konnte, ob nicht irgend ein Verräther sich in der Nähe befände. Doctor Walding ahnte überdies nicht, wer ihn erwartete, sondern nur seine Menschenliebe und seine Pflicht als Arzt hatten ihn bewogen, dem Sepoy zu seiner Wohnung zu folgen, als es diesem endlich gelungen war, ihn unbeschäftigt zu finden und seine Bitte vorzutragen, einem Schwerverwundeten Hilfe leisten zu wollen.

Um so größer war daher sein Erstaunen, als der Kranke sich plötzlich aufrichtete und ihn auf Englisch begrüßte. „Der Härre segne Ihr Gesicht, Doctor Clifford," sagte er — „ich freu mich, meiner Seele, Sie wieder zu sehn, obschon es nimmer hübsch ist, daß ein weißer Christenmensch mit den schwarzen Halunken zusammen hält! — Na 's ist Ihre Sache und 's ist immer gut, wenn Einer auch beim Höllenfürsten 'ne Fürsprach hat. Schicken Sie den schwarzen Kerl hier aus der Hütte, dann will ich Ihnen

was übergeben, das von so 'ner schönen Dame kommt, als nur je eine ihr Gesicht in diesem verwünschten Lande bloß gezeigt hat! — He ich merke, Sie kennen mich nicht, und verwundern sich, und da wird es gut sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit Mickey Free, Oberst Stuarts rechter Hand zu thun haben, der oft genug den Meßtisch versorgte, wenn Sie mit dem lustigen Doctor Brice daran speisten, der jetzt ein Gesicht machen wird, jämmerlich genug!"

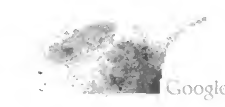
„Mickey Free, der Sergeantmajor — ich erinnere mich!" rief Doctor Walding erstaunt — „aber um Gotteswillen, wo kommen Sie her, Mann — sendet Sie Doctor Brice?"

„Nicht daß ich wüßte, Doctor — 's ist was Bessres als von so 'nem Salbenschmierer. Da — nehmen Sie den Brief und lesen ihn und die Lady läßt Ihnen 'sagen, daß sie nimmer Ihrer vergessen wird, auch wenn Sie ihr nicht helfen könnten!"

Walding ergriff hastig den Brief und öffnete ihn; — sein freundlich ernstes Gesicht zeigte eine tiefe Bewegung, als er die Worte und Bitten der jungen Dame las, der seine stille Liebe gewidmet war und für die er bereits wiederholt sein Leben eingesetzt hatte. „Die Unglücklichen!" murmelte er, „warum haben sie mein Anerbieten nicht angenommen, ehe es zu spät war. Sagen Sie mir, Freund, haben Sie Miß Highson noch nach dem Sturm dieser Nacht gesehen? War sie sicher und keiner Gefahr ausgesetzt? ich bitte, sagen Sie mir Alles, was Sie über die Lage Ihrer Landsleute wissen, Sie dürfen mir ganz vertrauen!"

Er setzte sich neben den Boten und ließ sich von diesem Alles erzählen, was er über den Hergang des Gefechts und die Lage der kleinen Garnison wußte. Dann versank er in langes tiefes Nachdenken, das nur die Worte unterbrachen: „Ich fürchte — ihre einzige Hoffnung wird die Gnade des Rena sein — und diese ist gering, denn die Tigernatur in ihm ist entfesselt! Aber ihr Vertrauen soll sie nicht täuschen — er ist mir Dank schuldig — sein Leben — und keine Gefahr der Welt soll mich abhalten, jeden Versuch zu ihrer Rettung zu machen."

Hierauf verabredete er das Nöthige mit dem Boten. Sie kamen überein, daß Mick bis zum Eintritt der Dunkelheit in



der Hütte bleiben und dann mit Hilfe des Nudschur sich wieder auf den Weg zu den Seinen machen sollte, was leicht ohne Gefahr geschehen konnte. Der Doctor wollte ihn am Nachmittag noch ein Mal besuchen und ihm dann einen Brief für die Lady bringen — der Indier sollte ihn wieder zu dem Besuch abholen, da bei der Menge der verschlungenen und sich kreuzenden Pfade in den Reis- und Maisfeldern er die Hütte sonst schwerlich gefunden hätte.

Hierauf nahm Walding von dem Irländer Abschied und kehrte nach der Stadt zurück, um durch seine Abwesenheit nicht die Aufmerksamkeit des Nena zu erregen.

Aber das böse Geschick, das seine schwarzen Fittiche über die unglücklichen Vertheidiger von Cawnpur streckte, sendete den tückischen Zufall, um alle edelmüthigen Berechnungen des Deutschen zu Nichte zu machen und durch ihn selbst Jenen das Verderben zu bereiten.

Am Thor der Stadt, noch ehe der Nudschur ihn verlassen, begegneten sie der Bayadere, die mit einigen ihrer Genossinnen im Lager umherstreifte. Walding selbst theilte ihr mit, daß er einen in den Hütten liegenden Schwerverwundeten besucht hätte, aber der Argwohn Anarkalli's, deren Auge ohnehin seit jenem Abend des Festes zu Bithoor ihn streng bewachte, wurde durch seine Befangenheit rege, und er hatte sie kaum verlassen, als sie sich von ihren Gefährtinnen losmachte und ihre Nachforschungen begann, indem sie dem Sepoy heimlich folgte.

Dem wackern Irländer wurde in der That die Zeit gewaltig in seinem Versteck lang und mehr als ein Mal war er versucht, eine kleine Streiferei auf eigne Hand zu unternehmen, denn auch der Appetit fing sich gewaltig bei ihm an zu melden, und es war Nichts in der Hütte, als ein Paar schlechte Kürbisse. Endlich, als die Sonne beinahe im Zenith stand und mit ihren versengenden Strahlen alles Leben ertödtete, erschien der Indier, keuchend unter der Last von Lebensmitteln, mit denen er sich auf den Wink des vorsichtigen Mickey und auf dessen Kosten versehen hatte. Die beiden Freunde machten sich nun eilig daran, jeder seine eigene Mahlzeit zu bereiten, denn der strenggläubige Hindu hätte um keinen Preis gemeinschaftlich mit seinem Gast

dies gethan. Die Hindu-Sepoy's der Armee von Bengalen halten streng auf die Beobachtung ihrer Religionsgebräuche selbst im Felde und kochen ihre Mahlzeiten daher abgesondert von den Muselmanen und Christen. Nur die Sepoy's von Madras — aus den verschiedensten Menschenracen der Tropen zusammengesetzt — zeigen sich gleichgiltig gegen die Vorschriften der Religion.

Der Sepoy grub vor seiner Hütte einen Erdkreis, in dessen Mitte er — dadurch gleichsam abgesondert von seinem Kameraden, — ein Feuer anmachte und seinen Reiskessel brodeln ließ, in den er kleine Würfel des mitgebrachten Hammelfleisches warf, während der Irländer am Stamm der Banane sein Fleisch röstete und mit Wohlbehagen den Geruch des Bratens in die Nase zog.

„Der Teufel soll mich holen, Freund Nudschur," sagte er, „wenn meine Coteletten nicht ein ganz ander Ding sind, als Dein magrer Reispudding. Sei gescheut und lang bei mir zu."

Damit streckte er ihm den hölzernen Spieß, an dem er nach orientalischer Sitte seine Fleischstücke geschmort, entgegen, aber der Indier wandte sich mit Abscheu davon, spuckte grimmig aus und sagte: „Sahib Micko ein schlimmer Mann, wollen seinen besten Freund beleidigen!"

„Na — sei kein Tölpel — ich wollte nur Dein eigenes Bestes! Aber es kann kein Mensch verlangen, daß ein Schwein ein seidnes Halstuch trägt. Jäsus meine Seele, ich wollt meine ganze Aussicht auf die nächste Monatlöhnung geben, wenn wir eine Flasche ehrlichen Whiskey im Bereich der Hand hätten, um diese Fettigkeit sauber 'nunter zu spülen!"

Der Sepoy sah ihn schlau von der Seite an. „Was möchten Sahib Micko für einen guten Krug Jagory[1]) dem armen Nudschur geben?"

„Bei der Seele meines Vaters, ich wette, dieser schwarze Schuft hat eine ganze Vorrathskammer davon! Heraus damit, Freund Nudschur, eh ich Dir den Hals umdrehe, und Du sollst eine richtige silberne Krone für Deinen Topf haben."

---

1) Jagory oder Totty ist ein berauschendes Getränk, das aus Palmensaft gemacht wird.



Der Indier — der ihr Gelag nicht zufälligen Späherblicken aussetzen wollte und seinen Reis verzehrt hatte, — nöthigte seinen Freund, in die Hütte zurückzukehren, und brachte aus einer wohl im Gebüsch versteckten Grube einen mächtigen Krug des gegohrnen Palmensaftes zum Vorschein. Ehe er diesen jedoch zum Besten gab, ließ er sich von dem Irländer nicht nur den versprochenen Preis des Getränkes, sondern auch das Geschirr bezahlen, in das er den Antheil desselben schüttete, da — nachdem dasselbe durch die Lippen eines Christen berührt worden — es von ihm nicht weiter gebraucht werden durfte.

Beide begannen nun ein Gelage, bei dem zwar der Indier sich einer größern Mäßigkeit befleißigte, welches aber auch auf ihn wenigstens den Einfluß äußerte, daß er die bisherige ängstliche Besorgniß verlor und der muntern Laune seines Gefährten nach und nach freien Zügel schießen ließ.

Es dauerte nicht lange, so war der würdige Irländer auf dem besten Wege, sich zu berauschen. Er begann, seinem indischen Freunde allerlei Geschichten von Grün-Erin und der schönen Betsy O'Flanaghan oder dem lustigen Pater des Kirchspiels zu erzählen, und wie er im Krimfeldzug, einem Lande, wo es so kalt sei, daß die Suppe im Topf gefroren, ein ganzes Bataillon bärtiger Russen allein zusammengehauen und in die Flucht gejagt habe. — — — —

Zwei dunkle glühende Augen lauschten durch die Spalten der Bambuswand, ohne daß ein Geräusch die Nähe des Horchers verrieth. Nur die schillernde Eidechse schlüpfte mit leichtem Rascheln durch die Blätter und in den Zweigen der Bananen krächzten Papageien und indische Raben ihr heiseres Geschrei.

„Betsy ist die schönste Maid
Durch ganz Galway weit und breit.
Tally ho! Tally ho!

„Oder was meinst Du, schwarzer Bursche, zu dem Liede von Jim Connor und den englischen Rothröcken? Jim war der beste Bläser im ganzen Süden und ein schnurriger Bursche dazu, der auch unter den Weißkappen gedient! Meiner Sir — es muß eine lustige Zeit gewesen sein in Grün-Irland, als die Orangemänner Nacht für Nacht auf den Straßen durchgebläut

werden durften und ein Parlament in Dublin saß, und ein ehrlicher Bursche seinen Usquebaugh trinken mochte, ohne daß ihm die Steuer im Halse stecken blieb. Höre, ich will Dir das Lied von Jim dem Bläser zum Besten geben!" Und mit einer Stimme, welche die leichten Wände der Hütte erbeben machte, begann er die Ballade:

„Mutter Margreth' sprach zum Liebling:
Putz' die Pfeife, putz' die Pfeife,
Morgen giebt es ein Begräbniß,
Denn die blinde Stute schnaubt sich
Und die Unke schreit im Teich!

„Zum Teufel mit der alten Hexe — sie irrt sich — es sollte eine Hochzeit sein! Ich weiß es — der Lieutenant heirathet die Lady, die mir den Brief gegeben. Laß uns anstoßen, Bruderherz, schwarzer Halunke, auf die Braut! Des Satans Großmutter hole den Nena — wir wollen ihn durchbläuen, daß es eine Art hat, wenn er sich nicht davon macht!"

Der Indier hatte sich erhoben — obschon auch auf ihn das berauschende Getränk nicht ohne Wirkung geblieben war, befand er sich doch noch im Besitz seiner Ueberlegung und glaubte es an der Zeit, daß er sich wieder zum Doctor begeben müsse.

„Sahib Micko haben Zeit zu schlafen," sagte er — „gehen erst fort, wenn schwarze Nacht da sein, Nudschur aber müssen zu Sahib Hakim gehen, wie er befohlen, und sich beim Jemedar melden."

„Nun, so geh', Bruderherz, und hol' meinetwegen den Pflasterkasten — der Teufel hole alle Eure Jemedare, Suhbedare und wie die Kerle alle heißen. Dein Weib läuft fort, Du gehst fort — den Henker wißt Ihr, was sich schickt gegen einen irischen Gentleman!"

Der Sepoy nahm sein Gewehr von der Wand, und nachdem er seinem Gefährten empfohlen hatte, in seiner Abwesenheit sich ruhig zu verhalten, verließ er die Hütte. Als er auf den freien Platz unter den Bäumen trat, glaubte er ein Rauschen zwischen den Maisstauden zu hören und die Federn der Aehren sich bewegen zu sehen, wie von einem Körper, der sich hindurchdrängte. Aber durch den Genuß des Getränkes weniger achtsam

auf die Gefahr, glaubte er, daß irgend ein naschhafter Affe das Feld besucht habe, begnügte sich mit dem Ausstoßen eines verscheuchenden Geschrei's und wandte sich dann zu der kleinen Cisterne, die unfern den Bäumen angebracht war, und tauchte seinen Kopf einige Male in das trübe Wasser, ein Manöver, das weniger zu seiner Reinigung, als dazu diente, sein Gehirn wieder in den richtigen Stand zu bringen. Dann, nachdem er drei Mal nach der Seite ausgespieen, wo er eben mit einem Christen getafelt, machte er sich eilig auf den Weg zur Stadt.

— — — — — — — — — — — — —

Gibson, der Haushofmeister des Peischwa, trat in das Gemach, in welchem der deutsche Arzt in Erwartung des Sepoy, der ihn zu seiner Hütte holen sollte, eben seine Siesta hielt, und beschied ihn eilig zu seinem Gebieter. Walding fand den Peischwa auf seinen Kissen sitzend, an seiner Seite Anarkalli die Bayadere, deren wogender Busen und heißes Antlitz einen raschen Lauf oder eine heftige Bewegung verrieth. Vor ihm stand Danilos, der Uskoke, der Herr der arabischen Praua, der ihm Briefe überbracht zu haben schien, denn der Nena hielt einen solchen noch in seiner Hand.

Sein Gesicht, durch den Blutverlust und die Verwundungen, die er bei dem Sturz erhalten hatte, bleicher noch als gewöhnlich, zeigte unter dem Verband, der seine verletzte Stirn umgab, einen Ausdruck freudigen Triumphes — nur in der düstern Falte zwischen seinen Brauen lag finstrer Ernst, als aus seinen schwarzen Augen ein fast drohender Blitz auf den Eintretenden schoß.

„Was befiehlst Du, Hoheit?“ fragte dieser, die kaltblütige Herrschaft des Arztes seinem Patienten gegenüber annehmend, obschon ihm im Innern unbehaglich unter dem scharfen Blick des Nena zu Muthe war und der Brief, den er bereits geschrieben und bereit hielt, auf seinem Herzen brannte. „Ich habe mir erlaubt, Dir ausdrücklich für den heutigen Tag ungestörte Ruhe zu verordnen, damit das Wundfieber nicht heftig werden möge und Deine Heilung verzögere. Aber ich bemerke leider, daß meine Anordnungen keine Folge gefunden haben.“

„Es ist jetzt nicht die Zeit müssig zu ruhen, Sahib Doctor,“ entgegnete mit einem leichten Hohn der Maharadschah. „Gönnst

Du doch selbst Dir keine Rast und Ruhe für unsere heilige Sache, und scheust nicht die Mühe, obschon Du diese Nacht an meinem Lager zugebracht, und meinen Kriegern Beistand geleistet hast, das Lager der Verwundeten bis in die fernsten Theile der Stadt zu besuchen und überall Deine Hilfe zu spenden."

„Das ist meine Pflicht als Arzt und Mensch, Hoheit," sagte der Doctor nicht ohne eine leichte Verwirrung, indem er begriff, daß die Worte des Rena sich auf seinen Gang am Morgen bezogen, bei dem er der Tänzerin unglücklicher Weise begegnet war. „Jeder der meine Hilfe verlangt, hat Anspruch darauf!"

„Owh! Dann wirst Du sie um so weniger einem Freunde verweigern. Ochterlony sendet uns einen Kranken, es ist der Wessir der Leibwachen der Rani von Jhansi, unserer Verbündeten, ein Christ wie Du mit dem Herzen des Hindu, der schwer in Delhi verwundet wurde. Tantia Topi und der Derwisch haben ihn dem Rais anvertraut, da sie von Deiner Geschicklichkeit überzeugt sind. Er befindet sich in Bithoor und ich bitte Dich, mit dem Rais und Gibson sogleich dahin aufzubrechen — die Pferde stehen bereit."

Der Arzt erröthete leicht — der Wunsch oder besser der Befehl des Maharadschah, dem er sich schwerlich entziehen konnte, drohte ihn der Gelegenheit zu berauben, den Boten der Lady nochmals zu sehen. „Ich weiß nicht, Hoheit," sagte er zögernd, „ob meine nähere Pflicht gegen Dich mich nicht nöthigen sollte, bei Dir zu bleiben, besonders, da Du so ungeduldig dem Rath des Arztes Dich fügst und nur den Bitten des Freundes Gehör giebst."

„Wenn Du Dich als den treuen Freund Srinath Bahadurs erweisen willst," entgegnete dieser mit Bedeutung, „so thue, was ich verlangt habe und mache Dich eilig auf den Weg nach Bithoor."

„Aber Du selbst . . ."

„Habe keine Sorge um mich, Franke. Das Mittel, Srinath Bahadur seine Kraft wieder zu geben, und flösse sein Blut aus tausend Strömen, ist der Schatz — theurer als Gold und Juwelen — den jene elenden Wälle der Faringi ihm umschließen! Geh' — und Lakschmi geleite Dich für Deine Treue, bis wir

uns wiedersehen. Dieser Rais wird Dir Nachrichten aus Delhi von dem Sieg unserer heiligen Sache erzählen!"

Es blieb dem Doctor Nichts übrig, als zu gehorchen, wenn er nicht das nur zu leicht erregte Mißtrauen des Fürsten wach rufen wollte, und nachdem er ihm noch einige dringende Vorschriften für seine eigne Gesundheit gegeben, die der Nena mit Ungeduld anhörte, verließ er mit Danilos das Zelt, vor dessen Eingang sie Gibson bereits mit drei gesattelten Pferden erwartete.

Der Vorhang des Eingangs war kaum hinter ihm gefallen, als der Maharadschah von seinem Lager emporsprang. „Du hast Recht," sagte er — „auf seiner Stirn lag die Angst des bösen Gewissens! Wehe ihm, wenn auch in seiner Seele der Verrath wohnt — der Dank für mein Leben würde ihn nicht schützen!"

„Er ist ein weißer Mann und unter weißer Haut lebt immer die Falschheit. — Ich eile zu thun, wie Du mir befohlen hast." Die Bayadere verließ das Zelt.

Walding hatte unterdeß die Gelegenheit benutzt, unter dem Vorwand, daß er einige Arzneien und sein Besteck mit sich nehmen wolle, noch einmal nach seiner Wohnung zurückzukehren. Der Uskoke und Gibson begleiteten ihn dahin und warteten vor der Thür, an der der Arzt zu seiner Freude Nudschur Dschewarri, den Sepoy-Corporal, seiner harren fand.

Eilig trat er in sein Gemach, wickelte hier die Antwort an Lady Editha, die er bereit hielt, in ein Packet mit einer Arznei, steckte einiges Nöthige zu sich und verließ dann wieder das Haus. An der Thür that er, als ob er den Sepoy eben erst bemerkte und rief ihn, schon im Sattel sitzend, zu sich.

„Es thut mir leid, Freund," sagte er laut, „daß ich Deinen Kranken nicht mehr besuchen kann, aber der Peischwa sendet mich eilig nach Bithoor. Gieb ihm die Medicin, die dieses Päckchen enthält, es ist wichtig, daß er sie bald bekommt und trage Sorge für ihn. Sobald ich zurückgekehrt bin von Bithoor werde ich Deine Hütte wieder besuchen."

Ein bezeichnender Blick verständigte den Sepoy, in dessen Hand der Arzt zugleich ein Goldstück gleiten ließ; dann gab er seinem Pferde den Zügel und sprengte mit seinen Begleitern auf

der Straße nach Bithoor davon, ohne zu bemerken, daß die Bajadere in der Nähe des Hauses jede seiner Bewegungen belauscht.

Der Sepoy machte sich alsbald auf den Weg, aber er hatte noch nicht die Stadt verlassen als ein Jemedar mit einer Wache ihn einholte und ihm zu folgen befahl. Der Hindu sah sogleich, daß ein Zufall ihn verrathen haben müsse und mit jenem Stoicismus, der die Orientalen gleichgiltig gegen das Leben macht, fügte er sich seinem Schicksal. Der Jemedar führte ihn nach dem Zelt des Rena, gefolgt von einer Menge Volkes, welche die Verhaftung versammelt hatte. Vor dem Eingang des Zeltes wurde das Roß des Maharadschah von seinem Soyce bereit gehalten — eine Anzahl Reiter hielt, auf die Befehle des Gebieters wartend, ringsumher.

In demselben Augenblick, als der Sepoy, fortgestoßen von seinen Kameraden, das Innere des Zeltes betreten wollte, fiel sein Auge auf ein angsterfülltes Antlitz in der Menge — seine Arme waren auf den Rücken geschnürt und er vermochte kein Zeichen damit zu geben, — aber es genügte, mit einer bedeutsamen Wendung des Kopfes einen raschen Blick zu tauschen, und noch ehe der Teppich sich hinter ihm schloß, konnte er sehen, daß die Person, welcher der Wink gegolten, sich rasch aus dem Gedränge verlor. — — — — — — — — — — — — — —

Der würdige Bote Editha Highsons hatte nach dem Fortgehen seines Gastfreundes noch keineswegs sein fröhliches Gelag aufgegeben, und fuhr mit seinem Singen und Trinken unbesorgt fort, bis der Boden des Kruges ihm bewies, daß auch der letzte Tropfen des edlen Getränkes geleert war. Es schwebte ihm dunkel vor, daß er bis zur Nacht Zeit haben werde, auszuschlafen und daß er sich daher keine Sorge zu machen brauche, und es dauerte in der That nicht lange, so sank er auf die Bastmatte und ein lautes Schnarchen verkündete, daß er in einen tiefen Schlaf gefallen war. —

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als eine junge indische Frau in fliegender Hast den Fußpfad daher geeilt kam, sich häufig umschauend, als fürchte sie Verfolgung, und in die Hütte stürzte.

Sie faßte den Arm des Schlafenden und schüttelte ihn heftig, indem sie die wenigen englischen Worte, die sie kannte, in ihre Rede mischte. „Sahib Faringi müssen fort, geschwind — große Gefahr drohen dem Sahib und arme Tetukanah und arme Rudschur! Rudschur gefangen beim Peischwa — Peischwa kommen, um Sahib Faringi zu fangen!"

Der Irländer, den es ihr endlich gelungen war aufzurichten, rieb sich schlaftrunken die Augen. „Was zum Teufel schwatzt die Närrin von Peischwa und gefangen? Laß mich schlafen — oder noch besser, komm her und küß mich, Du kleine hübsche schwarze Katze!"

Aber die junge Frau entriß sich seinen Armen. „Tetukanah," rief sie, „will Dich retten, weil Du an ihrem Herzen geruht und Du sie nicht verachtet hast, obschon Du ein weißer Mann bist. Rudschur Dschewari ist von den Kriegern des Nena gefangen genommen, diese Augen sahen ihn in das Zelt des Peischwa schleppen und er winkte mir. Lakschmi möge sich unser erbarmen, wenn sie Dich finden — das Leben eines Armen ist bosch — Nichts! ein Hauch des Pavana in den Augen des Mächtigen! Auf Fremdling — und folge mir!"

Der Irländer — obschon seine angemaßte Kenntniß des Hindostanischen sich auf die Ausdrücke beim Handel und im Verkehr mit seinen Untergebenen beschränkte, — hatte doch die Mittheilung der jungen Frau jetzt begriffen und die Kenntniß der Gefahr ernüchterte ihn vollkommen. Er sprang empor, griff nach seiner Waffe und ließ trotzig das Auge umher rollen, gleich als suche er den Feind.

Aber Tetukanah zog ihn halb mit Gewalt mit sich fort, indem sie ihn anflehte, ihr zu folgen, da Flucht und Verbergen allein sie noch retten könne.

„Sahib müssen in den Hain der stummen Leute[1]) — der Ort ist heilig und Niemand wird ihn zu betreten wagen, wenn Sahib sich dort verborgen halten bis zur Nacht. Tetukanah wird wiederkehren, ihren Freund zu suchen, wenn Surya sein Licht

---

1) Der Affen.

unter die Weltschüssel verborgen hat und Soma über den Bogen des Himmels zieht!“

Sie hatte hinter den Hütten einen engen und furchenartigen Weg eingeschlagen, der mitten durch das Maisfeld führte. Nachdem sie sich eine Viertelstunde durch die hohen, sie ganz verdeckenden Halme hindurchgedrängt, gelangten sie an das Ende des Feldes, das in einem jähen Erdsturz zu einem schluchtartigen Wege führte, der zwischen dichtem Gebüsch verkrüppelter Tamarisken und Mangroven weiter führte.

Die Frau floh auf diesem Wege fort, und Mickey, dem die Gefahr die größte Behendigkeit verlieh, folgte ihr eben so eilig, denn es dünkte ihm, in der Ferne Rufen und Geschrei zu vernehmen.

In der That war dies auch der Fall, denn die Hindufrau wandte sich zu ihm und sagte: „Die Krieger des Nena haben die Hütte erreicht — aber Lakschmi sei Dank, wir sind am Ziele!“ Sie hielt jetzt vor einer hohen und dichten Hecke an, die von den dicken Blättern und Zweigen des stachligen Feigen-Cactus gebildet war, jedoch keine Oeffnung zeigte.

„Innerhalb dieser Wand ist der heilige Hain der stummen Leute,“ sagte sie hastig — „die Stelle ist weit genug entfernt von dem Tempel der Priester, so daß diese Dich nicht bemerken werden. Kriech durch die Hecke und verstecke Dich im Gebüsch, bis die Nacht gekommen. Wenn Du drei Mal das Geheul des Schakals an dieser Stelle hörst, werde ich zurückgekehrt sein, um Dich zu holen.“

Mickey schaute verdutzt die von langen Dornen starrende Wand an, ohne zu wissen, wie er hinüber oder hindurch kommen sollte, denn seine Märtyrerlust war keineswegs so groß, daß er sich gesehnt hätte, eine nähere Bekanntschaft mit den fußlangen Stacheln zu machen. Aber Tetukanah zog ihn mit Gewalt nieder, riß ihm das weiße Obergewand vom Körper und hüllte Kopf und Hände ihm ein. „Bist Du ein Mann, Faringi, daß Du zu verbergen [illegible]merz fürchtest, wo es gilt, Dein Leben zu retten? [illegible] denn die Feinde nahen!“

[illegible] That erklang ein gellender Ruf lauter und näher

als die früheren und man hörte ihn deutlich von verschiedenen Seiten erwiedern. Der Irländer steckte mit einem Coup der Verzweiflung seinen Kopf, als den Theil seines Körpers, welcher unstreitig die beste Bahn brechen und die härtesten Schläge vertragen konnte, in das Dickicht voran und schob mit einem heldenmüthigen Entschluß durch die elastischen nachgebenden Zweige seinen Körper nach. Zwar waren das Gesicht und die Hände durch die Vorsicht der Indierin so ziemlich geschützt, aber an hundert andern Stellen drangen die spitzen Dornen in sein Fleisch und Mickey steckte wie in dem Futter eines jener höllischen Instrumente des Mittelalters, das man die spanischen Stiefeln nannte, in der Wand, bis es ihm durch einen gewaltsamen, von einem tüchtigen Fluch begleiteten Ruck gelang, sie zu durchbrechen, worauf er kopfüber in einen flachen Graben fiel, der die Hecke auf der innern Seite begrenzte. Er hörte noch, wie Tetukanah ihm zurief, sich von der Hecke zu entfernen und die flüchtigen hastigen Schritte, mit denen sie selbst entfloh.

Sie war erst wenige Augenblicke in dem Dickicht der Mangrovebüsche verschwunden, welche den Hohlweg säumten, als denselben im vollen Galopp mehrere Reiter herauf gesprengt kamen, an ihrer Spitze der Peischwa selbst.

„Möge die Bhawani alle Verräther verderben — der Ungläubige ist auch hier nicht zu sehen!"

„Die Blume der Tapferkeit wolle seinem Diener ein Wort gestatten," sagte einer der Offiziere zu dem Fürsten, der sein Roß unweit der Stelle parirte, an welcher der Irländer durch die Cactuswand geschlüpft war — „sein Lager war noch warm wie das Nest des Hasen, als wir die Hütte betraten. Der Kaffir kann unmöglich weit sein — er muß sich in den Feldern verborgen halten!"

„So stelle Wachen aus entlang der ganzen Strecke, Mustapha, und sorge, daß der Hund nicht entwischt! — Alamos und die Tänzerin sind auf seiner Fährte — der Mexikaner hat die Witterung eines Hundes und wird sie nicht verlieren."

In der That hatte der Nena auch kaum ausgesprochen, als an derselben Stelle, an welcher Mickey mit seiner Führerin das große Maisfeld verlassen hatten, Joaquin Alamos der Pfadfinder

erschien, gefolgt von dem Canadier Adlerblick und der Bayadere nebst mehreren Sepoy's.

„Wo ist der Spion? Habt Ihr den Faringi gefangen?" schrie der Peischwa sie an.

Der Mexikaner schüttelte verneinend den Kopf. „Noch nicht Hoheit," entgegnete er, „aber wir sind auf ihrer Spur."

Der Nena ritt näher zu ihnen heran. „So sind ihrer Mehrere?"

„Nein Sennor Principe — es ist ein Europäer und ein indisches Weib. Sie muß ihn gewarnt haben vor der Gefahr und ihm den Weg zur Flucht zeigen."

„Woraus schließest Du das?"

Der Mexikaner lächelte. „Den Mann hat die Sennora hier gesehn und ihn als einen Weißen erkannt. Es muß ein Faringi-Soldat sein, denn er ist ein unmäßiger Trinker und wir fanden, wie Du weißt, einen geleerten Krug an seinem Lager. Der Boden in den Maisfeldern ist weich — die Spuren eines Weiberfußes sind wohl zu erkennen, auch wenn er noch so leicht ist, und sie sind die eines nackten und kleinen Fußes mit Ringen an den Zehen. Die Frau, die den Engländer führte, muß also jung, eine Hindu und von niederm Stande sein."

Der Nena nickte zustimmend. „Und wohin führen die Spuren?"

„Hierher, Hoheit — sie treten hier aus dem Felde."

„So suche weiter — der elende Sohn einer Hündin kann nicht weit entfernt sein. Bringt den Gefangenen hierher!"

Von mehrern Seiten waren jetzt Sepoy's aus dem Felde herbeigekommen, die dasselbe nach allen Richtungen durchsucht — einer der Trupps führte den gebundenen Gastfreund des Irländers mit sich und schleppte ihn auf einen Wink vor den Nena.

„Dreifacher Sohn eines Hundes, der Du Deinen Glauben und Dein Land verräthst," schnob der Peischwa ihn an — „gestehe, wen Du abgesandt hast, den Faringi zu warnen und ihn zu verbergen?"

„Möge der Schatten Deiner Gnade auf Deinen Sclaven fallen," winselte der Nudschur, zu den Füßen des Pferdes sich windend — „ich kann nur sagen, daß ein Mann diesen Morgen

in meine Hütte gekommen, der sich für einen Kashmurer ausgab und unsere Sprache spricht, wie das Wasser des Quells sprudelt. Er sagte mir, er sei krank und befahl mir, den Hakim des Peischwa zu ihm zu holen. Bei dem Haupte Krischna's, dem der Peischwa an Macht und Tapferkeit gleichkommt — ich war bei ihrer Unterredung nicht zugegen und habe nur gethan, was sie mir befahlen. Er wird ein Sohn des Teufels gewesen sein und ist verschwunden, wie er gekommen."

„Schurke, — wagst Du Deine Lügen mir nochmals in's Antlitz zu speien?" tobte der Peischwa — „ich will Deinen Leib in Stücken auf die Gräber der Ungläubigen werfen lassen, wenn Du nicht gestehst!"

Der Ruf des Mexikaners unterbrach den Zornausbruch des Hindufürsten. „Ich habe die Spur, Hoheit — hier haben sie sich getrennt — das Weib ist nach jener Richtung entflohen!"

„Möge die Dunkeläugige auf ihren Fersen sein! Was ist aus dem Manne geworden?"

Der Mexikaner zeigte ihm einen Fetzen weißen Stoffes, der an den Dornen des Cactus hängen geblieben.

„Er ist hier hinein!"

„Das ist unmöglich — die Wand ist dicht wie eine Mauer und hoch. Hat er die Flügel eines Vogels, um darüber weg zu fliegen?"

„Es ist wie ich sage, Sennor Peischwa," erklärte der Mexikaner. „Diese Dornen sind nach Innen abgebrochen, an diesem Blatte ist frisches Blut und dieser Stein ist durch einen Fuß von der Stelle gerückt, der sich dagegen gestemmt hat. Die Angst hat ihm die Kraft gegeben, diese Wand zu durchbrechen!"

„Stell Wachen aus, Mustapha, und fort zu dem Tempel der stummen Leute. Dieser Sohn eines Hundes und einer Hündin soll sterben, ehe Surya's goldne Scheibe noch das Meer der Weltschlange berührt!"

Er sprengte im rasenden Galopp weiter, gefolgt von der Schaar zu Pferd und zu Fuß, den Weg verfolgend, der, aus der Schlucht hervortretend, an dem Wäldchen entlang bis zu einer großen Pagode führte, welche den Eingang zu dem parkähnlichen

Gehege bildete, das den Wohnort der „stummen Leute" oder der heiligen Affen bildete.

Es ist bekannt, daß der Glaube der Hindu's die Pflege oder wenigstens die Duldung einer Menge von Thieren seinen Bekennern zur Pflicht macht, und man sieht daher in allen indischen Orten Vögel und Vierfüßler der verschiedensten Art sich ohne Scheu in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen umhertreiben. Der Geier und der Hund suchen in dem Schmutz der Wege ihr Futter, der Kranich und der Ibis stehen nachdenklich auf einem Bein auf Mauern und Vorsprüngen, und die heiligen Kühe durchwandeln an manchen Orten in so großer Zahl die Straßen, daß sie selbst den Eingebornen zur Last werden.

Zu diesen durch den Glauben der Seelenwanderung geschützten Thieren gehören auch die Affen, die an verschiedenen Orten Indiens besondere ihrem Unterhalt geweihte Stiftungen haben. So ist das Dorf Durgagund in der Nachbarschaft von Benares den heiligen Affen geweiht, und die Einwohner theilen Alles was sie besitzen, mit diesen Thieren.

Eine ähnliche Einrichtung bestand an der Pagode in der Nähe von Cawnpur. Der Nena sprang vor dem Eingange von dem Pferde und trat, ohne sich um die Vorschrift zu bekümmern, wonach Niemand mit Waffen das Innere betreten darf, durch die Pforte des Tempels in das Gehege, indem er seinen Begleitern befahl, den Ausgang zu besetzen und ihm zu folgen.

Das Gerücht und Geräusch der Menschenjagd hatte sich noch nicht bis hierher erstreckt. Als der Nena den innern Raum betrat, fand er mehrere Brahminen, Fakire, Bettler und Gläubige um den Rand des gemauerten Bassins versammelt, in das die Marmorstufen der Freitreppe der Pagode führen, und wohin die Affen, deren es viele Hunderte von allen Gattungen in diesem Bezirk giebt, kommen, um zu trinken und sich zu baden.

Die Priester und Gläubigen waren beschäftigt, eine Anzahl von Affen zu füttern, die sich mit der größten Unverschämtheit benahmen, ihren Ernährern die Speise aus den Händen rissen und sie kratzten und bissen, während andere auf den nächsten Bäumen ihre mitunter sehr anstößigen Possen trieben.

Das plötzliche Erscheinen des Nena brachte unter den Men-

schen und Thieren eine große Bewegung hervor. Die Priester wollten mit Geschrei gegen den Eintritt Bewaffneter protestiren, aber einer der Brahminen erkannte den Peischwa und beugte seine Kniee vor ihm, worauf sich alle zu Boden warfen. Da aber die Thiere weniger Respect vor einem Hinduprinzen haben, so näherte sich ihm in diesem Augenblick ein großer Affe und langte mit Grimassen nach dem von Gold und Steinen funkelnden Säbel des Peischwa — ein tüchtiger Kolbenstoß des Kanadiers jedoch stürzte das Thier wimmernd in das Bassin und die ganze Rotte zog sich schnatternd und zähnefletschend eilig zurück.

Einige kurze Fragen reichten hin, den Peischwa zu überzeugen, daß der Verfolgte den Ausgang noch nicht versucht hatte, und indem er seine Befehle ertheilte, waren die Krieger und die ganze Versammlung, die erfahren, daß es galt auf einen Faringi Jagd zu machen, im Begriff, sich in dem Gehege zu verbreiten, als aus einem entfernten mit Gebüsch und Bäumen dicht besetzten Theil desselben ein eigenthümlicher Lärmen herübertönte und mit jedem Augenblick zunahm.

Das Gehege war mit prächtigen Mangos, Banjanen, Akazien, Bananen, Pingalas und Tamarinden besetzt, über deren reich und üppig belaubten Kronen hin und wieder eine Palme ihre mächtigen Fächer spannte, oder die schlanke indische Fichte ihre Riesenbogen und Säulengänge schlug, während ein Heer von Mimosen, Aroideen, Farren und Orchideen ihre Ranken um die Stämme wand und in Trauben und Behängen von Baum zu Baum lief.

In dieser prächtigen tropischen Vegetation hauste das Heer von Affen und Meerkatzen, vom großen Chimpansee bis zum kleinen wie ein Damenhandschuh großen Löwenäffchen, in ungestörter Freiheit, nur ewig unter sich selbst in Streit und Zank, der sich nur zur Einigkeit wandelte, wenn es galt, sich gegen einen gemeinsamen Feind zu wenden.

Was daher an „stummen Leuten“ in der Nähe des Bassins sich befunden hatte, eilte jetzt in grotesken Sprüngen der Gegend zu, woher jenes Geschrei ertönte. Der Lärmen, den die Affen erregten, das Quiken und Schnattern, Bellen und Zetern war in der That ohrzerreißend und bekundete Nichts weniger, als

ihren Anspruch auf den Namen, den die Hindu's ihrem Gehege gegeben. All ihr Zorn, all ihre Erbitterung schien sich auf einen Gegenstand zu concentriren, der sich in dem dichten und dunklen Laub einer indischen Fichte verborgen haben mußte, denn von allen Seiten wurden Steine, Früchte und Holzstücke nach jener Stelle geschleudert, und die Muthigsten und Kräftigsten liefen an den Stämmen auf und nieder und fletschten nach ihrem verborgenen Feind die Zähne, während andere Haufen auf dem Boden, wie von der Tarantel gestochen, umherhüpften und die merkwürdigsten Capriolen schnitten.

Hätte die Sache nicht ihre traurige schreckliche Deutung gehabt, der unbefangene Zuschauer hätte lachen mögen über diesen komischen Anblick.

Am Fuß eines mächtigen Pingalabaumes lag ein ziemlich großer Affe mit eingeschlagenem Schädel, und die Leiche ihres Kameraden bildete den Mittelpunkt der Hauptgruppe, aus der förmlich menschliche Schreie und Klagen ertönten.

Als der Nena und seine Begleiter dieser Scene sich eilig näherten, konnten sie schon in einiger Entfernung zwischen dem Geschrei der Affen die kräftigen Verwünschungen einer Männerstimme in englischer Sprache hören, die immer lauter und verständlicher wurden, je näher sie kamen.

„Des Teufels seine Gevatterkinder mögt Ihr sein, aber keine ehrlichen Thiere," erklang die Stimme des Irländers. „Heiliger Patrik — im ganzen gesegneten Irland ist keine Creatur so boshaft, daß sie einen armen Kerl, der auf der Flucht ist, verrathen und fangen würde! — Ha ich kenne Dich ganz gut, Du blaunäsiger Schurke — Du magst Dich verstellen wie Du willst, ich weiß, Du warst diese Nacht mit unter den Verräthern beim Sturm auf den Wall! — Komm mir nicht zu nahe, Du stutzohriger Ohnehose, oder ich hau Dir die Hand vom Rumpfe!"

Es war offenbar, daß der ehrliche Mickey sich in dem Glauben befand, daß viele der Affen verkleidete Hindu's wären, auf der Jagd nach ihm begriffen. Dies ging noch mehr aus den nachfolgenden Worten hervor, die den Purzelbaum eines Affen von einem ziemlich hohen Ast begleiteten.

„Bei der Seele meiner Mutter, ich habe Dir's gesagt, Du

schwarzer Halunke, daß Du mir nicht zu nahe kommen sollst! Jäsus mein Härre — daß ein Christenmensch wie ich, auch unter solches Gesindel fallen muß! Wenn ich nun einmal dran muß, möcht's meinetwegen in einem tüchtigen Handgemenge sein, nicht wie eine Elster im Sprenkel auf 'nem Baumzweig! Gottes Segen — da kommen die Andern, nu wird der Tanz mit meiner Mutter Sohn losgehn!"

In der That hatten sich seine gefährlicheren menschlicheren Gegner dem Zufluchtsort genähert, den er unglücklicher Weise gewählt, indem er statt sich im Gebüsch zu verstecken, einen Baum erklettert und so eine Familie großer Chimpansee's in ihrem Bereich gestört hatte.

„Dort — dort ist er — zwischen den Blättern," rief die Bayadere, deren scharfer Blick den armen Kerl bald entdeckt hatte. Die Menge umgab die Stelle und aller Augen richteten sich nach der Krone des Baumes.

„Komm herunter, Kaffir — oder Dein Tod soll ein schrecklicher sein!" befahl die sonore Stimme des Nena.

Mickey, statt dem Befehl Folge zu leisten, begnügte sich damit, noch höher in den Wipfel des Baumes zu steigen und einen bessern Versteck zu suchen.

In der That bot das dicke Gewebe von Aesten und Zweigen auf der Höhe der in ihrem untern Theil glatten und graden Stämme einen ziemlich guten Schutz, aus dem ein Mann nur durch einen persönlichen Angriff oder einen glücklichen Schuß zu vertreiben war.

„Nä — Härre," parlamentirte der Irländer — „wenn's Ihnen gleich ist, möchte ich lieber hier oben erst einige Worte mit Ihnen reden, es wäre denn, daß Sie einem armen Kerl auf das Wort eines schwarzen Schentleman schwören wollten, seiner Haut Nichts zu Leide zu thun!"

Die Erbitterung des Peischwa stieg durch die seinem Zorn sich in den Weg stellende, eigentlich ziemlich lächerliche Situation, und er wandte sich mit flammenden Augen zu seinen Begleitern, indem er einigen befahl, die Bäume zu erklettern und Jagd auf den Irländer zu machen, um ihn lebendig zu fangen.

Sofort warfen vier oder fünf der gewandtesten Sepoys ihre

Musketen nieder und begannen an verschiedenen Stellen die dünnern Stämme der Fichte zu erklimmen.

Wir wissen nicht, ob unsere Leser das eigenthümliche Wachsthum dieses in Indien sehr häufig vorkommenden Baumes nach den früheren Andeutungen sich bereits vorgestellt haben. Der Stamm der indischen Fichte (ficus) schießt grade und glatt bis zu einer gewissen Höhe empor, breitet dann wagerecht seine mit dicht belaubten dunklen Zweigen bedeckten Aeste aus, deren Spitzen sich wieder zum Boden herabsenken, dort neue Wurzeln schlagen und einen Nebenstamm bilden, der sich in gleicher Weise fortpflanzt. Das Gewebe der Zweige in der Höhe ist so dicht, daß ein Mann wie auf elastischem Boden darüber hinwegschreiten kann, und das Laubdach dieses Blätterdoms so groß, daß oft viele hundert Menschen unter seinem Gewölbe Platz finden.

Aus diesen Umständen erklärt es sich, daß die Jagd auf den Irländer trotz der Zahl seiner Verfolger keineswegs eine so leichte war. Mickey kletterte wie eine Katze und fand nachgerade ein Vergnügen daran, seine Feinde zu narren, während jene Feigheit, welche die Sepoys meist im einzelnen Handgemenge einem Europäer gegenüber zeigen, sie abhielt, ihm allzu nahe zu kommen, da er eben so, wie sie, mit einer blanken Waffe zur Vertheidigung bewehrt war und bereits einer der Sepoys einen Hieb davon getragen hatte. Dennoch konnte es Mickey nicht verhindern, nach den jüngeren, weniger dichten und schützenden Bäumen hingetrieben zu werden.

„Schießt den ungläubigen Hund herunter!“ befahl endlich der immer ungeduldiger werdende Fürst — aber keiner der Sepoys wagte es, das Gewehr zu erheben, alle blickten mit scheuer Furcht bald auf den Nena, bald auf die Priester, da ein strenges Gesetz verbietet, im Bezirk der unterm Schutz des Tempels stehenden Thiere eine Feuerwaffe abzubrennen, ja überhaupt schon das Tragen derselben verpönt.

Der Nena wandte sich erzürnt zu dem Kanadier in seiner Begleitung. „Diese Feiglinge sind schlimmer als die Thiere, um derenwillen sie sich zu Thoren machen. Bei der Dunkeläugigen, ich muß diesen Mann haben. Schieß ihn herab!“

Adlerblick hob zögernd die nimmer fehlende Waffe.

„Mordioux," sagte er rücksichtslos — „das ist keine Arbeit für mich, Monseigneur! Der Bursche kann sich nicht vertheidigen gegen mich, und es wäre so gut, wie ein Mord aus dem Hinterhalt."

„Wagst Du es, über meine Befehle zu mäkeln, Schurke?" schnaubte der Nena ihn an. „Schieß, sag' ich, oder fürchte meinen Zorn!"

Der ehemalige Trapper, der sich auch nicht das geringste Gewissen darüber gemacht haben würde, den Irländer aus jedem Versteck nieder zu schießen, wenn dieser nur selbst ein Gewehr in der Hand gehabt hätte, zögerte noch immer, da er auf der andern Seite den Charakter seines Gebieters zur Genüge kannte, als ihm ein glücklicher Gedanke zu kommen schien. In diesem Augenblick wurde nämlich die volle Gestalt des Verfolgten sichtbar, als er einen der Sepoys zurückwehrte; — wie ein Blitz fuhr die schwere Flinte an die Wange des Schützen, der Schuß krachte, und die Dschambea flog aus der Hand des Irländers, daß von der Gewalt des Stoßes ihm fast das Gelenk aus einander gerissen wurde.

Die Sepoy's in den Aesten des Baumes stießen ein Triumphgeschrei aus und eilten, sich auf ihren Gegner zu stürzen. Aber mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens eilte dieser auf dem Ast entlang und stürzte sich plötzlich mit einem Sprung hinunter mitten unter seine Feinde und zwar grade auf den Schützen, der ihn so eben entwaffnet.

Der Stoß war so unerwartet und so schwer, daß der Kanadier trotz seiner Größe und Stärke wie von einem Felssturz getroffen laut- und regungslos zusammenbrach, Mickey aber, dessen Fall eben dieser Umstand gebrochen, war im Nu mit der Elasticität einer Stahlfeder wieder auf den Füßen und den Mexikaner und einen der Sepoys über den Haufen werfend, brach er in gewaltigem Anlauf durch den gefährlichen Kreis und floh in weiten Sprüngen durch den Waldgrund der Pagode und dem Eingang des Geheges zu.

Ein gellendes Geschrei von Verwünschungen und Drohungen erscholl hinter ihm und alsbald war die ganze Meute auf seinen Fersen. Aber die Todesangst verlieh dem Verfolgten eine wahr-

haft wunderbare Muskelkraft und als er das Bassin und die Freitreppe der Pagode erreichte, waren seine Feinde noch weit hinter ihm.

Der Irländer war mit einem Sprung auf der Höhe der Stufen, warf einen alten Brahminen, der ihm entgegentrat, zu Boden und stürzte durch das offene Thor des Tempels in's Freie.

Mehrere Diener und Soldaten hielten vor der Mauer des Vorhofs die Pferde des Peischwa und seiner Begleiter; das Erscheinen des Flüchtlings war aber so plötzlich und von dieser Seite so unerwartet, daß Keiner aus dem zahlreichen Haufen Entschlossenheit genug fand, ihn aufzuhalten.

Das Aussehn des Armen war überdies furchtbar genug, um selbst das Herz eines muthigen Mannes erbeben zu machen, wenn er ihm gegenüber treten sollte. Seiner Oberkleider entblößt, mit bloßem Kopf und wirrem Haar hatten die langen Dornen sein Fleisch an vielen Stellen zerrissen und Schultern, Brust und Arme förmlich mit blutigen Schrammen bedeckt. Sein Gesicht war von Schweiß, Pulver und Blut auf das Scheußlichste entstellt, die Augen, blutunterlaufen, begannen von der furchtbaren Anstrengung hervorzuquellen und aus dem weitgeöffneten Mund keuchte ein mit jedem Schritt kürzer werdender heißer Athem.

Dennoch hielt er keinen Augenblick in diesem furchtbaren Lauf um sein Leben inne, sondern stürzte vorwärts, indem er sich nach der Richtung wandte, in welcher die Befestigung der Engländer lag.

Aber das Schicksal wollte die heldenmüthigen Anstrengungen des braven Burschen nicht unterstützen. Zwischen dem Gehege der „stummen Leute" und der Verschanzung der Engländer war eine weite Strecke aufsteigenden freien Landes, nur an einzelnen Stellen von Mangrove und Karylbüschen und wenigen Bäumen unterbrochen, aber hin und wieder mit Wassergräben zur Befruchtung der Felder durchzogen, die seinen Lauf hinderten, und als er wild um sich schaute, gewahrte er, daß von zwei verschiedenen Seiten Haufen von Sepoys, durch den Lärmen und die jetzt hinter ihm drein fallenden Schüsse aufmerksam gemacht,

herankamen und ihm den Weg nach dem Fort abzuschneiden suchten.

Der Nena hatte unterdeß gleichfalls mit seinen Begleitern den Ausgang der Pagode erreicht, sein Antlitz schien förmlich schwarz geworden vor Zorn und mit dem einzigen Wort: „Lebendig!“ an Alamos, der ihm zur Seite war, wies er auf sein eigenes Pferd.

Erbittert über die ungenirte Art, mit welcher ihn der Irländer bei seiner Flucht zu Boden geworfen, sprang der Mexikaner mit einem Satz auf das treffliche Vollblutroß seines Gebieters, und indem er ihm die Fersen in die Flanke preßte und es zum vollen Galopp antrieb, begann er mit geschickter Hand den Lasso loszumachen, den er um seinen Gürtel gewickelt trug.

Noch eine verzweifelte Anstrengung machte der Irländer, den Sieg zu gewinnen. Er befand sich etwa noch zehn Minuten von den schützenden Wällen entfernt, und konnte bereits die dichten Haufen der tapferen Vertheidiger erkennen, welche das eigenthümliche Schauspiel auf die Schanzen und die Dächer gelockt, obschon nur wenige dessen Ursache begriffen. Daß dies aber von verschiedenen Personen geschah und er erkannt wurde, bewies ihm das Wehen eines Frauenkleides von der Höhe des Lazarethgebäudes und das Schwenken eines weißen Tuches, und gleich darauf donnerte ein Kanonenschuß, und eine Vollkugel ricochettirte in langen Bogen nach der Richtung, in welcher einer der Sepoyhaufen herbeirannte, um ihm den Weg abzuschneiden.

Wenige Minuten noch und er wäre gerettet gewesen, denn auch die andere Schaar hatte einen gleich weiten Weg wie er selbst zu machen, um ihn abzuschneiden, — als er sich plötzlich an dem Rand eines breiten Grabens sah, den er selbst im Vollbesitz seiner Kräfte nicht zu überspringen vermocht hätte. Diese waren vielmehr jetzt zu Ende, die keuchende Brust fand kaum noch Athem und hinter sich hörte er das Triumphgeschrei seiner Feinde und den Galopp der herankommenden Pferde.

Da blieb er stehen, kehrte sich um und die Fäuste geballt und vorgestreckt, erwartete er wie der Büffelstier, der sich zum Tode getroffen fühlt, das Horn gesenkt sich gegen die Jäger wendet, seine Verfolger.

Im nächsten Augenblick parirte in der Entfernung von etwa zehn Schritt von ihm Alamos der Mexikaner das Pferd des Nena mit so gewaltigem Ruck, daß es sich fast auf die Hacken setzte, hob sich in den Bügeln und ließ die gefährlichen Kugeln im engen Kreise um seinen Kopf sausen — eine Bewegung der Hand — und sie flogen durch die Luft und umschlangen die Füße des Irländers. Im selben Moment von der Hand des geübten Reiters um sich selbst gedreht, sprang das Pferd empor und der um den Sattelknopf geschlungene Riemen riß den Unglücklichen zu Boden und schleifte ihn in wildem Lauf über den Boden hin, während der Siegesruf des Gaucho sich in das Gebrüll des Gemarterten mischte.

Unter einer stattlichen Tamarinde außerhalb der Kanonenschußweite der Befestigung hielt der Nena auf einem andern Roß, und hierher schleifte der Mexikaner seinen Gefangenen, dessen Aussehn kaum noch menschlich zu nennen war.

Auf einen Wink des Peischwa wurde die Schlinge von seinen Füßen gelöst und er aufgehoben. Mickey war in den ersten Minuten so schwach, daß er nicht allein zu stehen vermochte, und seine Augen rollten wie bewußtlos im Kreise umher, während seine schaumbedeckten Lippen sich wiederholt öffneten und schlossen.

Bei diesem Anblick trat plötzlich ein Mann aus dem Kreise und schritt auf den Unglücklichen zu; es war Ralph der Bärenjäger. Der Riese öffnete seine Jagdtasche, zog eine lederne Flasche hervor, die wahrscheinlich Arac oder Toddy enthielt und reichte sie dem Gefangenen. „Da — trink," sagte er — „Du magst zwar ein Spion sein, aber Du hast Dich als braver Kerl gezeigt und wirst Stärkung brauchen!"

Der Irländer sah ihn mit einem halbverwunderten Blick an, dann strich er sich die blutigen Strähnen der Haare aus dem Gesicht — ergriff die Flasche und that einen langen Zug daraus. Noch ein Mal hob er sie gegen das Licht, beliebäugelte ihren Inhalt und wiederholte schmatzend den Zug, der sie bis zum Boden leerte. „Nimm's nicht übel, Kamerad," sagte er mit freundlichem Grinsen, „es wird wahrscheinlich das letzte Mal gewesen sein, daß Mickey Free einen kühlenden Tropfen auf dieser Welt schluckt, und im Fegefeuer soll's noch heißer brennen,

wie in diesem spitzbübischen Lande. Hab' Dank! Ich erkenne Dich, Du bist einer von des Nena Männern, und der da mit den rollenden Augen ist der Satan selber!"

Der Bärenjäger nahm schweigend die Flasche und trat in den Kreis zurück, ohne sich viel um den finstern Blick zu kümmern, den der Peischwa auf ihn warf. Das scharfe Getränk schien die Kräfte und Lebensgeister des unglücklichen Irländers in der That neugestärkt und ihm den alten Muth wiedergegeben zu haben, denn er stand jetzt allein und sein Gesicht nahm einen Ausdruck von kühnem Trotz an.

Das Auge des Nena ruhte durchbohrend auf ihm. „Du bist ein Spion" — sagte er — „Du kommst aus jener Verschanzung der weißen Hunde — Du mußt sterben!"

„Ich fürchte selbst, Eu'r Gnaden," entgegnete Mickey, der sogar in diesem schrecklichen Augenblick seine gewöhnliche Redeweise beibehielt, „Eu'r Gnaden müßten denn bei besonders guter Laune sein, was aber nicht zu erwarten steht. — Was aber den Ausdruck Spion betrifft, so — — — — — — — — — —

„Was thatest Du hier? Wer schickte Dich ab? Jener Sohn eines Hundes, den die Kaffirs General Wheeler nennen?"

Der Irländer guckte bald rechts, bald links, bald nach dem Wipfel des Baumes.

„Wer mich geschickt — Eu'r Gnaden — o ich kam auf eigene Faust!"

Der Nena stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Bringt den Verräther her!"

Einige Sepoys schleppten ihren Kameraden Nudschur Dschewarri herbei.

„Kennst Du diesen Hund?"

„Hm — es ist ein Corporal vom 31. Nativ-Regiment — der Schurke hat mich oft genug betrogen bei den Einkäufen — ich kenne viele Gesichter hier umher, so schwarz sie die Verrätherei auch gemacht haben mag."

„Du brachtest ihm Nachricht aus dem Fort — Du hast ihn erkauft und durch seine Hilfe mit dem Franken-Hakim verkehrt!"

„Muschla — was Eu'r Gnaden nicht Alles sagt! ich weiß

kein Wort von der ganzen Geschichte und habe den Nudschur seit einer Woche nicht mehr zu Gesicht bekommen."

„Lügner! Hier ist der Brief des Franken-Hakim an Diejenigen, die Dich gesandt haben!"

„Euer Gnaden mögen ihn bestellen lassen — Sie werden vielleicht den Leuten einen Dienst damit erweisen."

„Sohn eines Hundes — wahre Deine Zunge oder ich lasse sie Dir aus dem Halse reißen! Wenn ich Dir nicht Glied um Glied von Deinem unreinen Leibe hauen lassen soll, so gesteh, mit wem hast Du sonst hier verkehrt und wem noch Botschaft gebracht, außer dem Hakim?"

Der schlaue Irländer merkte sofort, daß der Peischwa von den einzelnen Umständen seiner Mission durch den Nudschur noch keine Kenntniß erhalten, und überzeugt, daß er auf Gnade ohnehin nicht zu rechnen habe, dachte er zu hochherzig, um auch nur durch ein Wort ein Verräther an seinen Landsleuten zu werden.

„Ich betheur' Eu'r Gnaden bei Allem, was Sie wollen — ich weiß von keiner Botschaft und bin blos zu meinem Vergnügen nach der Stadt gekommen!"

„Sind die Faringi, Deine Brüder, in jenen steinernen Häusern mit Brod versehen? Wie viel Männer zählen sie?"

„Heiliger Patrik, ich sollte meinen, Euer Gnaden hätten in dieser gesegneten Nacht Gelegenheit genug gehabt, sie zu zählen! Ich habe gehört, Euer Gnaden hätten 'nen Unfall gehabt, was mir sehr leid thun sollte."

Die Farbe des Nena änderte sich fast in's Grüne bei dieser Erinnerung. Er wandte sich ohne Antwort zu den Männern die ihn umgaben.

Einen Augenblick schien er nachzusinnen über die Strafe, die er solcher Keckheit auferlegen wolle, dann winkte er den Mexikaner herbei.

Seine Hand wies nach zwei jungen schlanken Palmen, die in kleiner Entfernung, etwa zehn Schritt weit von einander, ihre Kronen in der Abendluft wiegten. Sie gehörten dem Geschlecht der Caryotas an und haben ein besonders zähes und elastisches Holz.

„Siehst Du die beiden jungen Bäume dort?"

„Ja, Sennor Peischwa!“

„Vermagst Du mit Deinen Schlingen ihre Wipfel zur Erde zu beugen?“

„Wenn mir einige dieser Tagediebe helfen wollen — gewiß Sennor!“

„So thue es!“

Der Mexikaner winkte drei oder vier der Sepoys und ging mit ihnen der kleinen Baumgruppe zu.

Der Irländer hatte von dieser Unterredung, bei der sich der Peischwa des Hindostani bedient, nur wenig verstanden, doch zweifelte er keinen Augenblick, daß es sich darum handle, ihn aufzuknüpfen, und er fuhr sich unwillkürlich mit der Hand an den Hals. „Zum Henker mit dem Gezauder,“ murmelte er — „was sie für Vorbereitungen bedürfen! Können sie einem ehrlichen Kerl nicht einen raschen Soldatentod gönnen!“

Der Peischwa wandte sich zu ihm und deutete nach dem Hügel, auf welchem sich weit umher sichtbar die befestigten Gebäude erhoben, welche gegenwärtig den Schutz der Engländer bildeten. Die Entfernung war nicht so groß, daß man nicht bei der Klarheit der südlichen Luft selbst ohne Glas von einer Stelle zur andern mit scharfem Auge die Handlungen der Gruppen hätte sehen können. Während der Jagd und der Vorgänge, die wir eben beschrieben, war die Sonne immer tiefer zum Horizont gesunken und ihre letzten Strahlen ruhten jetzt vergoldend auf der Höhe jenes Hügels, den Erdwällen und den Mauern der beiden Gebäude.

Auf der Terrasse des Daches des Lazareths wurde eben ein Balken mit einem Querholz errichtet, und seine dunkle Linie war deutlich erkennbar. Eine Menschengruppe umdrängte seinen Fuß.

„Die Kaffirs, Deine Brüder,“ sagte der Nena spöttisch, „errichten einen Galgen für einen der Gläubigen. Wer auch in ihren Händen sein mag, er wird zu sterben wissen für die Freiheit. Der Gott der weißen Männer vermag nicht Dein Leben zu retten — Du mußt sterben. Aber wenn Du antworten willst auf meine Fragen, sollst Du sterben wie Rudschur, Dein Genosse und nicht wie ein ungläubiger Hund unter qualvollen Martern!“

Der Irländer kratzte sich hinter den Ohren. „Ich kann

mir denken, wen sie da hängen wollen, obschon ich nicht davon wieder lebendig werden möchte! Major Rivers langte sich einen der Jemedare bei dem Gefecht dieser Nacht. Das Beste was Eu'r Gnaden thun können, ist, daß Sie ein Ende machen — die Zeit auf den Strick zu warten, ist gerade nicht sehr behaglich und ich hab' Eu'r Gnaden Nichts zu sagen!"

Der letzte Strahl der Sonne war verschwunden und die Dunkelheit trat mit jenem raschen Uebergang ein, den man nur in den Tropenländern kennt.

Auf den Befehl des Nena wurden jetzt einige Aeste harzigen Holzes angezündet, um als Fackeln bei der Exekution zu dienen. Der Mexikaner und seine Gefährten waren beschäftigt, die zweite Palme zu beugen und ihren Wipfel mit einem schweren Stein am Erdboden fest zu halten.

„Bindet seine Arme!" befahl der Nena.

Zwei Sepoys warfen sich auf den Unglücklichen und schnürten ihm die Hände auf den Rücken.

Der Peischwa schaute ungeduldig nach dem Werk der Männer an den Palmen, das ihm zu lange währte. Er deutete auf den Baum, unter dem er hielt.

„Hängt unterdeß diesen Verräther seines Glaubens und seines Landes an jenen Ast! Der ungläubige Hund mag an seinem Gefährten lernen, was seiner wartet!"

Auf den Schultern eines andern kletterte einer der Sepoys zu dem Ast empor, setzte sich rittlings darauf und schlang einen Strick von den Fasern der Kokusnuß darum, an dessen Ende sich eine laufende Schlinge befand. Man schleppte den Nudschur Dschewarri herbei und stellte ihn unter die Schlinge. Der Corporal machte keine Bewegung, sich dem ihm drohenden Schicksal zu entziehen, sondern überließ sich mit dem Stoicismus des Orientalen den Händen der Henker. Nicht einmal ein anklagender Blick erhob sich zu dem Manne, dessen Genossenschaft er den Tod verdankte. Er hatte sein Geld genommen, obschon er wußte, welche Gefahr damit verknüpft war — seine Philosophie fand es daher auch in der Ordnung, daß er die Folgen tragen müsse.

Nicht so der Irländer, dessen Rechtlichkeitsgefühl sich gegen die Bestrafung des Nudschur empörte. „Es ist 'ne Sünd' und

Schande, so wahr der Härre lebt," sprudelte er, „daß so 'ne arme Creatur hängen soll, blos weil sie ihrer Natur nachgegeben, und auf's Kommando ihres Sergeanten und für 'ne Hand voll Geld den Pflasterschmierer geholt hat. Lassen sich Eu'r Gnaden an Mickey Free begnügen, wenn Sie denn ein Mal durchaus hängen wollen! Der arme Kerl hat Weib und Kinder und um mich wird Niemand 'ne Thräne vergießen, es sei denn Betsy O'Flanaghan, wenn ihr die Geschichte zu Ohren kommt, da sie 'n gutes Mädchen und obendrein 'ner Lady Kammerjungfer ist!"

Die Einsprache Mickey's würde seinem Schuldgenossen wenig genützt haben, wenn nicht eine solche zugleich von einflußreicherer Seite gekommen wäre.

Die Bayadere nämlich trat zu dem Peischwa, deutete auf den Verurtheilten und dann nach der Gegend der Verschanzung und sprach eifrig zu ihm. Der Nena hörte sie finster an, aber das was sie sagte, schien Eindruck auf ihn zu machen; denn über sein Gesicht fuhr ein grimmiges Lächeln und — als schon der Corporal von seinen Henkern in die Höhe gehoben und die Schlinge um seinen Hals gelegt war, erhob er die Hand und rief:

„Halt! — Bringt ihn hierher!"

Während gehorsam die Henker den Strick lösten und den Sepoy herbeiführten, erstrahlte plötzlich in der Richtung der Verschanzung ein helles Blaulicht. Man erblickte in seinem Schein deutlich die Parapets der Wälle und die Dächer der Gebäude — an dem Galgen, der auf der Terrasse des Hospitals errichtet war, hing eine menschliche Gestalt in den letzten Todeszuckungen.

Der Nena lachte bitter auf, als er nach jener Seite hindeutete. „Deine Brüder — die Hunde! geben uns das Beispiel, und bei dem Schlangenhaar der Khali — es soll nicht verloren sein! — Geh," — fuhr er zu dem Sepoy gewendet fort — „ich schenke Dir das Leben, aber bedenke, daß das Auge des Peischwa auf Dir ruht und seine Gerechtigkeit über Dir schwebt!"

Der Rudschur warf sich vor den Hufen des Pferdes in den Staub und betheuerte seine Treue und Ergebenheit. Dann zog er sich hastig in den Haufen seiner Gefährten zurück.

„Was giebt es — was flüstert Ihr?" fragte der Nena, dessen

Falkenblick bemerkte, daß die beiden ehemaligen Trapper der Felsgebirge eifrig mit einander sprachen, der Adlerblick war jetzt gleichfalls herbeigekommen.

„Hoheit," sagte Ralph — „dieser Kanadier meint, er habe in dem Licht, das die Engländer so eben über die Ebene warfen, zwei dunkle verdächtige Schatten sich bewegen sehen, und mir selbst kam es so vor, obschon meine Augen nicht mehr so gut sind, wie zur Zeit, als ich noch mit den Apachen und den tapfern Comanches den grauen Bären in den Klüften der Felsgebirge jagte."

Der Nena dachte einen Augenblick nach — es schien ihm nicht unlieb zu sein, einen Vorwand zu finden, um die beiden weißen Krieger zu entfernen. „Nehmt ein Dutzend dieser Männer mit Euch und durchstreift die Ebene bis zu der Batterie des Subedar Vaillant, damit jene Söhne von Hunden und Eseln es nicht wagen, uns zu überfallen. Doch höre — wie lange sagtest Du, daß Du einen Gefangenen hättest leben sehen, den die braunen Krieger der Einöden Deines Landes zwischen den Wipfeln der jungen Bäume ausgespannt?"

Der rauhe Trapper schauderte, denn er erkannte jetzt die grausame Absicht des Hindufürsten.

„Drei Tage und drei Nächte, Hoheit," sagte er kopfschüttelnd, indem er einen Blick der Theilnahme auf den Irländer warf — „aber es ist eine That, wie ich sie nicht mehr in meinem Leben zu sehen hoffe und wie sich nur für die rothen Teufel der Prairieen schickt. Ich hatte —"

„Geht und vollführt meine Befehle!" unterbrach ihn der Nena gebieterisch. Dann — während die beiden Trapper mit einem Haufen Sepoys davonschritten und sich bald in der Dunkelheit verloren, — wendete er sein Pferd zu den Palmenbäumen hin, indem er winkte, den Irländer ihm nach zu führen.

Mit Hilfe des Lasso's war es dem Mexikaner gelungen, die Wipfel beider Bäume zur Erde zu beugen und an einander zu befestigen. Als der Nena herankam, waren diese Vorbereitungen gerade vollendet.

„Man wird von der Behausung jener Hunde auf diese Stelle sehen können?"

„Carambo, Sennor Peischwa — ich bürge dafür. Wir sahen bei dem Licht, das sie warfen, deutlich den Galgen, den sie errichtet haben!“

„Ein Galgen ist des andern werth,“ sagte mit Hohn der Nena. „Schnürt diesen Kaffir mit Händen und Füßen fest an die Spitzen der Palmen, und laßt sie ihn empor in die Luft schnellen. Wenn Surya seine ersten Strahlen über die Erdscheibe gießt, werden seine Brüder diese Frucht unserer Bäume sehen.“

Mit einem Jubelgeschrei warfen sich die Henkersknechte des Peischwa auf den unglücklichen Irländer und diesen zu Boden. Derselbe begann jetzt zu ahnen, daß etwas Ungeheuerliches mit ihm vorgenommen werden sollte, und begrüßte — da ihm die Hände gebunden waren — den Ersten, der sich ihm näherte, mit einem kräftigen Fußstoß. Aber die Uebermacht war zu groß — der Mexikaner selbst scheute sich nicht, zu dem scheußlichen Werk mit Hand anzulegen, da ihm der Engländer nur als Feind galt und er bei ähnlichen Grausamkeiten in den ewigen Bürgerkriegen seines Vaterlandes oft genug mit geholfen, und trotz seines Sträubens, seines weit über die Ebene hin dringenden Gebrülls, seiner Bitten und Verwünschungen ward der Sergeantmajor mit festen unzerreißbaren Baststricken an den Gelenken der Füße und Hände an die ihrer Blätter beraubten Baumspitzen geschnürt.

Die Todesangst und Verzweiflung malte sich jetzt in furchtbaren Zügen auf dem Gesicht des braven Burschen, der so oft dem Tode getrotzt, ohne daß sein Geist irgendwie aus der gewöhnlichen Fassung gekommen. Aber das Unbekannte — Furchtbare dieser Marter, mit der man ihn bedrohte, schien all seine Standhaftigkeit vernichten zu wollen.

„Heilige Mutter Gottes,“ brüllte er — „schütze mich vor diesen leibhaftigen Teufeln und erbarme Dich meiner Seele. — Laßt mich beten — sag' ich — ein einziges Paternoster, wenn eine Mutter Euch geboren — laßt meine Beine los, ihr gottvermaledeiten Schurken — einen Soldatentod! einen ehrlichen Soldatentod! — Mord! Mord! Zu Hilfe Oberst Stuart — Betsy — arme Bet — zu Hilfe Kameraden — . . .“

Der tapfre Offizier, an dessen Seite er in blutiger Schlacht gestritten und zu dem er halb bewußtlos in diesem furchtbaren Augenblick um Hilfe rief, war ihm voran gegangen in die Ewigkeit! Der Nena gab ein Zeichen und der Mexikaner zerhieb die Bande, welche die Wipfel der Bäume zusammenhielten.

Ein entsetzlicher gellender Schrei, der nichts Menschliches hatte — man sah eine dunkle Gestalt in der Form eines Andreaskreuzes in der Luft zittern und hin- und herschwanken, von der elastischen Schwungkraft des zähen Holzes bewegt — fast im nämlichen Augenblick der Knall eines Schusses — eine convulsivische Bewegung jenes dunklen Körpers am Nachthimmel — —

„Was ist geschehen? wer that den Schuß? Bei Yama dem Unterirdischen — wehe dem unvorsichtigen Schützen!“

Die Bayadere hatte einem der Fackelträger diese aus der Hand gerissen und streckte sie hoch hinauf zu dem Unglücklichen, dessen Glieder auf das Grausamste von der Spannung der beiden Palmen auseinander gerissen wurden.

Aber kein Laut — kein Schrei des unsäglichen Schmerzes kam mehr von seinen Lippen — das Haupt des armen Dulders hing kraftlos zur Seite — ein Strom von Blut rann aus der zerschmetterten Stirn — der Irländer war todt, getödtet in dem Augenblick der grausamen Marter von der Kugel aus Freundes Rohr.

Der Nena stieß einen grimmen Schrei der Wuth aus, als er sein Opfer auf diese Weise so plötzlich aller Marter entrückt sah. Er legte die Hand an den Griff seines Säbels und sein drohendes Auge suchte im Kreise der Männer den verwegenen Schützen.

Rascher, als noch ein Wort des Zornes sich seinen Lippen entwand, fiel in einiger Entfernung ein zweiter Schuß — der gellende Ram-Ruf wurde hörbar, ein wirres Gewehrfeuer, und man vernahm ein Geschrei wie den Lärmen eines Kampfes und einer weitern Verfolgung.

„Das sind die Sepoy's der Amerikaner!“ rief der Nena — „zu den Waffen, Männer — die Feinde haben einen Ausfall gemacht!“

Aber ein näher kommender Jubelruf der Hindukrieger be-

nachrichtigte ihn alsbald, daß keine Gefahr zu fürchten sei, und die dunkle Gruppe, die sich nahte, aus Freunden bestände.

Adlerblick und der ehemalige Bärenjäger, die Gewehre in der Hand, traten in den Lichtkreis der Fackeln. Hinter ihnen her drängte sich das kleine Kommando Sepoys, das sich auf den Befehl des Nena ihrem Spähergang angeschlossen hatte — in seiner Mitte, von zehn Händen gehalten, eine fremde Gestalt.

Der Nena sprengte gegen die Gruppe.

„Was ist geschehen? gebt Antwort? Wo sind die Faringi?“ herrschte er ihnen zu.

„Wir sahen ihrer nur zwei, Monseigneur,“ sagte der Kanadier — „die sich in die Nähe gewagt. Der Blitz des Schusses, den der Eine nach jenem Körper dort that, verrieth sie und wir bringen einen Gefangenen, der Andere ist entkommen!“

Der Bärenjäger stieß den Kolben seiner Büchse auf den Boden. „Ich wünschte, der Andere wäre es auch,“ murmelte er, „und verdammt sei das Gesindel, das ihn auffing. Es war ein wackeres Stück, hierher zu kommen und jenem armen Kerl die tagelange Höllenmarter zu ersparen.“

„Wo ist der Gefangene?“

Die Sepoy's stießen ihn in den Lichtkreis — die Tänzerin schlug mit einem Schrei wilden Frohlockens die Hände zusammen und sprang auf ihn zu.

Der Gefangene war Lieutenant Sanders; der Verlobte Editha Highsons, ihrer Nebenbuhlerin!

Der Verrath.

In dem Zelt, das der Peischwa noch immer auf der Stätte des Bungalows des Residenten, seines Feindes, bewohnte, saß der Nena an einem niedern mit Papieren bedeckten Tisch, sein Auge unruhig darauf geheftet oder es zu seiner Vertrauten, Anarkalli der Bayadere, aufschlagend, die ihm gegenüber auf dem Divan kauerte und lebhaft zu ihm sprach.

Von Zeit zu Zeit horchte der Nena auf den dumpfen Donner eines Kanonenschusses; denn obschon neunzehn Tage seit dem ersten Sturm auf die Verschanzung der Engländer und der Hinrichtung des armen Mickey vergangen waren, hielt sich das improvisirte Fort noch immer gegen die Uebermacht des Feindes.

Wenn je ein Heldenkampf gekämpft worden, der den Namen braver Soldaten in der Geschichte aller Zeiten berühmt gemacht hat, so war es die Vertheidigung dieser schwachen Erdwälle und einfachen Gebäude durch eine Hand voll Krieger gegen eine fast dreißigfache Uebermacht — diese Vertheidigung fast ohne Munition, ohne Proviant; unter der glühenden Sonne Indiens, unter dem Pesthauch der Krankheit.

Längst schon hatten die Belagerten die Erwiderung des schweren Geschützfeuers aufgeben müssen, womit Tag und Nacht die Batterieen der beiden französischen Offiziere des Nena, Cordillier und Vaillant, sie bedrängten. Die Munition war nur noch so spärlich vorhanden, daß sie kaum zur Abwehr der häufig wiederholten Stürme hinreichte und mit jedem Tage mehr schmolz. Der ganze Proviant, den die Besatzung besaß, bestand aus Mehl, und auch dieses in so geringer Menge, daß schon nach den ersten Tagen Alle auf halbe Ration gesetzt werden mußten.

Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß, wenn es ihnen gelänge, sich nur einige Tage gegen die Uebermacht des Peischwa zu halten, die Nachricht von ihrer Bedrängniß bald Lucknow und Allahabad erreichen und ihnen von dort Hilfe und Ersatz bringen würde. Das Gerücht, daß der Sergeantmajor es unternommen habe, Kundschaft aus dem Lager des Feindes zu bringen, hatte sich am Morgen nach dem ersten Sturm rasch in der kleinen Garnison verbreitet — aber selbst als am Abend das schreckliche Schauspiel seiner Verfolgung und der Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung vor ihren Augen sich entwickelte, gaben sie die Hoffnung auf baldigen Ersatz nicht auf.

Während General Wheeler, trotzend auf diese Hoffnung und zum Aeußersten entschlossen, als Drohung gegen den Nena den gefangenen Jemedar aufknüpfen ließ, hatten sich Sanders und Capitain Halliday entschlossen, auf eigne Gefahr sich Ueberzeugung von dem Schicksal des armen Burschen zu verschaffen und viel-

leicht Etwas zu seiner Rettung zu thun. In dem Schatten der einbrechenden Nacht ließen sie sich von den Wällen gleiten und es gelang ihnen, vorsichtig über die Zwischenebene bis in die Nähe der Bäume zu gelangen, unter denen der Nena das grausame Strafgericht vollzog. Mit Schmerz in den wackeren Herzen erkannten sie, daß der Unglückliche aus den Händen der Mörder nicht zu retten wäre, aber die sichere Büchse Halliday's gab im verhängnißvollen Augenblick ihm wenigstens den raschen Soldatentod.

Wir wissen, daß unglücklicher Weise die Rakete, welche die Belagerten warfen, sie dem scharfen Auge des Kanadiers verrathen hatte. Obschon weder Adlerblick noch der Trapper große Lust hatten, die wackere Freundesthat, als sie dieselbe bemerkt, mit einer Ergreifung der beiden kühnen Abenteurer zu vergelten, zwang sie doch die Gegenwart der Sepoy's zur Verfolgung, bei der Halliday in der Dunkelheit glücklich entkam. Er brachte die Nachricht von der That des Nena und von dem Fall des Lieutenants, den er unter den Schüssen der Sepoy's glaubte stürzen gesehen zu haben, in das Fort. —

Aber Tag auf Tag verrann, ohne daß die ersehnte Hilfe sich blicken ließ, und die Einschließung des Feindes wurde immer enger, immer gefährlicher — die oberen Theile der beiden gewölbten Gebäude bildeten nur noch einen Schutthaufen, und Bresche auf Bresche lichtete die schwachen Erdwälle, die nur mit der unsäglichsten Anstrengung während der Nacht wieder hergestellt werden konnten.

Vier schwere und blutige Stürme hatte die heldenmüthige Tapferkeit der kleinen Besatzung in der Zeit der neunzehn Tage abgeschlagen; die Frauen selbst fochten mit Muskete und Degen auf den Wällen und mancher tapfere Mann hatte das Kriegerschicksal Oberst Stuarts bereits getheilt.

Und nicht die Kugeln und der Hunger allein waren die grimmen Feinde, die an der kleinen Schaar zehrten und täglich neue Opfer forderten: die Leichen, die um die Wälle moderten und die keine der beiden Parteien zu begraben wagte, verbreiteten im glühenden Sonnenstrahl den Pesthauch der Verwesung, und die Harpye: Krankheit legte ihre hageren Krallen auf die Ge-

ängsteten. Wenn jetzt der Geier über dem ekeln Fraß schwebte und die Hyäne, der freche Räuber der Gräber, oder der Schakal heulend die Nächte um die Wälle strich, sandten die Belagerten ein Dankgebet zu Gott für diese entsetzliche Hilfe.

Was unter diesen Umständen die an den sybaritischen Luxus der indischen Bedienung gewöhnten Frauen litten, welche Entbehrungen, welche Leiden sie erduldeten, kann nur Der ermessen, welcher weiß, wie der Europäer in diesem Klima lebt. Und dennoch entwickelten in dieser Noth, in dieser Gefahr gerade die Frauen einen Heroismus, der den physischen Muth der Männer überstrahlte, oder vielmehr allein ihn aufrecht erhielt.

Den größten Theil der Zeit war General Wheeler an das Krankenlager gefesselt gewesen, — nur von Zeit zu Zeit gelang es ihm, sich auf den Wällen zu zeigen und die Vertheidigungsmaßregeln zu besichtigen. Sein Geist wurde von Tage zu Tage mißmüthiger und finsterer, und die beiden jungen Wesen, die ihm nahe standen, übten mit unerhörter Aufopferung ein doppeltes Samariterwerk, indem sie ihn pflegten und zugleich allen Frauen der kleinen Besatzung in den Pflichten der Selbstverläugnung, in der unermüdlichen Sorge für die Kranken und Verwundeten, ja selbst in der Thätigkeit auf den Wällen, wenn sie, die zum Tode ermatteten Männer ablösend, an ihrer Stelle Wache hielten, ein leuchtendes Vorbild waren.

Seit einigen Tagen fühlte der General jedoch sich wohler — sein Auge blitzte wieder streng und entschlossen wie sonst — sein Schritt war fest und mit Gewalt schien er der Schwäche zu gebieten. Am Morgen desselben Tages hatte man im Innern der kleinen Veste einen Pfeil gefunden, um dessen Schaft ein Brief gebunden war, dessen Adresse an den General lautete. In dem Augenblick, in dem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, waren sämmtliche Offiziere der Besatzung um den General zu einem Kriegsrath versammelt, nachdem während des ganzen Tages Alles, was Arm und Beine rühren konnte, mit der Instandsetzung der Waffen beschäftigt gewesen und der Rest der Munition und der Lebensmittel unter die Männer und Frauen vertheilt worden war. — — — — — — — — — — — —

— — —

„Bei der Dunkeläugigen, Mädchen," sagte der Nena höhnisch — „Dein Witz scheint sich diesmal geirrt zu haben. Wir hätten eben so gut den eignen Brief dieses Faringi an die Hunde seine Brüder schicken können, als die Schrift, die Du so trefflich nachgeahmt."

„Möge der Peischwa, die Zuflucht der Hindostani, bedenken, daß der falsche Brief des Gefangenen erst diesen Morgen in ihre Hände gekommen. Die Faringi vermögen nicht bei der Hitze des Tages zu fechten, sie werden die sinkende Sonne erwarten. Wenn ein Funke von Muth in der Brust der Kaffirs ist, werden sie die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen und der Gebieter Indiens wird die Rache an seinen Feinden befriedigen können."

„Hast Du heute den Engländer gesehen, Mädchen?"

Die dunklen Augen der Tänzerin funkelten in boshaftem Triumph. „Anarkalli sieht ihn alle Tage, wenn Surya aus dem Wasser der Weltschlange taucht und wieder zu ihr niedersinkt. Sie setzt sich in den Winkel seines Gemachs und ihr Anblick erinnert ihn an seine Undankbarkeit, während ihre Erzählungen von dem Geschick seiner Brüder in ganz Hindostan sein Herz durchbohren."

„Und wie trägt er seine Gefangenschaft, die längst mit den Martern des Todes geendet, wenn Du nicht sein Leben erhalten hättest wie das Leben jenes Verworfenen, der es wagte, mit den Kaffirs zu verkehren?"

Die Züge der Bayadere nahmen den Ausdruck tödtlichen Hasses an, ihre kleinen Hände ballten sich krampfhaft. „Er ist stolzer wie Krischna und sein schwarzes Herz verachtet es, ein Wort der Bitte an die Blüthe der Granate zu richten, die ihm einst theuer war. Er ist ein Krieger und ein Mann, ich gestehe es, aber ich will sein Herz brechen sehen und sein Auge weinen, wenn ich die glänzende Schlange vernichte, die mir seine Liebe geraubt!"

„Ich habe Dir geschworen mit dem Eide, den wir Beide kennen, daß Du wählen sollst unter den Gefangenen, wenn Dein Anschlag gelingt. Der Gedanke, ihm jenen Hund Rudschur Dschewarri zum Wächter zu setzen und diesen sich als einen

heimlichen Freund der Faringi ihm zeigen zu lassen, war gut, aber ich fürchte, jene Memmen hinter den Wällen, die allen unseren Anstrengungen trotzen, wagen den Ausfall nicht, zu dem Dein falscher Brief sie in seinem Namen aufgefordert."

„Die Bhawani wird ihre Diener nicht verlassen. Wer kann den weißen Männern trauen — ihr Sinn ist veränderlich. Die Nachricht, daß morgen die Reiter von Lucknow eintreffen, während sie bereits diese Nacht gekommen, und daß Du ihnen entgegen gezogen, wird sie verlocken. — Hat der Stern Hindostans von dem Kaffir-Hakim in Bithoor gehört?"

„Er sendet mir täglich Briefe, die ich die Flamme verzehren lasse. Er soll morgen den kranken Wessir der Rani nach Jhansi begleiten — bis dahin ist er ein Gefangener, der das Gebiet von Bithoor nicht überschreiten darf! Kassim sein Mayadar bewacht jeden seiner Schritte!"

„Nur das Grab ist die Kette, die immer bindet, und gehört jedem Verräther!"

„Schweig!" herrschte unwillig der Nena. „Nur der blinde Zorn ließ mich Finsterniß auf sein Haupt häufen. Ich danke ihm mein Leben und mehr als das — er war der Freund Jener, die ich nicht nennen will, bis sie gerächt ist in Strömen von Blut."

„Und dennoch hat er sie nicht wieder in Deinen Arm gelegt. Die weisen Männer der Christen rühmen sich, Alles thun zu können — warum machte er die Blume Deiner Liebe nicht wieder ihre Blätter erheben?"

Der Nena sah sie mit finsterm Blick an. „Jede Wissenschaft hat ihre Grenzen. Die Pforte des Todes bleibt verschlossen vor den Hakims der Kaffirs, wie vor den Weisen der Brahminen. Es ist so wie es ist und es ist gut. Wenn die Lilie des Feldes geknickt ist von dem giftigen Hauch des Monsoon, kann sie nie wieder ihr Haupt erheben. Du bist eine Bayadere, deren Leib Jedem feil bleibt und weißt nicht, was die Reinheit und die Treue eines Weibes bedeuten!"

Eine dunkle Gluth überzog das Angesicht der Tänzerin und sie schien im Begriff, eine bittere Antwort zu geben, als der Teppich des Eingangs sich hob und die verstümmelte Gestalt

Eduard O'Sullivans eintrat. Seine Augen machten der Bayadere bedeutungsvolle Zeichen und sein verstümmelter Arm deutete nach der Seite, wo das Fort der Engländer sich befand.

Anarkalli sprang empor. „Sahib Eddo bringt Botschaft — es ist Nachricht da, daß die Faringi in die Falle gehen, die wir ihnen gestellt!"

Der Nena schlug mit seinem Dolch auf eine silberne Glocke, die vor ihm stand. Ein Hindu-Offizier trat ein und verneigte sich, die Arme auf die Brust gekreuzt, vor dem Gebieter.

„Was giebt es, Maheb Sirdanok?"

„Der weiße Sahib Suhbedar der Kanonen ist vor dem Zelt — er verlangt die Zierde des Weltalls zu sprechen!"

„Laß ihn kommen — geschwind!"

Der Offizier hob den Teppich und ließ Capitain Cordillier eintreten, der erhitzt und bestaubt aussah. Er trug die Kleider der Eingebornen, wie seit dem Ausbruch der Empörung Alle der europäischen Gortschura des Nena bis auf Ralph und den Kanadier, die sich beharrlich geweigert, ihrer amerikanischen Jägerkleidung zu entsagen.

Der Nena wechselte sofort die Sprache und fragte ihn hastig auf französisch: „Was bringen Sie, Capitain? geschwind!"

„Es zeigt sich eine verdächtige Bewegung in der englischen Verschanzung, Hoheit — die Wälle sind gefüllt mit ihren Leuten! Ich glaube, sie bereiten einen Ausfall vor."

„Diesen Ring für die Nachricht! — Sie wissen, daß Ihre Geschütze nur in dem Fall eines Angriffs auf die Batterie feuern dürfen!"

„Der Befehl ist ertheilt, Hoheit!"

„Wo ist Aga Mustapha? Herbei mit ihm und den Offizieren! führt meine Pferde vor!"

Alles war Leben, Feuer, Energie an dem noch eben so ruhigen apathischen Orientalen.

Der Vorhang des Eingangs flog zur Seite — vor dem Zelte drängte es sich von Sepoy-Offizieren der Infanterie- und Reiter-Regimenter — die dunklen Broncegesichter waren lebendig geworden in der Aussicht auf den Kampf. Baber Dutt stürmte

herbei: „Weiß der Peischwa, mein Bruder es schon, daß die Faringi ihre Schanzen verlassen?“

„Zu Pferd, Aga Mustapha, und führe Dein Regiment durch die Schlucht an der Pagode der stillen Leute. Erst wenn die Kaffirs handgemein sind am Thor der Stadt, brichst Du hervor und sperrst ihnen den Rückweg!“

Der wilde Moslem-Reiter flog davon.

Die Gestalt des Nena schien zu wachsen, indem er nach allen Seiten seine Befehle ertheilte.

„Wo ist mein Helm — wo ist mein Panzer, Sohn eines unreinen Thieres? — Fort, Rao Sahib, mit den Männern vom 31. Regiment — ihnen entgegen und locke sie im Plänklergefecht zwischen die Bungalows! — Besetze die Straße nach Bithoor, Mir-Sobdar und gieb ihnen Dein Feuer von der Seite her!“ Während dem waren die Diener beschäftigt, ihm den silbernen Kettenpanzer anzulegen.

Fernes Schießen wurde hörbar — ein Reiter kam inmitten einer Staubwolke daher gejagt.

„Die Faringi! die Faringi!“ heulte er schon von fern — „sie haben den Hügel verlassen, sie dringen gegen die Stadt!“

Der Peischwa riß dem Diener den Turbanhelm mit den Pfauenfedern aus der Hand und drückte ihn auf's Haupt. „Zu Roß, Männer von Hindostan, und färbt Eure Säbel in dem Blut der Verhaßten!“ Er legte die Hand auf den Rücken des edlen, mit Gold und Purpur gezäumten Pferdes, das man herbeigeführt, und war mit einem Sprung im Sattel. „Die Lanze — reicht mir die Lanze! — wo stehen die Reiter vom Fünften?“

„Am gelben Haus, Hoheit — am Bithoor-Thor!“

Das Pferd des Nena flog in gewaltigen Sätzen davon.

Unterdeß hörte man das Gewehrfeuer immer lauter und näher. Der falsche Brief, welcher auf den tückischen Rath der Bayadere den Engländern zugesandt worden, hatte seine Wirkung gethan. — — — — — — — — — — — — — —

In dem Kriegsrath, den General Wheeler mit den Offizieren der Besatzung gehalten, war es ziemlich stürmisch hergegangen,

da die Ansichten über den Inhalt des Briefes getheilt waren. Derselbe lautete:

„Sir!

„Seit neunzehn Tagen bin ich gefangen und streng bewacht, „und erst jetzt gelingt es mir, Ihnen eine Nachricht zu geben. „Der Nena bricht heute mit der Hälfte seiner Leute auf, um „eine Abtheilung unserer Landsleute aufzuhalten, die von Alla= „habad heranrückt. Lucknow ist in den Händen der Feinde — „binnen zwei Tagen werden die Reiter von Aude hier sein „und dann ist Alles verloren — was geschehen soll, muß gleich „geschehen — ein Angriff auf Cawnpur kann den Nena zwischen „zwei Feuer bringen und uns mit unseren Freunden vereinigen. „Mein Gefängniß ist im gelben Hause am Bithoor Thor — „ein uns ergebener Sepoy verspricht mir, diese Zeilen in Ihre „Hände gelangen zu lassen. Gott nehme Sie in seinen Schutz!"

Der Sepoy=Corporal, den das Wort der Bayadere vom Strick errettet, hatte sich auf den von der Drohung eines marter=vollen Todes begleiteten Befehl das Vertrauen des gefangenen Offiziers zu gewinnen gewußt und ihm versprochen, einen Brief an seine Freunde im Fort gelangen zu lassen. Dieser Brief war mit jener eigenthümlichen Fertigkeit, welche viele Orientalen in mechanischen Nachahmungen besitzen, benutzt worden, um in der Handschrift des Offiziers das obige Blatt zu schreiben.

General Wheeler — unzufrieden über die Unthätigkeit, zu welcher er bisher gezwungen gewesen — hatte sofort beschlossen, noch am selben Tag den Versuch zu machen, sich durch die Rebellen zu schlagen und die Straße nach Futtehpoor und Alla=habad zu erreichen, da in der That in Folge der verrätherischen Maßregeln des Nena die Zahl ihrer Feinde sich bedeutend ver=mindert zu haben schien. Es galt nur noch, die Art und Weise zu berathen, in welcher der Angriff geschehen sollte. Der General war der Meinung, Alles auf einen Wurf zu setzen und die Frauen und Kinder in die Mitte der Kolonne zu nehmen, wäh=rend Oberst Williams und Capitain Ashe sich dem widersetzten. Endlich einigte man sich dahin, die Colonne zu theilen, die Mehr=zahl der unverwundeten kampffähigen Männer — etwa hundert=fünfzig an der Zahl — einen Angriff gegen die Sepoys und den

Versuch machen zu lassen, den Feind aus der Stadt zu vertreiben, wo man wenigstens sicher sein konnte, Lebensmittel, Munition und Schiffe zu finden, mit denen man auf dem Ganges eine südlichere, noch in den Händen der Engländer befindliche Station erreichen konnte. Der Rest von etwa fünfzig Kranken und Verwundeten sollte mit den Frauen unter dem Befehl der Capitaine Ashe und Delafosse in der Verschanzung zurückbleiben, um den Erfolg des Kampfes abzuwarten, und sich ihnen anzuschließen, oder den Rückzug zu decken.

Zur Zeit des Ausfalls hatte man die sechste Nachmittagsstunde bestimmt, um noch beim Licht des Tages zu kämpfen, während zu dieser Zeit bereits doch die größte Hitze des Tages vorüber war. Der General hoffte dann im Schutz der Nacht desto leichter den sich wieder sammelnden Feinden zu entkommen.

Jeder Einzelne hatte seine genaue Instruktion, da jeder Mann für zehn, für zwanzig gelten mußte. Die fremden Offiziere, die sich in der kleinen Garnison zusammengefunden, hatten die Ehre für sich verlangt, als Tirailleure die Avantgarde zu bilden, Major Couelly kommandirte sie — jeder that die Dienste des Gemeinen und trotz ihrer geringen Zahl waren sie eine gut bewaffnete, zum Aeußersten entschlossene und daher nicht zu verachtende Schaar. General Wheeler mit den Artilleristen und dem Rest der Mannschaft bildete die Haupt-Colonne.

Als die Stunde herankam, nahmen Alle von ihren Kameraden, von ihren Weibern, Töchtern und Schwestern Abschied — Knaben drängten sich in ihre Reihen und verlangten trotzig, mitzuziehen, — Soldatenfrauen, die Thränen gewaltsam zurückpressend, reichten mit zitternden Händen Muskete und Säbel ihren Männern. Bleich, aber mit entschlossenem Muth sagten die Damen ihren tapferen Vertheidigern Lebewohl — die Strenge der Convenienz brach der Ernst dieser Stunde und manches lang verschlossene Gefühl verkündete die bebende Lippe.

Editha Highson trat zu dem ehemaligen Residenten, der sich bei der Berathung des Ausfalls ganz neutral verhalten und seit Sanders Gefangennahme dessen Adjutanten-Dienst bei General Wheeler übernommen hatte. „Sir," sagte sie — „Sie werden sich erinnern, welches Gebäude Lieutenant Sanders als sein Ge-

fängniß bezeichnet hat. Es wird mich glücklich machen, ihn aus Feindeshand gerettet zu wissen, da mein Auftrag die Veranlassung war, welche jenen unglücklichen Mann in's Verderben stürzte und ihn zu dem Wagniß trieb. Die Ruhe hat seitdem meine Seele geflohen."

Der Major verneigte sich. „Unser erster Angriff soll jener Stelle gelten, verlassen Sie sich darauf, Miß Highson!"

„Toby, mein Junge," sagte der Doctor, indem er im Vorübergehen dem langen, vom Elend und Hunger noch hagerer als früher aussehenden Fähnrich die Hand drückte, — „das ist eine verwünscht gute Gelegenheit, um der Cholera zu entgehen. Der Henker hole den Alten, der nicht will, daß ich mit Ihnen fechte und glaubt, ich sei zu Nichts gut, als Wunden zu flicken oder eine Kugel zwischen den Rippen hervor zu holen. Marschiren Sie immer getrost voran — der Teufel soll mich holen, wenn die spitzbübischen Sepoy's Sie nicht für Ihr eignes Gespenst ansehen und es der Mühe werth halten, Blei an Ihnen zu verschwenden!" Der Fähnrich ließ ein klägliches Lächeln schauen. „Ich wünschte, Doctor, die schöne Zeit am Meßtisch wär erst wieder da — möchten Sie mich auch immerhin schrauben, wie's Ihre leidige Gewohnheit war!"

Ein kurzer Trommelwirbel gab das Signal. Der südliche Zugang der Verschanzung wurde geöffnet, die bereit gehaltene Bohlenbrücke über den Graben geworfen und die Schaar stürmte in's Freie.

Auf den Wällen sammelten sich die Zurückgebliebenen, die Frauen und Kinder. Der Waffenvorrath war an sie vertheilt worden; an den mit der letzten Munition, mit Stücken Eisen, Steinen, ja mit Knöpfen und Schmucksachen bis an die Mündung geladenen Kanonen, welche den Eingang beherrschten, standen die Männer; — Aller Augen verfolgten die Ausziehenden, Aller Herzen schlugen in banger Besorgniß und viele Kniee beugten sich und die Hände streckten sich zum Himmel im Gebet für die Theuern, die in den Tod gingen.

Da blitzte es hier — da — dort im Gebüsch auf und der leichte Rauch kräuselte empor in die durchsichtige Luft — die

Tirailleurs schwärmten über die Ebene und waren bereits im Gefecht mit den feindlichen Vorposten.

Unaufhaltsam drangen die braven Offiziere vor — im Laufe jede Deckung benutzend — jeder Schuß der geübten erfahrenen Jäger fällte einen der Feinde — die Vorposten der Sepoy's zogen sich zurück, bald wurde der Rückzug zur Flucht!

„Hurrah für Alt-England! Drauf Kameraden — ein Wettrennen nach den Halunken!"

Der tapfere Conelly schwang den Säbel — bereits war man den Bungalows der Vorstädte so nahe, daß man den Wirbel der Trommeln, das wirre Geschrei der Menge innerhalb der Thore hörte, aus denen einzelne Haufen der Sepoy's daher gerannt kamen, ohne Ordnung und Kommando zum wüsten Plänklergefecht.

„Vorwärts! vorwärts Kameraden!" schrie der greise General, der wie ein Jüngling an der Spitze seiner Truppen herankam. „Wir überraschen sie vollständig — die Stadt wird unser sein im Handumdrehen!"

Da krachte es von den Gärten der Bungalows an der Flußseite her — ein regelmäßiges Pelotonfeuer und der Mahadeoruf heulte aus jedem Gebüsch. Jeder Strauch, jede Hecke, das ganze Feld schien lebendig zu werden, hinter jedem Baum blitzte ein Gewehr hervor und knallte ein Schuß.

Der General taumelte an der Spitze der Colonne und stürzte zu Boden. Eine Kugel hatte ihm beide Kniee zerschmettert.

„Das ist Verrath! Sie sind vorbereitet auf den Angriff," sagte kaltblütig Major Rivers. „Vier Mann von den Gewehren eine Bahre gebildet und den General darauf! fest im Feuer, Leute — Hornist das Signal zum Rückzug für die Plänkler. Ruhig zurück, Männer — ruhig zurück — und schließt Eure Glieder. Höll und Teufel — dort kommen die Reiter!"

Die tiraillirenden Offiziere kamen, von den Sepoy's gedrängt, eilig zurückgerannt, und vereinigten sich mit der Hauptkolonne, Lieutenant Quin wurde von einer Kugel ereilt und stürzte — im Nu warfen sich die Feinde auf ihn und nach



wenigen Augenblicken steckte sein Kopf auf einem emporgehaltenen Bayonnet.

Vom Bithoor=Thor her blitzte es von Gold, Waffen und Farben durch den Staubwirbel, der mit rasender Schnelligkeit sich daher wälzte — Lanzenspitzen — Reiherfedern — blinkende Säbel —

„Quarré! Formirt Quarré! Nieder das erste Glied und fällt das Gewehr — fest ihr Männer, sonst seid Ihr verloren. Nicht eher Feuer, als bis zum Kommando!“

Der brave Conelly hatte das Kommando übernommen. Da fast die ganze Schaar aus Offizieren, Unteroffizieren und Sergeanten bestand, nur wenige Civilisten darunter, wurden die Befehle mit größter Schnelligkeit und Präcision ausgeführt.

Gleich einem Sturmwind kam die Reiterschaar — das siebente irregulaire Cavallerie=Regiment von Oude — herangebraust — der Nena an ihrer Spitze.

„Mahadeo! Mahadeo! — Tod den Faringi!“

Auf zwanzig Schritt Distanz erfolgte das Feuer der kleinen Phalanx — jede Kugel traf in den dichtgedrängten Reihen, — Pferde überschlugen sich — Reiter stürzten und wurden von den Hufen zertreten — Todesgeschrei und Verwirrung — die Colonne öffnete sich und stob rechts und links, nur wenige Reiter vermochten ihre Lanzen mit den Bayonneten zu kreuzen, eine neue Salve aus dem Innern des Quarré's jagte sie in wilde Flucht.

Der Nena, dessen Leben gefeit schien im dichtesten Kugelhagel, schleuderte mit kräftiger Faust seinen Speer zwischen die Feinde, einen Sergeanten durchbohrend, ehe er sein Roß auf den Hinterbeinen drehte und mit einem gräßlichen Fluch davon sprengte.

„Ruhig — Männer — um Gotteswillen Ruhe! Ladet die Gewehre — keinen Schritt eher — jetzt zurück — dicht an einander — so rasch Ihr könnt. Halten Sie die Glieder in Ordnung, Gentlemen!“

Die Colonne eilte im Sturmschritt den Weg zurück, den sie gekommen, um zwischen den Gärten der Bungalows das freie Terrain wieder zu erreichen. Eine Wolke von Schützen war um

sie her, — in dem unaufhörlichen Heckenfeuer war kaum das Kommando zu verstehen.

General Wheeler war von dem Krachen der Schüsse aus seiner Ohnmacht erweckt. „Laßt mich hier sterben, Kameraden — gedenkt der Weiber und Kinder — jeder Mann ist jetzt unentbehrlich!“

Wieder kamen die Reiter des Peischwa herangestürmt, diesmal in drei Schwadronen — vorsichtiger geworden durch den ersten Verlust, aber von gleicher Wuth beseelt.

Auf einen Wink des Majors wurde der General auf den Boden niedergesetzt und die Phalanx hatte sich im Nu wieder gebildet. Zwei Mal galoppirten die Speerreiter heran und brachen rechts und links aus — erst beim dritten Lauf stießen sie auf das Quarré. Der Anprall war fürchterlich, — die Kaltblütigkeit der Briten — das Feuer im letzten Augenblick umgab die kleine Schaar mit einem Wall von Leichen der Pferde und Menschen, aber noch die Stürzenden suchten sich heranzudrängen und mit Speer und Yatagan ihre Feinde zu durchbohren.

„Fest aneinander! — fällt das Bayonnet! Vorwärts!“

Mit dem Stahl brach die Heldenschaar sich Bahn durch den Gürtel der Feinde über Leichen und Sterbende hinweg — wiederum flohen die Reiter und ein donnerndes: England for ever! begleitete sie.

Zwei Männer umfaßten den Körper des Generals unter den Schultern; — es war kein Marsch mehr — ein Rennen, mit dem sie zurückeilten, dennoch möglichst fest geschlossen, die Offiziere auf den Flanken.

Zwanzig Mann ließen sie zurück auf dem Felde des zweiten Angriffs — jeder Schritt kostete ein Leben — eine Wunde.

Hinterdrein schwärmend der wüthende tobende Feind.

Ein flacher Hügel lag vor ihnen auf dem Weg; hatten sie seinen Rücken erreicht, so konnten sie die Verschanzung sehen, mußten von den Freunden gesehen werden. Ein rascher Lauf und sie waren oben — was stürzt — stürzt! wer nicht weiter kann, ist in wenig Augenblicken die Beute der jubelnden Feinde.

Jetzt sind sie auf dem Rücken des Hügels — da stockt der eilende Fuß — da läuft ein Murmeln des Entsetzens von Mund zu Mund; denn der Kriegerstolz preßt die Lippen zusammen, daß es nicht zum lauten Schrei werden kann.

Zwischen dem Hügel und dem Fort schwenkt ein zweites Reiter-Regiment ein, — ihnen den Weg versperrend! — seine Waffen blitzen im Strahl der sinkenden Sonne, sein wildes Geschrei macht die Luft erbeben, als es die Engländer erblickt und findet ein tausendfaches Echo auf der Seite der Verfolger.

Einen Augenblick steht die tapfre kleine Schaar rathlos — verzweifelnd — aber es ist nur ein Augenblick; denn über die Turbane der Reiter hinweg, die ihnen den Weg sperren, sieht das Auge in der Entfernung von etwa 2000 Schritt die halbzerstörten Wälle des Forts, bedeckt mit den Gestalten der armen Frauen und Kinder, und ihr Entschluß ist gefaßt.

Der wunde General streckt seine Hand nach jener Richtung aus. „Kameraden — ich beschwöre Euch nochmals, laßt mich hier sterben und zögert keinen Augenblick, mit dem Bayonnet Euch Bahn zu brechen — es ist der einzige Weg!"

Rivers schwingt den Säbel, „Schande dem Soldaten, der seinen Führer im Stiche läßt. Conelly, das Kommando — ich sorge für den General!" und mit einem Heldenmuth, der in den Augen der Briten das Andenken mancher schändlichen That für immer verlöscht, schwingt riesenkräftig, wie er ist, er die hagere kranke Gestalt des Generals, der heroisch die Schmerzen seiner Wunden verbeißt, auf seinen Arm und stellt sich in die Mitte der Colonne.

„Die Hälfte Kehrt gegen die Stadt!" kommandirt Major Conelly — „Feuer auf die Schurken, um sie in Respect zu halten, und dann vorwärts auf jene Reiter! Gebt ihnen Eure Kugeln, wenn Ihr dicht an ihnen seid und dann geschlossen mit dem Bayonnet auf sie! —"

Eine wohlgezielte Salve treibt die verfolgenden Sepoy's von dem Fuß des Hügels zurück, — dann wirft sich die tapfere Schaar mit einer Wendung nach Rechts, als wolle sie den

Hohlweg und das Gehölz erreichen. Eine Abtheilung der Reiter sprengt dorthin, um ihnen den Weg zu versperren.

Aber plötzlich ändert die Colonne ihre Richtung und stürmt gegen die Kavallerie Aga Mustapha's. Eine Salve dicht an den Köpfen der Pferde, dann ist Alles Rauch und Verwirrung — die kleine Schaar verschwunden in der Woge von Reitern, die sie umgiebt — und die Krieger des Nena, die über den Hügelkamm bringen, jubeln Triumph: »Jai! jaii — kar!«

Aber plötzlich sieht man jenseits dieses Ringes der Vernichtung blutbedeckt die Heldenphalanx der Engländer hervortauchen, zwar decimirt, — fast auf die Hälfte ihrer Zahl geschmolzen, aber ungesprengt, ungebrochen, und ein donnerndes Hurrah! erschüttert die Luft.

Der Peischwa ras't — mit seinen neu gesammelten Reitern stürzt er sich im Carriere die Hügelseite hinab zur Verfolgung, — aber die Verwirrung des Reiter-Regiments von Lucknow ist so groß, daß die Reiter einander selbst bei jedem Angriff hinderlich werden, die befreundeten Kämpfer auf einander stoßen — kein Befehl mehr gehört werden kann und Alles hier- und dorthin sprengt.

Unterdeß ist der Lauf der Engländer bereits zum Rennen geworden, zum Rennen um Tod und Leben — sie hören schon den Zuruf der Ihren, sie sehen ihr Winken, sie sind dicht an dem Fort.

Da erst gelingt es dem Nena, sich nochmals mit seinen Schwadronen auf sie zu stürzen — er hat den Todfeind in der Mitte der Tapferen erkannt, er will ihn haben um jeden Preis!

Aber die Verfolgten, die keine Zeit mehr haben, sich zu formiren und über die schnell von den Vertheidigern geworfene fliegende Brücke in das Fort zu gelangen, stürzen sich auf den Zuruf der Capitaine Ashe und Delafosse in den Graben und die anstürmenden Reiter des Nena empfängt das letzte Kartätschenfeuer der Hüter des Forts, verstärkt durch Gewehrsalven; denn jede Frau, jedes Kind, das eine Flinte zu halten vermag, entladet sie in die dichten Reihen der Feinde, die Väter, Söhne und Brüder zu retten.

Die Reiter des Rena wenden sich zur Flucht, ihre Gefallenen decken den Boden — der Strom reißt gewaltig den wuthschäumenden Führer mit sich zurück — die Schaar der Engländer ist gerettet und hundert Arme strecken sich von den Wällen nieder, die Emporklimmenden herauf zu ziehen.

Auf der Höhe des Walls schwenkt Halliday höhnend die Büchse gegen den fliehenden Feind!

„Old England for ever!"

Sie sind gerettet — noch ein Mal!

Der Blutbrunnen zu Cawnpur.

(Fortsetzung.)

Der Eid.

Es war am Morgen nach dem so glorreichen aber unglücklichen Ausfall der kleinen Besatzung des Forts, als der Peischwa wieder in seinem Zelt saß, allein mit der rachsüchtigen Rathgeberin seiner Pläne.

Die Stirn des Fürsten war noch finsterer, drohender, als am Tage vorher — von seinem Zorn zeigten die Köpfe zweier seiner Offiziere, die er nach dem Gefecht wegen ihrer Fehler beim Angriff auf die Engländer hatte enthaupten lassen, — auf Lanzenspitzen inmitten der blutigen Reihe der Häupter der gefallenen und ermordeten Engländer steckend, die rings im Kreise, eine schreckliche Trophäe, das Zelt umgaben.

Der Peischwa war in düsteres Brüten über einem neuen Entschluß versunken, das selbst seine Vertraute nicht zu stören wagte.

Plötzlich wurde der Teppich des Eingangs in die Höhe gehoben und der deutsche Arzt, den der Fürst, seinen Befehlen gemäß, bereits auf dem Wege nach Jhansi wähnte, trat in das Zeltgemach.

Der Nena fuhr auf, sein Auge funkelte und seine Hand fuhr nach dem Griff seines Dolches, ließ ihn aber im nächsten Moment wieder los. Mit einer gewaltsamen Anstrengung unter-

drückte er seinen Zorn und sein Gesicht glättete sich zu jener heuchlerischen Maske der Höflichkeit, welche die Orientalen so geschickt anzunehmen verstehen.

„Mein weiser Freund sei willkommen,“ sagte der Fürst, indem eine Handbewegung den Arzt einlud, sich neben ihm auf die Kissen niederzulassen. „Ich habe lange seinen Anblick entbehrt und mein Herz hat sich nach dem eines wahren Freundes gesehnt.“

„Und dennoch, Hoheit, war es Dein eigner und bestimmter Befehl, der mich zurückhielt und verhinderte hierher zu kommen. Ich mußte die Wachsamkeit Deiner Hüter täuschen, ja mit Gewalt mir den Weg erzwingen, um Dich zu sprechen!“ In dem ernsten entschlossenen Tone des Deutschen klang die Entrüstung wieder über die angethane Beleidigung.

„Mein Bruder hat wohlgethan, zu kommen,“ wiederholte der Hindu höflich, „und ich werde Die strafen, welche ihm Gewalt entgegen gesetzt. Aber er hat nicht wohlgethan, daran zu zweifeln, daß ich immer sein Freund war und Alles zu seinem Besten geschieht. Der Wessir der Rani von Jhansi ist einer der Unseren und sein Leben für die Freiheit Hindostans ein Schatz. Die Pflicht des Hakims ist es, dort zu verweilen, wo seine Hilfe nöthig ist. Du wirst die Hand eines Freundes drücken und zurückkehren, um einen andern auf seiner Reise zu geleiten.“

„Nicht eher, Hoheit, als bis Du mir Rede gestanden, bis Du meine Fragen beantwortet, meine Bitten erhört hast! Du weichst vergeblich dem Gegenstand aus — ich werde dieses Zelt nicht in dieser schrecklichen Ungewißheit verlassen, die ich nicht länger ertragen kann! Das Gerücht ist zu mir gedrungen, daß gestern ein heftiges Gefecht, ein verzweifelter Ausfall der Engländer stattgefunden hat!“

„Der Pfeil Kartikeia's [1]) neigt sich noch immer auf die Seite der Faringi — wir warten vergeblich auf den Sieg!“

„Aber ihre Lage muß furchtbar sein — es ist unmöglich, daß sie sich noch Tage halten — sie müssen dem Hunger und Elend unterliegen, wenn Du ihnen nicht Gnade gewährst.“

---

1) Der Gott des Krieges.

„Der weise Hakim," sagte der Hindu lauernd, „scheint Freunde unter den Feinden seines Freundes zu haben. Es ist nicht gut, mit zwei Herzen zu lieben. Was schwarz ist, kann nicht weiß sein!"

„Ein ehrlicher gerechter Kampf verlangt noch keine Grausamkeit. Leider weiß ich, daß die Kriegführung dieses Landes die Schonung des Feindes wenig kennt — aber es giebt allgemeine Gesetze der Menschlichkeit, die der Hindu wie der Christ achten muß. In jenen Mauern, die Deine Krieger umringen, die Deine Kanonen zu Schutthaufen zerschmettert haben, sind unschuldige Frauen und Kinder — kämpfe mit den Männern, Deinen Feinden, aber erbarme Dich der Schuldlosen!"

„Die Brüste der Tigerin säugen den jungen Tiger! Wer die Schlange vernichten will, muß ihre Brut tödten!"

„Unbarmherziger! Du hast mein Leben gerettet aus der Hand der Meuchler — aber meine Kunst hat das Deine erhalten, als Du dem Wahnsinn nahe auf dem Krankenbette lagst! — Wir sind quitt! Aber Dein Gläubiger, Fürst, bin ich für einen andern Dienst! Gedenke, was Du mir geschworen hundert Mal an dem Lager jener Unglücklichen, die ein Teufel in Menschengestalt verdarb! Nicht die Pflicht des Arztes, — nein die der Menschenliebe, der Freundschaft erfüllte ich und hundert Mal gelobtest Du mit theuern Eiden Deinen Dank und die Gewährung jeder Bitte. Peischwa von Bithoor —, ich erinnere Dich an Deine Schuld! Ich brachte Dir unter Schmerzen und Entwürdigung das Erbe eines theuren Dahingegangenen — die Freiheit Deines Volkes — ich habe gelitten und geduldet für sie, als Du noch in Glück und Ruhe schwelgtest. Jetzt flehe ich Dich an — entwürdige das große Werk der Befreiung Deines Landes, entwürdige Deine erhabene Rache nicht durch ein Werk der niedern Grausamkeit — laß jene Unglücklichen, Schuldlosen ziehen — übe Großmuth, wie sie dem Sieger, dem Fürsten geziemt!"

Der Nena hatte unter den Papieren auf dem niedern Tisch, der zur Seite des Divans stand, eines genommen und reichte es dem Arzt.

„Kennst Du diesen Brief?"

Walding fuhr zurück. „Barmherziger Gott — es ist der meine. Wie kommt das Schreiben in Deine Hände, Peischwa?"

„Frage den Leichnam des Spions, dessen Fleisch die Geier von den Gipfeln der Palmen geholt, die an der Pagode der stummen Leute stehen. Das Auge des Hindu sieht scharf, wenn es gilt, den Verrath eines Freundes zu entdecken!"

Die Röthe des Unwillens flammte über das Gesicht des Deutschen. „Ich bin kein Verräther, weder an Dir, noch an der Sache, der ich mich in einer unglücklichen Stunde geweiht. Ich brauche dieses Briefes mich nicht zu schämen — er enthält einzig den Rath an jene Unglücklichen, den nutzlosen Kampf aufzugeben und sich an Deine Großmuth zu wenden. Er ist an eine Frau gerichtet, die nie Dich beleidigt, die — —"

Der Nena machte eine rasche Bewegung: „Schweige — ich mag den Namen nicht hören! Mein weiser Bruder möge sich erinnern, daß dieser Brief seit neunzehn Tagen in meinen Händen ist, ohne daß ich ihm Mißtrauen gezeigt! Ich habe mich begnügt, um seiner selbstwillen ihn zu entfernen; denn ich sah, daß jeder Schuß auf jene Mauern eine Wunde in seinem Herzen wurde!"

„Aber den armen Irländer, warum tödtetest Du ihn?"

„Wer als Spion in das Lager des Feindes kommt, verdient den Tod eines Spions. Deine weißen Brüder haben einen meiner Tapfern an ihren Galgen gehenkt, obschon er im ehrlichen Kampfe gefangen ward. Srinath Bahadur wird Dir zeigen, daß er nicht gethan, wie die Faringi, die sich rühmen, einen bessern Gott als die Hindu zu haben." — Er schlug auf die silberne Glocke und ein Offizier trat ein. „Führt den gefangenen Engländer hierher!" befahl er.

Die Bayadere, die mit wachsender Unruhe der Unterredung zugehört, machte eine Bewegung — aber ein strenger Blick des Nena bannte sie auf ihre Matte, und nach wenigen Minuten, die alle Drei schweigend zugebracht, wurde zum Erstaunen des Arztes Lieutenant Sanders herein geführt. Zugleich wurden auf einen Wink des Nena die Vorhänge des Zeltes zurückgeschlagen, und eine Menge Offiziere und Diener, die am Eingang versammelt waren, drängten neugierig herbei.

„Welches Unglück, Sir — o wie beklage ich es, Sie in dieser Lage wieder zu sehen!“ rief der Arzt, indem er dem jungen Engländer die Hand bot. „Arme Editha — auch dieser Schmerz zu all' dem Leiden, die zu schwer sind für ein schwaches Weib!“

Der Offizier trat kalt zurück. „Vergrößern Sie Ihren Verrath und Ihre Gemeinschaft mit unseren Feinden nicht noch durch niedere Heuchelei, Sir,“ sagte er mit Hohn. „Diese Männer, wenn auch Rebellen gegen ihre rechtmäßigen Herrn, mögen in ihrer eigenen Meinung ein Recht haben zum Kampf gegen die Engländer; den Europäer, den Christen aber, der mit ihnen Gemeinschaft macht, der das Vertrauen einer Frau mit dem niedern Verrath ihres Boten an unbarmherzige Mörder vergilt, — den möge der Fluch und die Verachtung jedes Ehrenmannes treffen!“

„Unglücklicher — Sie täuschen sich — jener Brief . . . .“

Der Nena hatte sich erhoben. „Der weise Hakim sieht, welchen Dank er von den Männern seiner Farbe zu hoffen hat für Alles, was er für sie gethan,“ sagte er ironisch. „Aber er soll mich nicht umsonst gemahnt haben an Jene, welche die verhaßte Farbe auf ihrer Wange, aber das rothe Blut einer Hindu in ihrem Herzen trug! Wird der Freund der falschen Faringi zufrieden und meine Schuld an ihn gelöst sein, wenn alle Bewohner jenes Forts Cawnpur unverletzt verlassen dürfen?“

„Fürst — das wolltest Du? Gesegnet sei der Engel, der Dein Herz gerührt hat! Mein Leben soll Deinem Dienst geweiht sein, denn Du verdienst es, einem Volk sein edelstes Gut zu erkämpfen!“

In seiner Begeisterung, in der Freude, mit der er die Hand des Peischwa an seine Brust drückte, sah er den lauernden Hohn nicht, der in dem Blick dieser Augen zuckte.

„Die weißen Männer rühmen sich, die Sclaven ihres Wortes zu sein,“ fuhr der Peischwa mit leichtem Hohn zu dem jungen Offizier fort. „Will der Faringi-Jemedar mir sein Wort verpfänden, hierher zurückzukehren, wenn ich ihn als Boten an seine Brüder sende?“

„Ich gebe mein Ehrenwort als Offizier darauf!“

„Du wirst gehört haben, daß die Weißen, Deine Brüder, gestern einen Ausfall versucht und viele der Ihren verloren haben. Der nächste Sturm wird jene Wälle, auf die sie trotzen, in die Hand meiner Krieger bringen. Ich biete ihnen Gnade und schwöre bei dem Haupte Wischnu's, sie sollen lebendig mit ihren Waffen und zwei Lak Rupien Cawnpur verlassen dürfen, wenn, ehe Surya in das Weltmeer versinkt, die weiße Fahne auf ihrer Beste weht!"

Ein Murren des Unwillens erhob sich in den Reihen der Sepoy-Offiziere und Soldaten und einzelne Stimmen riefen laut, man dürfe die Faringi nicht ziehen lassen.

Das Auge des Nena blitzte unheimlich, seine träge Gestalt schien empor zu wachsen, als er die Hand an den Griff seines Säbels legte.

„Wer wagt es, dem Befehle des Peischwa zu trotzen?" donnerte seine Stimme über die Menge hin. „Sclaven — wagt Ihr das Wort dessen, den die Götter gewählt zur Befreiung Hindostans mit dem schmutzigen Hauch Eures Mundes zu begeifern? Habt Ihr vergessen das Schicksal Aga Mustapha's und seines Suhbadar's, die gestern meinem Befehle nicht gehorcht?"

Das Geschrei wurde zum Murren — zum finstern Schweigen. Den grollenden Haß auf den düsteren Gesichtern wichen die wilden Krieger zurück.

„Hoheit," sagte freudig der junge Offizier — „ich habe keine Vollmacht, zu unterhandeln, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß General Wheeler und die ganze Besatzung gern Deinen großmüthigen Vorschlag annehmen werden. Gieb mir die Erlaubniß, ihn zu überbringen, und ehe zwei Stunden vergehen, will ich wieder auf dieser Stelle sein, und meinen Kopf oder den Vertrag Dir bringen!"

Der Peischwa trat an den Tisch und schrieb flüchtig einige Zeilen auf ein Papier. Es war jenes höllische Anerbieten, das unter der Maske der Großmuth den teuflischen Verrath barg und berüchtigt bleiben wird für alle Zeiten in der Geschichte menschlicher Gräuel. Das Gedächtniß zweier Offiziere hat ziemlich wortgetreu das Dokument der Nachwelt aufbewahrt.

„Ich Srinâth Bahadur, der Sohn Bazie Râ's, Peischwa „von Bithoor, schwöre bei Wischnu, dem Erhalter, und auf „das heilige Buch der Christen, daß der Sahib General Wheeler „mit allen Männern, Weibern und Kindern, ihrer Habe, den „Waffen, die ihre Hand tragen kann und ein und einer halben „Lak Rupien freien Abzug haben sollen von Cawnpur auf „vierzig Booten, den Fluß hinabzufahren, zwei Stunden ehe „die Sonne schlafen geht, und keine Feindseligkeit sein wird „zwischen den freien Hindostani und den weißen Männern „Sahib Wheelers, so lange sie unter diesem Vertrage in „Cawnpur sind. Dagegen muß der General alles Geld, das „über 1½ Lak und die Kanonen in dem Ort lassen, so er „bisher inne gehabt.

„Diese Verpflichtung übernehme ich, Srinâth Bahadur, „Peischwa von Bithoor, am 19. Tage des Mondes Rebi-el-Aker „des Jahres 1273, welcher ist der 27. Juni des Jahres 1857 „nach der Zeit der Christen."

Der Nena reichte das Papier an Walding.

„O Fürst — gebiete, was Du willst, ich werde Dir gehorchen. Der Segen unschuldiger Frauen und Kinder wird Dein Lohn sein!

Der Peischwa wandte sich zu dem Offizier. „Nimm dies Papier und diesen Brief, der den Deinen zeigen möge, daß dieser Mann stets der Freund seiner weißen Brüder war, und geh. Du aber, Hakim, kehre zu dem Wessir der Rani zurück und geleite ihn sicher nach Jhansi; denn der Peischwa hatte geschworen, daß Niemand seinen Befehlen ungestraft ungehorsam sein soll und wenn er Blut von seinem Blut wäre! Geh — ehe Surya den zehnten Theil seines Pfades am Himmelsbogen zurückgelegt, mußt Du auf dem Weg sein. Die Franken-Suhbadars werden Dich begleiten, um der Rani Beistand zu leisten, bis der Sahib, ihr Freund, gesundet ist."

„Major Maldigri," berichtete der Arzt, „ist auf der Praua des Rais zugleich mit mir von Bithoor gekommen, der Palankin und die Begleiter harren unser, den Weg anzutreten. Eduard O'Sullivan ist bei seinen Freunden — er war es, der mir den Weg zu Dir öffnete!"

Ein rascher Blitz des Hohns zuckte über das eherne Gesicht des Hindu-Fürsten. „Der Bruder Margarethens weiß, daß



Srinath Bahadur nimmer vergessen wird, was mit ihrem Stamme zusammenhängt. Geh und sende mir den Rais. Ehe eine Stunde vergeht, werden die Franken-Suhbadars bei Dir sein!"

Der Arzt trat zu dem englischen Offizier, der sich bereit machte, das Zelt zu verlassen.

„Sir," sagte der Doctor — „wenn ich auch in den Reihen Ihrer Gegner stehe und der Feind Ihres Volkes bin, so habe ich doch nie die heilige Pflicht des Christen vergessen — Vergebung Denen, die uns schmähten und beleidigten. — Im Angesicht der schrecklichen Nacht des Todes vertrauten Sie einst des Fremden Ehre — warum nicht im Lichte des Tages, nachdem er mit so mancher Handlung gezeigt, daß er ein Herz hat für seine Brüder! Das Wort des Fürsten verbürgt Ihre Sicherheit, — mögen Sie glücklich Allahabad erreichen und sagen Sie ihr — daß Hermann Walding willig sein Leben gegeben hätte für ihre Rettung."

Er verließ schnell das Zelt — der Offizier wollte ihm folgen, als die Bayadere auf ihn zusprang und mit den Geberden einer Rasenden seinen Arm umklammerte. „Möge die Bhawani Dein Leben nehmen, ehe Du wieder zu der weißen Schlange zurück kehren sollst," schrie sie, das Messer zuckend, das sie aus ihrem Gürtel riß. „Mein bist Du und todt oder lebend wird Anarkalli ihr Eigenthum bewahren!"

Die eiserne Faust des Nena preßte das Handgelenk des Mädchens zusammen, daß der Dolch ihren Fingern entfiel, und schleuderte sie zurück. „Elende Thörin," zischte er in der Ramasyana,[1]) „sahst Du den Tiger je seine Beute aufgeben, weil er schmeichelnd mit ihr spielt?" Dann zu dem Offiziere gewandt fuhr er fort: „Eile, Sahib, denn die Sonne steigt und auch die Geduld eines Hindu hat ihre Grenzen! — Baber Dutt, mein Bruder, wird Dich sicher durch die Posten geleiten und den Befehl geben, die Feindseligkeiten einzustellen!"

Auf seinen Wink verließ der Offizier das Zelt, begleitet von Baber Dutt. Hinter ihm fielen auf den Befehl des Nena die Teppiche wieder nieder — er blieb allein mit der Bayadere und

1) Die Geheimsprache der Thugs.

Kassim, dem Mayadar des Arztes, den ein Zeichen auf der Schwelle gefesselt gehalten, als sein Gebieter das Zelt verließ.

„Du bist Kassim, der Lugha?" sagte der Fürst.

Der Thug sah bestürzt und fragend auf die Bayadere, die er als eine Eingeweihte in die Geheimnisse seines schändlichen Gewerbes kannte. Auf einen Wink von ihr kreuzte er die Hände vor Stirn und der Brust, neigte sich und antwortete: „Was der Fürst der Fürsten sagt, muß wahr sein. Wo ist der Sclave, der ihm zu widersprechen wagte?"

„Höre mich und begrabe meine Worte in Deiner Seele. Der weiße Hakim darf Cawnpur nicht wieder betreten. Du wirst ihn hindern daran mit Deinem Leben!"

„Und wenn er das seine wagt?"

„So nimm es! — was er thut, geschieht auf seine Gefahr."

„Möge der Fürst es bedenken — er ist mein Mayadar. Ein großer Guru der Thugs hat ihn dazu gemacht, und die Seele Kassims dürfte nicht eingehen zu den Wanderungen, wenn er das heilige Gebot verletzte."

Der Nena trat zu ihm und öffnete das Gewand auf seiner Brust und zeigte einen schwarzen Stein von dreieckiger Form, der, gleich jenem, den Tukallah trug, an einer Schnur von seinem Halse hing, und die darauf eingegrabenen Zeichen.

Kaum hatte der Mörder diese erblickt, als er sich mit dem Angesicht auf den Boden warf.

„Meine Seele wird verdammt sein," stöhnte er zitternd, „aber ich werde dem Oberhaupt aller Söhne der Dunkeläugigen, dem Guru der Guru's, gehorcht haben!"

„So gehe und thue nach meinem Befehl!" Er stieß ihn mit dem Fuß von sich, und der Mörder wand sich rückwärts aus dem Zelt.

„Erkläre mir — Du Gewaltiger . . . . ." Die Bayadere war fragend auf ihn zugetreten.

„Höre und schweige! — Was will der Haß eines Weibes sagen gegen die Gluth, die meine Seele verzehrt!" Seine Hand schlug an die silberne Glocke. „Laß Nasyr-u-Daula, den neuen Führer der Reiter von Audh kommen, und nach ihm

Haider, den Jemedar der Geschütze. Wenn der Rais der arabischen Praua sich naht, so laß ihn eintreten. Fort!"

Kaum zwei Minuten nachher ließ der Teppich die hohe, kräftige Gestalt des Beludschen erscheinen, dem der Peischwa die Führung des Reiter-Regiments übertragen, nachdem er den Obersten desselben im Zorn über die Niederlage des vorigen Tages hatte hinrichten lassen.

„Was gebietet der Peischwa?" frug die tiefe Stimme des ehemaligen Wegelagerers.

„Du bist das Geschöpf meines Willens, Du wirst thun nach meinem Befehl. Laß Deine Sowars ihre Rosse besteigen und ziehe über den Fluß auf der Straße nach Luknow. Wenn Du an das Grabmal Sadat-Aly-Khans gekommen, dann wende Dich zur Rechten und kehre zurück zu dem Fluß, dessen Biegung Dich den Augen der Faringi verbergen wird. Stelle Deine Wachen aus. Kein Christ darf lebend das Ufer von Audh betreten — bei Deinem Kopfe! Geh und schweige!"

Der Beludsche legte die Hand an die Stirn zum Zeichen des Gehorsams und entfernte sich. Nach ihm trat der Lieutenant der berittenen Artillerie des Peischwa ein, ein alter Sepoy von grimmigem Aussehn, der sich nur unwillig bisher den Befehlen der französischen Offiziere des Nena gefügt hatte.

„Haider, mein Freund," sagte der Peischwa, „ich habe einen Auftrag für Dich. Wenn der Suhbadar-Sahib die Batterie verlassen, so bespanne vier Deiner leichten Kanonen mit den kräftigsten Thieren, die Du hast. Fülle Deine Kästen mit Kartätschen und fahre im Geheimen hinter den Hügeln des Ufers am Flusse entlang bis zu der Stelle, wo die Dawk[1]) nach Futtehpoor vom heiligen Strome sich zum Laufe des Hindé wendet. Dort stelle Deine Kanonen und richte sie auf den Spiegel des Ganges. Du wirst meine weiteren Befehle erhalten. Geh und schweige, so lieb Dir Dein Leben!"

Die Augen der Bayadere leuchteten in dämonischer Freude, als sie diese Befehle vernahm. Der Nena ertheilte darauf noch verschiedene andere an einzelne Offiziere, sandte den französischen

1) Straße.

Capitain die Ordre, Maldigri nach Jhansi zu begleiten, um die Befestigungen in Stand zu setzen und wußte die meisten Mitglieder seiner europäischen Gortschura durch verschiedene Aufträge zu entfernen. Jeder seiner Befehle war kurz und bestimmt, er schien den Entschluß, den er gefaßt, reiflich bedacht und alle Mittel zu seiner Ausführung vorher in seinem Geiste geordnet zu haben. Eine Stunde später, nachdem der Reisezug des Arztes und seines Reconvalescenten den Weg nach Jhansi angetreten, erschien der Uskoke, der Herr der Prana, zu dessen wilder Sinnesart und Thatkraft der Nena besonderes Vertrauen gefaßt. Mit ihm kehrte Edward O'Sullivan, der Verstümmelte, zurück in das Zelt seines Schwagers.

Ein grausames teuflisches Lächeln lag auf dem Gesicht des Peischwa, als er seine Hand auf die Schulter des unglücklichen Mannes legte und in sein zerstörtes Antlitz schaute.

„Der Bruder von Der, die aus den Gefilden der Seligen auf uns niederschaut," sagte er frohlockend, „möge seine Augen erheben und sich freuen. Die Stunde der Rache ist gekommen und diesen Abend wird Srinath Bahadur das Grab seiner Gattin mit dem Blut ihrer Feinde begießen!" Dann winkte er der Bayadere, Wache zu halten, damit Niemand sie belauschen möge und führte den Irländer und den Rais in das innerste Gemach des Zeltes.

Erst als Anarkalli ihm zu melden kam, daß Lieutenant Sanders in Begleitung eines englischen Gentleman aus dem Fort zurückgekommen und ihn zu sprechen verlange, endete die Unterredung.

Der Peischwa erschien sofort. Sanders war von einem Gentleman, Namens Stacy, einem höhern Civilbeamten von Cawnpur begleitet, der mit seiner Frau und einem Kinde gleichfalls beim Ausbruch der Empörung in dem Fort Schutz gefunden hatte. — — — — — — — — — — — — — —

Die unerwartete Erscheinung des jungen Offiziers vor dem Eingang des Forts, unter dessen Bewohnern nach dem verunglückten Gefecht des vorigen Abends die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung auf's Höchste gestiegen waren, und die Botschaft,

die er brachte, erregten unbeschreiblichen Jubel. Die Frauen drängten sich Freudenthränen weinend an ihn und überschütteten ihn mit Segenswünschen, — selbst die harten, gefahrengewöhnten Männer schüttelten ihm gerührt die Hand, weniger glücklich, sich selbst gerettet zu sehen, als weil sie an das Leiden der Hilflosen dachten, die sie bisher beschützt hatten.

Der junge Offizier verlangte zum General geführt zu werden und hier erst vernahm er, daß dieser zum Tode verwundet war. Um sein Lager versammelt fand er seine Tochter und Nichte, Mr. Graham, den Caplan, und Doctor Brice.

Vergebens bemühte sich der Arzt, den Leidenden zu vermögen, seine Kräfte nicht durch weitere Sorge um das Schicksal der Besatzung aufzureiben; der alte Krieger, der am Rande des Grabes alles Zögern und alle jene Schwäche abgeworfen zu haben schien, die Vieles mit beigetragen hatte zu dem traurigen Stande der Dinge, richtete sich mit Gewalt in seinen Kissen empor und hörte, während sein Gesicht von der Hitze des Wundfiebers glühte, den Bericht des Offiziers.

„General," erklärte der Doctor — „ich kann für Ihr Leben kaum wenige Stunden bürgen, wenn Sie sich nicht schonen und meinen Anweisungen nachkommen. Dieser Trank, der das fiebernde Blut kühlen soll, bringt Ihnen den Tod, wenn Sie sich aufregen."

„Er thut mir wohl," sagte Sir Hugh — „ich fühle es, daß er das Fieber vertreibt und mich kräftigt."

„Es ist nur scheinbar — seine Wirkung wird später die entgegengesetzte sein, wenn Sie nicht thun, was ich sage."

„Entfernen Sie die beiden Mädchen, ehrwürdiger Herr," sagte der alte Offizier zu dem Caplan. — „Trösten Sie sie, und rufen Sie sie zu dem Gefühl ihrer Pflichten, denen sie bisher so tapfer entsprachen!"

Miß Wheeler und Miß Highson — an Gehorsam gewöhnt — wurden von dem Geistlichen aus dem Gemach geführt. Kaum waren sie entfernt, als der General die Hand nach dem Arzt ausstreckte.

„Doctor, ich bitte Sie nicht als Mensch, sondern befehle Ihnen als Soldat, mir zu sagen, wie lange ich noch zu leben habe?"

Doctor Brice zögerte einige Augenblicke, dann, auf einen strengern Blick des Fragenden, sagte er entschlossen: „Zwei bis drei Tage, General — doch wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, nur eben so viele Stunden. Ich konnte es nicht wagen, bei Ihrer Entkräftung und Ihrem Alter die Amputation an Ihnen vorzunehmen."

„Können Sie diesen Trank genügend verstärken, um mir für zwei Stunden die Kräfte zu geben, meine Pflichten zu erfüllen?"

„Ja, Sir — aber die Folgen sind desto schrecklicher. — Bedenken Sie, General, — es sind genug Offiziere im Fort, die — —"

„Ich führe den Oberbefehl im Namen Ihrer Majestät der Königin, und so lange ich es im Stande bin, werde ich Niemand ihn abtreten. Versammeln Sie die Offiziere sofort hier, Sir — indeß Sie, Doctor, Ihre verwünschte Medizin bereiten!"

Nach wenigen Minuten waren sämmtliche Offiziere und die angesehensten Civilisten um das Lager des Verwundeten versammelt.

Die Berathung konnte nur kurz sein, denn die Wahl war nicht zweifelhaft. Man befand sich nach dem Verbrauch aller Munition bis auf wenige Büchsenschüsse und sämmtlicher Lebensmittel in einer so trostlosen Lage, daß diese Bedingungen eines freien und ehrenvollen Abzugs wie ein unerwartetes Wunder, wie ein Geschenk des Himmels erscheinen mußten. Es galt nur die Besorgniß, ob darunter kein Fallstrick verborgen sein könne, aber die Erklärung des Lieutenants, daß sie dem Wort eines Europäers, Doctor Cliffords, die Begünstigung verdankten, der sich, wie Vielen bewußt, schon in jener Nacht zu Bithoor um die Rettung der Frauen verdient gemacht, — ferner der Umstand, daß sie sich nicht auf dem Landwege, sondern auf dem Fluß zurückzuziehen brauchten, den sie vom Fort aus leicht erreichen konnten, und die Erinnerung, daß der Nena jahrelang mit ihnen auf vertrautem Fuß gelebt hatte, unterdrückte jedes Mißtrauen. Ueberdies wurde beschlossen, keine Maßregel zur eignen Sicherung zu versäumen.

„Gentlemen," sagte der Verwundete, nachdem diese Beschlüsse gefaßt worden, „wir haben als Männer noch Eins zu besprechen.

An der Pforte des Grabes, wie ich stehe, erscheint dem Auge selbst des Kriegers gar Manches in anderm Licht, als er es bisher angeschaut. Wir können nicht läugnen, daß unser Stolz auf die weiße Farbe uns zu mancher Ungerechtigkeit, zu mancher Härte gegen dies Volk verleitet haben mag! Major Rivers, Sie haben schweres Unrecht gethan an der armen Frau, wenn Alles wahr ist, dessen der Maharadschah Sie beschuldigte!"

Der Resident schaute finster zu Boden.

„Was auch geschehen ist, Sir — ich habe kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen," fuhr der Kranke fort — „denn Sie waren es, der diesen verstümmelten Körper mit eigner Gefahr aus dem Getümmel der Schlacht trug, und es einem Vater möglich machte, sein Kind noch ein Mal zu segnen. Als Soldat haben Sie gesühnt, was Sie als Mensch Uebles gethan. Aber ich fürchte, Rivers, Ihr Anblick könnte den Zorn des Mannes, den Sie so schwer gekränkt, auf's Neue erregen — deshalb zeigen Sie sich ihm nicht bei der Einschiffung — gehen Sie dem Nena aus dem Wege! —"

„Ich fürchte ihn nicht," sagte bitter der Resident — „doch wenn es General Wheeler und diese Herren verlangen, bin ich gern bereit, mein Geschick von dem ihren zu trennen."

„Ich hoffe, Sir — Sie denken so niedrig nicht von britischen Offizieren," bemerkte Oberst Williams streng. „Dennoch ist der Rath des Generals nach Allem, was ich gehört, gut. Nur wie er auszuführen ist, weiß ich noch nicht."

„Wir haben einige Kranke, die zuerst in die Boote geschafft werden müssen," fuhr der General fort. „Major Rivers wird meine Uniform nehmen, — es wird nicht schwer halten, sich unkenntlich zu machen — er wird meine Stelle einnehmen."

„Und Sie, General?"

„Das fragen Sie den dort," er wies auf den Doctor. „Ich werde auf meinem Posten bleiben, und noch im Tode die Genugthuung haben, Ihrer Majestät einen tapfern Offizier zu retten. — Meine Stunde ist gekommen, Kameraden — ein Jeder an seine Geschäfte — die Augenblicke sind kostbar — und das meine ist es, zu sterben!"

Er streckte die Hände nach den Waffengefährten aus, die

ihn schmerzlich bewegt, umringten, denn einige Worte des Arztes belehrten sie, daß jede Hoffnung vergeblich. Schon begannen die Vorboten des Deliriums sich zu zeigen und auf den Wunsch des Sterbenden zogen Alle sich zurück und Tochter und Nichte kehrten wieder zu seinem Lager.

Eine Stunde später war General Wheeler, wie es Doctor Brice vorhergesagt, unter den Sterbegebeten des Caplans und den Thränen der Frauen seinem Sohne gefolgt, der Quartiermeister des 1. Bengalischen Regiments und während der Belagerung des Forts von einer Kanonenkugel getödtet worden war. — — — — — — — — — — — — — — —

Lieutenant Sanders und sein Begleiter überbrachten den noch vom General unterzeichneten Vertrag über den Abzug. Darin waren die Bedingungen des Peischwa angenommen und verlangt, daß alle Hindutruppen auf Kanonenschußweite von dem Platz der Einschiffung zurückgezogen bleiben, und daß das Fort nicht eher als übergeben betrachtet werden solle, bis die Boote abgestoßen wären. Der Nena nahm alle Bedingungen ohne Widerspruch an, ja er schien bei der besten Laune und begann, als wäre damit jede Feindseligkeit zu Ende, mit den beiden Parlamentairen eine Unterhaltung, ganz in der frühern ungezwungenen Weise.

Es wurde festgesetzt, daß die Einschiffung um 5 Uhr stattfinden und um diese Zeit 40 Boote mit Segeln, Rudern und Lebensmitteln versehen am Ufer gegenüber dem Fort bereit liegen sollten. Die Abziehenden sollten selbst den Schiffsdienst versehen und kein Hindu sich ihnen nähern dürfen. Der Nena ertheilte Befehl, dies Gebot bei Todesstrafe bekannt zu machen.

Plötzlich — inmitten des Gesprächs — wandte er sich an den Offizier und sagte mit dem Tone soldatischen Freimuths: „Sie wissen, Sir, daß zwischen mir und Major Rivers persönliche Feindschaft besteht. Ich erkannte ihn gestern in der Mitte der Ihren, aber es war meinen Anstrengungen nicht möglich, bis zu ihm zu gelangen, wie gern ich auch meinen Säbel mit dem seinen gekreuzt hätte. Sagen Sie ihm, ich hoffe in der nächsten Schlacht dazu Gelegenheit zu finden!“

„Major Rivers, Hoheit," erwiederte mit leichtem Erröthen der Lieutenant, „wird keinen Säbel mehr schwingen. Er ist bei dem letzten Angriff durch einen Schuß tödlich verwundet worden; als wir das Fort verließen, lag er im Sterben. Wir können nur seine Leiche zurücklassen."

Das Antlitz des Nena war einen Augenblick todtenbleich geworden, ein innerer Krampf schien ihn zu erschüttern. Im nächsten faßte er sich gewaltsam und das Auge fest auf das verlegen sich höher färbende Antlitz des jungen Offiziers gerichtet, sagte er: „Die Khali hat die Hand auf einen Bösen gelegt! Es ist gut so wie es ist! Die Gentlemen mit der weißen Haut haben nur ein Wort, und es geht keine Lüge über ihre Lippen, wie über die der Juden und Perser. Ich glaube dem Jemedar des Generals!"

Die Farbe auf dem Antlitz des Offiziers wurde zur dunklen Gluth der Beschämung. Um den peinigenden Gegenstand zu beenden, erhob er sich mit seinem Begleiter und sie schickten sich an, sich zu entfernen.

„Wenn ich mich recht erinnere," sagte der Peischwa — „so ist der tapfere Jemedar von meinen Kriegern viele Tage vor dem Abkommen gefangen worden, das ich mit dem General geschlossen. Es wird genügen, wenn dieser Sahib das Papier in das Fort bringt, und was besprochen ist, berichtet."

Sanders trat bestürzt zurück. „Wie, Fürst — so muß ich Gefangener bleiben, während Ihre Großmuth meinen Kameraden freien Abzug gestattet? Das ist hart!"

„Sahib Sanders hat Freunde unter uns — wenn Alles geschehen ist, wie der Vertrag besagt — soll er seinen Kameraden folgen! Ich schwöre es bei dem Haupte Krischna's. Er soll Zeuge sein, daß auch die Krieger mit der dunklen Haut ihr Wort zu halten wissen und keine gespaltene Zunge haben!"

Ein finsteres, unheimliches Lächeln lag bei den Worten um seinen Mund, aber schon die nächsten waren der vorher gezeigten Freundlichkeit wieder voll und der Offizier wagte es nicht, durch Widerspruch gegen die getroffene Bestimmung die Laune des Despoten zu reizen.

Master Stacy entfernte sich mit der Botschaft und sofort

wurden alle Anstalten getroffen, den Bestimmungen des Vertrages nachzukommen.

Unter der besondern Leitung von Danilos dem Uskoken, dessen Praua in der Mitte des Stroms lag, wurde eine Anzahl Fahrzeuge nach der bestimmten Stelle gebracht, theils flache Dschumptih's, wie sie zum Transport der Früchte und des Schlachtviehes gebraucht werden, Patinchars mit ihren baumwollenen Segeln, oder die eigenthümlichen Dinghis, die in ihrem Bau an die Schiffe der Phönizier und Römer erinnern. Die Serang's und Dandih's [1]) verließen die Schiffe, so wie sie dieselben an's Ufer gebracht, und zogen sich in die bestimmte Entfernung zurück.

Die Sonne neigte sich zum Niedergang, als ein Kanonenschuß das Signal zur Einschiffung gab. Sofort marschirte eine kleine Abtheilung englischer Soldaten unter dem Schlag einer Trommel aus dem Fort, und nahm unter dem Befehl des Hauptmanns Ashe den Landungsplatz in Besitz, der etwa 1000 Schritt von dem Eingang entfernt war.

Dann brachte man die Kranken und Verwundeten, theils geführt, theils getragen, unter den Letztern auf einem Sessel General Wheeler. Er war von seinem Militairmantel bedeckt, doch seine Uniform, sein grauer Bart, waren selbst für die Fernstehenden deutlich zu erkennen, das Gesicht war unter seinem Hut verborgen. Zwei Offiziere, der Capitain Delafosse und Lieutenant Halliday gingen an seiner Seite, Miß Wheeler und ihre Cousine führend. Die Gesellschaft bestieg mit Stacy und seiner Gattin, Lieutenant Thompson und mehrere Soldaten das erste Dschumptih, das sogleich vom Ufer sich entfernte.

Die Einschiffung ging jetzt rasch von Statten — in weniger als 30 Minuten waren alle Boote gefüllt und zum Theil überladen, denn die Soldatenfrauen hatten, aller Befehle der Offiziere ungeachtet, den Artikel des Vertrages benutzt, um möglichst viel von ihrer in das Fort geretteten Habe mit sich zu schleppen. Major Conelly war der Letzte, welcher das Ufer verließ — als er den Rand der Barke betrat, hob er mit militairischer Courtoisie den Hut und schwenkte ihn wie zum Gruß und Dank hinüber nach

1) Schiffsführer und Fährleute.

der feindlichen Batterie, an deren Seite eine Anzahl Reiter hielt, unter denen der Fürst leicht zu erkennen war.

Der Fürst hielt ein Fernrohr am Auge, mit dem er die Einschiffung in jedes der Boote sorgfältig beobachtet hatte, um seinen Todfeind zu suchen, da er der Erzählung des gefangenen Offiziers keinen Glauben beigemessen, und dem entsprechend seine Anordnungen getroffen hatte.

Aber vergeblich war die genaueste Prüfung der Einschiffenden; die ausgezeichnete und leicht zu erkennende Gestalt des Residenten war nirgends zu bemerken und der Peischwa wandte sich überrascht und heftig, als gerade das letzte Boot abstieß, zu dem Gefangenen, der wenige Schritte von ihm stand und mit erregten und schmerzlichen Gefühlen die Kähne sich entfernen sah, die seine Landsleute trugen.

„Wo ist der Sahib-Resident — mein Auge hat ihn nicht gefunden unter der Zahl jener Männer?“ fragte er drohend.

Der junge Offizier warf einen prüfenden Blick über die breite Fläche des Stroms. Das vorderste Boot, in dem, wie er wußte, sich Rivers unter der Maske des verstorbenen Generals befand, war bereits über das Gebiet der Stadt hinaus und schwamm in der Strömung — das letzte fuhr eben an der Praua vorüber, die in der Mitte des Stromes noch unbeweglich ankerte.

„Major Rivers,“ antwortete der Lieutenant, „ist außer der Macht seiner Feinde — ich kann es Ihnen jetzt mit Recht wiederholen!“

Der Nena warf ihm einen Blick zu, vor dessen drohendem, teuflischem Ausdruck selbst der unerschrockene junge Soldat erbebte, dann stieß er seinem Roß die scharfen Spitzen der Bügel in die Seiten und flog wie ein Sturmwind über die Ebene, die ihn von dem Eingang des Forts trennte.

„Legt Euch in die Ruder, Bursche, und arbeitet als thätet Ihr's für Euer Leben,“ befahl Major Conelly, der von dem Stern des Bootes die Vorgänge am Ufer beobachtete. „Ich fürchte, der tolle Hindu entdeckt zu früh, daß wir die Leiche des Generals ihm gelassen! Der Teufel hole die Eile, daß wir sie nicht lieber begraben oder mitgenommen haben.“

Von allen Seiten waren unterdeß die in der verabredeten Entfernung in dichter Postenreihe das Fort umgebenden Sepoy's, demselben genaht und stürzten sich in das Innere, um zu plündern. Der Nena warf sich vom Roß und eilte in das Lazareth, den Leichnam des Feindes zu suchen, dessen Tod er jetzt wirklich zu glauben begann. Alle Thüren standen offen, Alles zeigte die Spuren des hastigen Abzugs. In dem Gemach, das der Peischwa durchstürmte, befand sich das Lager des alten Generals — ein Teppich darüber hingebreitet, zeigte die Formen einer menschlichen Gestalt unter seinen schweren Falten.

Mit einem Sprung war der Hindufürst an dem Lager. „Verfluchter! so hat der Tod Dich vor meiner Rache geschützt!" Seine Hand riß die Hülle herab — die festen faltigen Züge des Generals starrten ihm entgegen. Um den Degengriff waren die Hände der Leiche gefaltet, deren Stirn noch feucht war von den Thränen der geschiedenen Frauen. Ein Zettel auf der Brust des Todten enthielt die Worte: „Die Leiche ihres gefallenen Generals vertrauen der Ehre des Peischwa von Bithoor zur soldatischen Bestattung — die Offiziere der Garnison von Cawnpur."

„Höllischer Betrug! bei der Khali, der Hund denkt unter der Maske des grauen Schurken mir zu entwischen! Aber die Rache ist auf seiner Ferse!" Er riß mit roher Faust die ehrwürdige Leiche vom Lager und trat sie mit dem Fuß. „Sohn eines Hundes — unreiner Koth, der Du bist — niemals mehr wird Dein Mund dem Sohn Hindostans Gerechtigkeit verweigern! — Laßt die Hyäne und den Schakal ihr Mahl an ihm halten," befahl er — „und möge seine Seele verdammt sein von Yama auf ewig!" Er stürmte fort; in wenig Augenblicken war er auf der Stelle, an der Sanders mit seinen Wachen zurückgeblieben.

„Elender Kaffir!" schrie er ihn an, „Du wagtest es, dem Peischwa Deine Lügen in's Antlitz zu schleudern! Wo ist jener Hund, der sich den Residenten von Cawnpur nannte?"

„Ich sagte es Ihnen bereits, Hoheit, Major Rivers ist außer Ihrer Gewalt!"

„Außer meiner Gewalt? Hältst Du den Peischwa von Bithoor für blind? Ihr schmutzigen Faringi habt mich getäuscht

und wolltet mich um meine Rache betrügen! Der Bösewicht, der sich unter der Maske des todten Hundes davon schleichen wollte, wird der Hand des Rächers nicht entgehen! Gebt der Praua das Zeichen, die Verfolgung zu beginnen!"

Einer der Reiter schlang seinen rothen Shawl um die Spitze der Lanze und wollte sie emporschwingen — aber der britische Offizier stürzte sich auf ihn und riß die unheilverkündenden Zeichen aus seinen Händen.

„Nena — halt ein — ich beschwöre Dich bei Deiner Ehre! Rivers steht unterm Schutz des Vertrages — Du nahmst Keinen aus! Nur um Deinen Zorn nicht zu reizen, wählte er auf das Verlangen des sterbenden Generals jene Verkleidung! Maharadschah von Bithoor — Du hast geschworen — der Vertrag ist heilig —"

Der Nena lachte grell auf. „Narr! glaubst Du, daß Srinath Bahadur wie ein thörichter Knabe die sichere Beute entrinnen lassen werde? Redlicher als die verfluchten Faringi ihre Verträge gegen die armen Hindostani halte ich mein Wort! Jenes Gezücht unreiner Thiere hat unbehindert das Fort und Cawnpur verlassen! Jetzt ist unsere Zeit gekommen! Mahadeo! Mahadeo! Auf die Verfluchten!"

Er hob sich in den Bügeln hoch und schwang seinen Turban durch die Luft.

Offenbar hatte man auf der Praua blos auf dieses Signal gewartet; denn der Arm des Nena hatte sich noch nicht gesenkt, als von dem Bogspriet des arabischen Schiffes ein Feuerstrahl schoß, eine Dampfwolke emporwirbelte und die Luft den Donner eines scharfen Kanonenschusses herüber trug. Man sah die Kugel über den Spiegel des Stromes in der Richtung des bereits ziemlich entfernten Bootes des Majors Conelly ricochettiren, das jedoch glücklicher Weise nicht getroffen zu sein schien, denn es wendete sogleich zur Linken ab, nach dem Ufer von Audh.

„Verräther — schändlicher Verräther!" schrie der junge Offizier und sprang zurück; denn im Augenblick wurde ihm die ganze höllische Täuschung und die Absicht des Nena klar. „Du sollst Dein Werk nicht vollführen!"

Er riß die Uniform auf und einen Revolver heraus, den

ihm die Freunde im Fort bei seiner Anwesenheit aufgedrungen. Die erste Kugel zerstiebte den Reiherbusch auf des Peischwa Turban.

Mit Geschrei stürzten sich die Begleiter des Fürsten auf den Offizier. Vier Mal noch knackte der Hahn, drehte sich die verderbliche Schraube — drei der Männer sanken getroffen — dann erst gelang es, den Tollkühnen mit Blut bedeckt zu Boden zu schlagen.

„Bindet den Kaffir an jenen Stein!“ lautete der Befehl des Nena — „während unsere Brüder die seinen jagen, wollen wir an der Marter dieses Sohnes einer Hündin unser Herz erfreuen. Einen Kahn — einen Kahn, um meinen Befehl zur Praua zu bringen! Ruft den Nachen an, der dort aus dem Schilf kommt!“

In der That schoß eben ein leichtes Boot, nur von einem einzigen Dandih gerudert, aus dem Rohr und Schilfdickicht des Ufers oberhalb des Einschiffungsplatzes hervor, da alle Fahrzeuge, mit Ausnahme der Praua, um die Engländer desto sicherer zu machen, am Morgen nach oberhalb der Stadt sich hatten zurückziehen müssen.

Einer der Sowars sprengte bis an den Leib seines Rosses in den Strom und schrie dem Laskaren den mit der Pistole in der Faust unterstützten Befehl zu, heran zu kommen.

„In das Boot, Mir-Aly, und wie der Sturm zur Praua! Der Rais soll alle Segel spannen — im ersten Boot der Faringi befindet sich der Hund von Residenten, den Baber Dutt mir lebendig bringen, oder nimmer wieder vor meinem Angesicht erscheinen soll!“

Der Reiter, dem der Befehl galt, warf sich, ohne zum Ufer zurückzukehren, vom Pferd in den leichten zum Schnellrudern gebauten Kahn, ohne viel des Fährmanns zu achten, dessen Gesicht zu Boden gewendet, nur erkennen ließ, daß er jung und zart gebildet sei, und dessen Gestalt bei dem Befehl des Nena erbebte. Der Sowar ergriff das im Kahn liegende zweite Ruderpaar und herrschte dem Dandih seinen Befehl zu; — wie ein Vogel flog der schmale Nachen über die Wasserfläche der Praua zu, von deren Bogspriet Schuß auf Schuß den Strom entlang donnerte,

während ihre beiden schlanken Masten sich wie mit einem Berg weißer Segel bedeckten und der leichte Rumpf durch die Wellen zu schießen begann.

Wir müssen einen Augenblick in dem Fortgang der Ereignisse verweilen, um dem Leser das Bild der Lage vor Augen zu führen, in der sich die Boote der Engländer befanden. Das vorderste schwamm jetzt etwa eine halbe Stunde jenseits der Stadt und vielleicht halb so weit von der Biegung des Flusses entfernt, hinter welcher verrätherisch die Kanonen und die Reiter des Nena auf beiden Ufern des Stroms der Herankommenden harrten. Hinter diesem ersten Dschumptih kamen die anderen Fahrzeuge mit ihrer Bemannung in verschiedenen Zwischenräumen, wie sie von dem Einschiffungsplatz abgestoßen, theils einzeln, theils in Haufen zusammengedrängt. Alle bedienten sich, außer der kleinen Segel, der Ruder; dennoch war trotz aller Anstrengungen ihr Fortschreiten verhältnißmäßig gering, weil, wie sich später ergab, sämmtliche Fahrzeuge durch an den Kielen befestigte und nachschleppende Säcke mit Kanonenkugeln behindert wurden.

Das letzte Boot — das größte von allen, in dem Major Conelly mit den meisten Offizieren sich befand, war in der Entfernung von vielleicht 500 Schritt der Masse gefolgt und hatte, zuerst von dem langen Geschütz der Praua bedroht, die jetzt rasch und leicht wie ein Schwan über den Spiegel des Flusses daher kam, sich nach dem linken Ufer — der Seite von Audh gewendet, um wenn sich das Feuer der Praua wirklich als ein direkter Angriff zeigen sollte, dort zu landen. Die Praua war auf starke Kanonenschußweite von ihm entfernt, als das Boot in der Nähe des Ufers auf eine Sandbank stieß und sich festrannte. Sogleich zeigten sich den Blicken der Unglücklichen wie aus der Erde empor gestiegen am Rande Reiterschaaren, das ganze Ufer schien lebendig zu werden, viele der Sowars trieben ihre Pferde so weit als möglich in das Bett des Stromes, und das Feuer, das sie auf die unglücklichen Inhaber der Boote eröffneten, ließ keinen Zweifel über ihre Absichten.

„Der Teufel hole indische Treue!“ schrie der Major — „Kameraden, hier gilt es, unser Leben wenigstens so theuer als

möglich zu verkaufen! Zielt sicher, denn wir haben keine Munition an die Schurken zu verschwenden!"

Ein lebhaftes Gewehrfeuer entspann sich auf dieser Stelle; als die Praua — deren Verdeck dicht mit Menschen besetzt war, — sich überzeugt hatte, daß das Boot der Engländer nicht von der Stelle konnte, setzte sie ihre Verfolgung der anderen Fahrzeuge fort. Auf dem Kajütendeck, hoch auf der Schanzverkleidung stand der Rais, seine Befehle ertheilend, während die kräftige Hand von Jan Prätorius, dem jungen Holländer, das Steuer drehte. Baber Dutt, die Bayadere, Eduard O'Sullivan und Narika, das Mädchen aus Kashemir, das seit ihrer Flucht aus dem Harem des Residenten bei ihren Befreiern geblieben, standen mit dem alten Babu Tippo Singh in der Nähe des Steuers und in Aller Mienen und Geberden prägte sich der Eifer und rachedürstige Haß aus, mit dem sie sich an der Verfolgung betheiligten. — — — — —

„Wo ruderst Du hin, Sohn eines Esels," schrie der Sowar, als er bemerkte, daß der Kahn des jungen Fährmanns zu weit nach dem rechten Ufer abgekommen, und die Praua auf seiner Leeseite hatte. „Halte zum Schiff, oder ich schlage Dir den Schädel ein!"

„Ja! ja! Sahib! Dein Wille geschieht," antwortete die zitternde Stimme des jungen Fährmanns und einige Ruderschläge näherten in der That den Nachen dem Steuerbord der Praua, auf der man jetzt erst den Nachen und das Winken des Sowars bemerkte, der die Ruder niedergelegt und sich erhoben hatte. Im nächsten Moment sah man das Ruder des jungen Fährmanns durch die Luft schlagen, den Sowar taumeln und mit einem Schrei aus dem Kahn stürzen, der jetzt, von kräftigen und gewandten Ruderstrichen geführt, gleich einem Pfeil an der Seite der Praua vorüberschoß.

Die heftige Bewegung des Schlages hatte den verhüllenden Turban von dem Kopf des Rudernden fallen lassen, der sich nicht einmal Zeit nahm, danach zu fassen. Langes dunkles Frauenhaar flog jetzt fessellos um das unbedeckte Haupt und enthüllte ein von der Anstrengung geröthetes dunkles, aber liebliches Mädchenantlitz.

„Nurjesan, mein Kind! meine Tochter! was beginnst Du?“ gellte die Stimme des alten Babu vom Bord des Schiffes. Einen flammenden Blick warf das Mädchen hinauf, und sich dann mit verdoppelter Kraft auf die Ruder, daß der Nachen der Praua weit voraus schoß, deren Schiffsvolk bemüht war, dem Sowar zu Hilfe zu kommen.

Jeder Ruderschlag schien die Kräfte des Hindumädchens zu verdoppeln und ihr leichtes Kanoë in der That gleich einer Schwalbe über den Spiegel des Flusses dahin zu fliegen. Rechts und links ließ es die Fahrzeuge der Faringi zurück, die bei dem Feuern in ihrem Rücken sich nach allen Seiten zu zerstreuen und zum Theil den Ufern zuzusteuern begannen und stürmte vorwärts, dem voranziehenden Dschumptih nach, das jetzt fast die Biegung des Flusses erreicht hatte.

„Sahib Rivers! Sahib Rivers halt ein!“ tönte der Ruf der jungen Hindu — die Ruderer der Dschumptih hielten auf den Befehl des Residenten inne und das Kanoë schoß an die Seite des Fahrzeugs.

„Nurjesan?“

Das Mädchen faßte den Bord des Fahrzeugs — ihr Auge hatte bereits den Räuber ihrer Ehre erkannt, an dessen Willen das Laster die Unschuldige geschmiedet, da der Resident sich des entstellenden Bartes entledigt hatte. Sie faßte seinen Arm und zog ihn zu sich hinüber in den Kahn; athemlos, mit fliegender Hast berichtete sie ihm leise den Verrath des Nena, die Aufstellung der Kanonen und Sepoy's am Ufer und den Befehl zu seiner Verfolgung. Aufmerksam seit dem Brief, den ihr die Frau des Hävildahr [1]) überbracht auf Alles, was den Belagerten geschah und nach einer günstigen Gelegenheit spähend, den Residenten zu retten, war sie durch das Weib des Nudschur von den verrätherischen Maßregeln des Nena in Kenntniß gesetzt worden. Aber der Postenkreis, den der Peischwa um das Fort gezogen, machte es ihr unmöglich, zu den Engländern zu gelangen. Mit Hilfe der Frau verschaffte sie sich die Verkleidung und das Boot, das sie aus den Lustfahrten am Ufer des Ganges zu leiten verstand

1) Sepoy-Corporal.

und benutzte die Gelegenheit, um aus dem Schilfdickicht, in dem sie verborgen gelegen, hervorzuschießen.

Der Resident überlegte einen Augenblick, während die Boote mit allen Kräften weiter ruderten. Ein Blick nach rückwärts zeigte ihm, daß die Praua die Reihe der Boote bereits erreicht hatte und mit Flintenschüssen begrüßt wurde. Ein allgemeiner Kampf entspann sich auf der ganzen Strecke, da überall am Ufer Sepoy- und Sowarhaufen emportauchten, und ein scharfes Gewehrfeuer eröffneten. Die Flinten und Büchsen der englischen Offiziere konnten bei der geringen vorhandenen Munition die Salven freilich nur spärlich erwiedern, aber jeder der wohlgezielten Schüsse fällte sein Opfer, während das Feuer der Gegner bei der Entfernung und dem schlechtern Kaliber der Waffen ihnen nur wenig Schaden that.

„Der Faringi-Sahib hat Nurjesan gelobt, sie zu einer Frau zu machen," sagte leidenschaftlich das Mädchen. „Sie hat Alles gewagt für ihn und kann ihn retten aus allen Gefahren, wenn Lakschmi, die Gebieterin des Glücks, mit ihnen ist, oder sie wird sterben mit ihm vereint, wenn Schiwa ihr Geschick bestimmt hat. Dieser Kahn ist schnell wie die Möwe, die über die Wellen streicht — der Mann meines Herzens möge zwei starke Hände der Seinen nehmen, uns im Rudern zu helfen, und wir spotten jener Praua. Ehe der Morgen anbricht, wird er in Allahabad sein. Aber das Rad der Zeit rollt — möge der mächtige Sahib der Faringi sich Nurjesan's Flehen erbarmen und mit ihr kommen."

Eine finstere drohende Falte lag zwischen den Brauen des Residenten, sein Auge maß das Kanoë des aufopfernden Mädchens und funkelte dann triumphirend hinüber nach den nahenden Verfolgern.

„Hier hinauf, Nurjesan — schnell!" befahl er und hob das Mädchen an dem Rande der Dschumptih empor.

„Was beginnst Du, Sahib — ich muß bei Dir bleiben!"

„Gehorche Dirne!" er schleuderte sie mit Gewalt in das Fahrzeug, wo sie zu Boden fiel.

„Wer versteht das Schlagruder zu führen?" fragte der Resident. Mehrere Arme streckten sich in die Höhe. „Hierher, Ihr

Beiden, geschwind in den Kahn. Halliday her zu mir, es gilt Ihr Leben!"

„Was soll das bedeuten — was wollen Sie thun, Rivers?"

„Fragen Sie nicht — es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen. Wollen Sie Ihr Leben retten, so folgen Sie mir!"

„Nicht ohne diese schutzlosen Frauen. Ein Mann von Ehre wird sie in der Gefahr nicht verlassen!"

„Thor — meinen Sie, es sei für uns keine Gefahr? — Schauen Sie dort hinüber! Jeder ist jetzt sich selbst der Nächste. Hierher Thompson und steuern Sie, wenn der Undankbare es verschmäht!" Seine Hand riß den jungen Offizier, der in der Nähe stand, halb mit Gewalt in den Nachen, und stieß denselben — der durch die vier Personen ganz gefüllt war — von der Dschumptih ab.

Das Fahrzeug hatte jetzt die Biegung des Flusses umfahren und befand sich im Angesicht der Kanonen der Sepoy's, die von der Höhe herab einen Hagelschauer von Kartätschen ihm entgegen sandten. Erschrocken stemmten die Ruderer gegen das Wasser und die Dschumptih wich stromaufwärts zurück.

„Jetzt ist es Zeit! — rudert für Euer Leben, Leute — dicht am Ufer hin, Thompson, ehe sie den Zielpunkt für uns finden!"

„Halt ein, Sahib! halt ein — nimm Nurjesan Dein Weib mit Dir!" schrie das Hindumädchen und schwang sich mit fliegendem Haar und wirrem Blick auf den Rand der Dschumptih. — „Sahib Rivers — denk an Dein Versprechen!"

„Der Kahn ist voll, schöne Nurjesan!" rief kaltblütig der Verräther. „Wenn das Glück gut ist, komm ich, Dich zu holen! Vorwärts, Kameraden — dort ist bereits die verfluchte Praua!"

Er warf sich selbst auf die Ruder, und das leichte Kanoë, von drei starken Männern getrieben, vom vierten gesteuert, schoß wie ein Vogel nach der Deckung des hohen Ufers.

Hinter ihm ein kreischender Schrei — ein Sturz in's Wasser — dann hob sich aus den gelben Wellen des Ganges der bleiche Kopf des Hindumädchens, und ihre schlanken Arme theilten rüstig die Fluth.

„Sahib Rivers! Sahib Rivers — bei Deinem Gott, verlaß Nurjesan nicht, die Dir Leib und Seele gegeben!"

Einen Augenblick zögerte der Resident, zurückblickend — aber die Gefahr war zu dringend — jede Sekunde Zögerung der Tod. „Die Närrin," murmelte er, mit verdoppelter Kraft das Ruder brauchend — „mag sie zum Henker ersaufen — sie wäre nur ein Hinderniß gewesen!"

Aber nicht dieser Tod war dem aufopfernden betrogenen Hindumädchen beschieden. Das Kanoë des Residenten schoß glücklich in den Schutz des Ufers und flog an diesem entlang, das dicht mit Rohr und Schilf bedeckt war — die kühne Schwimmerin folgte noch immer. Da rauschte und brach es in dem Rohr und eine Wasserfurche theilte die trübe Fläche — ein gräulicher Rachen mit dichten Reihen von weißen Zähnen schnappte empor, — grüne Augen funkelten — hoch auf grade in die Höhe mit wild verzerrtem Gesicht sprang die Schwimmerin aus dem Wasser und schlug wild die Arme empor. „Zu Hilfe!" dann verschwand im Nu der junge Leib unter den Wellen und ein ringelnder Kreis von Blut war der einzige Rest so vieler Liebe, Jugend und Schönheit.

Und über die Fläche her, die der gepanzerte Rücken des riesigen Bewohners der Tiefe durchfurchte, ricochettirte ein neuer Hagel von Kartätschen und schlug unter die sechs oder sieben Fahrzeuge, die bereits diese Stelle erreicht.

„Zurück! zurück! stemmt die Ruder — rudert zurück!" befahl die ruhige feste Stimme des Capitain Delafosse — „die Kanonen würden das Boot in Stücke schmettern! Nach dem Ufer, Männer, nach dem Ufer!"

Aber schon flog die Praua unter dem Druck aller Segel heran und braßte quer vor der Linie der Boote, von denen zwei, die den Weg erzwingen wollten, unter dem Kugelhagel der Batterie sanken. Das Geschrei der Frauen und Kinder, die Verwünschungen der Soldaten und Befehle der Offiziere, das Hohn- und Jubelgeschrei der Sepoy's zwischen dem Brüllen der Kanonen und dem Knattern des Flinten- und Pistolenfeuers — es schien ein Gewirr, der Hölle entstiegen. Die Praua, deren Führer die Dschumptih des Residenten nicht aus den Augen gelassen, stieß

auf diese, von der Delafosse — jede Möglichkeit des Entkommens und Widerstandes vereitelt sehend, sein Taschentuch an der Spitze des Degens zum Zeichen der Ergebung schwang.

Ein Haufen der Schiffsmannschaft der Praua, an ihrer Spitze der Uskoke und der junge Boer, drangen sofort in die Dschumptih.

„Gebt den Sahib-Residenten heraus oder der Tod ist Euer Schicksal! Wir wissen, er ist verkleidet unter Euch — wo ist der Sohn eines Hundes?"

„Wenn dieser verrätherische Anfall der Person des Residenten von Cawnpur gilt," sagte der Capitain entschlossen, — „so ist sein Zweck vereitelt; Major Rivers ist entflohen auf einem Kahn — wenn er den Kugeln jener Geschütze entgangen, ist er außer der Gewalt des Maharadschah! — Ich fordere Schutz und Freiheit für diese Frauen und uns auf Grund des Vertrages!"

„Kaffir, Du lügst!" tobte der Bruder des Peischwa, denn der Pulverdampf, der sich über den Fluß wälzte, verhinderte ihn in diesem Augenblick, das Kanoë zu sehen. „Durchsucht jeden Winkel, Brüder — der Hund ist verborgen unter ihnen."

Seine Hand riß mit rohem Griff den verhüllenden Schleier vom Hut der Miß Wheeler, die zitternd ihre muthigere Cousine umschlungen hielt — aber im Nu zuckte der Degen Lieutenant Halliday's und eine tiefe Schulterwunde strafte diesen frechen Angriff.

Der Hieb war das Signal zu einem kurzen aber blutigen Gefecht. Die Begleiter Baber Dutt's stürzten sich mit wüthendem Geschrei auf die kleine Zahl der Engländer am Bord der Dschumptih, während Andere die Frauen mit roher Gewalt auf die Praua schleppten. Halliday vertheidigte sich wie ein Rasender in dem kleinen Raum, jeder Hieb seiner treuen Klinge machte das Blut aus tiefen Wunden spritzen, während er selbst bereits aus zwei oder drei blutete und von der Zahl seiner Gegner bis zum Rande der Dschumptih zurückgedrängt war. In diesem Augenblick fiel zwischen den drohenden mordentflammten Gestalten der Gegner sein Auge auf ein bleiches verstümmeltes Gesicht, das kaum noch dem menschlichen glich — zwei verstümmelte Arme streckten sich dräuend gegen ihn aus . . . .

„Eduard O'Sullivan — Gott erbarme sich meiner!" Die Hand, die den Stahl so kräftig geschwungen, sank gelähmt von der bösen Erinnerung nieder — ein Hieb des Tomahawk von der Faust des holländischen Boers spaltete seine Stirn, und das brechende Auge noch auf die gespenstige Erscheinung Dessen gerichtet, den er einst mit in die Klauen des Tigers zu treiben geholfen hatte, verschwand die Leiche des Offiziers in der trüben Fluth des heiligen Stroms.

Am niedern Mast des Dschumptih vertheidigte Capitain Delafosse sich mit Heldenmuth, bis ein Kolbenschlag die Klinge seines Degens zersplitterte und ihn in die Knie warf. Zehn Säbel blitzten todbringend über seinem Haupt, als plötzlich der Irländer sich vor ihn warf, schrille unverständliche Laute ausstoßend und mit dem eignen Körper den Mann schützend, der ihm allein an jenem Tage des Unheils Freundlichkeit und Wohlwollen bewiesen.

Der Rais, der die heftigen Geberden des armen Stummen so ziemlich zu deuten verstand, erkannte den Offizier, mit dem er damals gemeinschaftlich die Spuren der Entführung der Gattin des Nena verfolgt, und machte sich zu seinem Beschützer.

Seiner Waffen beraubt, wurde der Capitain nach der Praua gebracht und unter Deck in eine kleine Kajüte geschlossen, in der er zu seinem Erstaunen einen Europäer fand, der sich bei seinem Anblick in den äußersten Winkel kauerte und dessen wirrer Blick und unzusammenhängende Worte ihn bald überzeugten, daß er es mit einem Geistesgestörten zu thun habe.

Ueber der Verfolgung der Boote, die jetzt sämmtlich in der Gewalt der Praua und der am Ufer aufgestellten Sepoy's sich befanden, war der Abend heran gekommen; die Dunkelheit bedeckte den Fluß und die Ufer, als die Praua, die Boote vor sich her, nach dem Ufer von Cawnpur zurück kehrte.

Der Uskoke, von Eduard O'Sullivan begleitet, trat in den Raum, in welchem sich Capitain Delafosse als Gefangener mit dem Irren befand.

„Signor," redete er den Offizier an, „ich bin ein rauher Seemann und ein geschworner Feind aller Engländer, denen ich es verdanke, daß ich statt unter dem blauen Himmel Albaniens

auf den Fluthen der Adria mit der Schwalbe lustig zu kreuzen, unter diesem Himmel voll Gluth mit Heiden, die nicht den Namen der Panagia kennen, auf schmutzigem Wasser schwimme, das nicht das Grab ehrlicher Seeleute, sondern jedes schuftigen schwarzen Bettlers ist, der nicht die Rupie für den Scheiterhaufen bezahlen kann! Aber wenn ich auch ein Feind der Faringi bin — ich weiß die Braven und Tapferen jedes Volkes zu schätzen, und der Capitano Grimaldi würde es nimmer dem Milchbruder vergeben, überlieferte er einen seiner Freunde dem Henkerschwert dieser braunen Teufel. Hier ist die Verkleidung eines Bannia, [1]) — unter jener Luke finden Sie einen Kahn, mit dem Sie das Ufer erreichen können, ich selbst werde das Steuer der Praua führen und so Ihre Flucht sichern. Mögen die Heiligen mit Ihnen sein, bis wir uns wieder im Kampfe begegnen. Am Ufer von Audh schwärmen die Sowars des Peischwa — der Weg ist zu gefährlich für Sie. Am Besten ist's, Sie schlagen die Dawk [2]) von Gwalior ein und erreichen den Zug des Majors — er kann noch nicht weit sein, da er erst kurz vor Mittag Cawnpur verlassen. Sagen Sie Marcos Grimaldi, was Danilos für Sie gethan — unter seinem Schutz werden Sie sicher sein!"

„Ich danke Ihnen von Herzen," sagte der Engländer, die Hand des Uskoken schüttelnd — „aber darf ich meine Kameraden, die armen Frauen in dieser unglücklichen Lage verlassen?"

„Beim Acheron — ich sehe nicht, was Sie ihnen helfen könnten! Der Nena wird rasen, daß jener Schurke, dem ich einst das Bungalow-Harem anzündete, seiner Rache entwischt ist. Die Sowars verfolgen ihn am Ufer — mein Steuermann und der alte Babu sind auf dem Fluß hinter ihm drein — wenn der Teufel ihm nicht hilft, wird er ihnen nicht entrinnen! Sorgen Sie für Ihren eignen Kopf, Signor, der wenig genug in dieser Zeit werth ist! Dem Löwen sich in den Rachen stürzen, wäre Wahnsinn."

Er warf ihm die Kleider hin. „Thun Sie, was Sie wollen, Signor, aber in einer halben Stunde wird es zu spät sein.

1) Indischer Getreidehändler.
2) Straße.

Ohnehin ist die höchste Vorsicht nöthig, denn wir haben einen Dämon von Weib an Bord, dessen Auge Nichts entgeht!"

Der Irländer trat auf Delafosse zu, — seine Bewegungen, sein flehender Blick zeigten deutlich seinen Wunsch und ersetzten die Sprache. Er deutete wiederholt mit den verstümmten Armen nach der Richtung, welche der Gefangene bei der Flucht einschlagen sollte.

„Hier sind ein Taschen-Kompaß, Pistolen und ein Dschambea," fuhr der Uskoke fort. „Es wird kein Schade sein, wenn Sie im Dunkel einem von dem Gewürm aus dem Sattel helfen und sich hinein. Leben Sie wohl, Signor, und San Theodoro sei mit Ihnen! Handeln Sie ohne Furcht — der arme Bursche im Winkel dort wird Sie nicht verrathen!"

Er zog den Irländer mit sich fort und verschloß die Thür.

Einige Minuten stand der Capitain in Zweifel, was er thun solle, aber die Ueberzeugung, daß: zu bleiben, sich nutzlos der Gefangenschaft des Nena — vielleicht noch einem grausamern Loos — preisgeben hieße! die Hoffnung, daß wenigstens das Leben der hilflosen Frauen jetzt nicht gefährdet sei — und im Grunde der Seele vielleicht der Gedanke, in der Begleitung des edlen Condottieri die Frau wieder zu sehen, deren Bild seine ganze Seele erfüllte, ließen ihn rasch einen Entschluß fassen.

Er warf die vom Kampf zerfetzte Uniform von sich und beeilte sich, die indische Kleidung anzulegen.

Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß der Irre zögernd näher und näher kam, bald die abgeworfenen Kleider, bald ihn selbst betrachtend.

„Fürchtest Du auch, daß sie Dich fangen, Kamerad?" flüsterte der Wahnsinnige, „es ist recht, daß Du den rothen Rock von Dir thust — er leuchtet durch die Stämme der Palmen und der Tamarinden, wenn Du zum Liebchen reitest. Es ist eine schlimme Farbe und zieht die Augen der Schlangen an!"

„Wer bist Du — Unglücklicher? Du bist ein Engländer!"

„Die fünften Dragoner sind ein schönes Regiment!" fuhr der Irre fort, indem er half, dem Offizier die Kleidung anlegen — „und Rookeby, mein Pferd, war ein treues Thier. Aber seit die Schlange den armen Eduard und Helene, meine schöne

Helene, gefressen — ist es vorbei mit uns. Sieh — sie haben mir diese Kleider gegeben, damit der böse Mann mich nicht finden soll!"

„Bedauernswerther! — kann ich etwas für Sie thun? Sprechen Sie!" Der Capitain hatte die Lampe gelöscht, die der Rais angezündet und die Luke geöffnet. Als er hinaus sah, fand er dicht darunter ein mit Rudern versehenes Boot treiben und hörte auf dem Verdeck den Lärmen der Laskaren und Sepoy's. Das Bogspriet der Praua war bereits der Stadt zugewendet, von der ein wüstes Toben herübertönte, während der Schein großer Feuer und zahlloser Fackeln das Ufer erhellte und weit hinaus auf die Fläche des Stroms spiegelte. Ein gellendes Triumphgeschrei, als hielten die Dämonen der Hölle ihre Walpurgis, schallte herüber jedes Mal, wenn ein Boot landete und die unglücklichen Gefangenen an's Ufer geschleppt wurden.

„Wer Sie auch sein mögen, unglücklicher Mann," sagte der Capitain — „leben Sie wohl und Gott gebe Ihnen das Licht der Vernunft — ich kann Nichts weiter für Sie thun!" Er faßte das Tau, welches das Boot hielt und glitt an ihm hinab, mit angespannten Fibern lauschend, ob an Bord der Praua Jemand seine Flucht bemerkt.

Capitain Delafosse hatte jedoch noch nicht die Ruder ergriffen und sich zur Abfahrt bereit gemacht, als er sah, wie ein dunkler Schatten an dem Tau ihm folgte, und im nächsten Augenblick saß der Irre vor ihm auf der Ruderbank des Bootes.

„Richard wird mit Dir gehen," sagte der Wahnsinnige — „Richard will den rothen Rock der Faringi sehen, sie werden ihn schützen vor der Boa, besser als diese Hindu!"

Es war keine Zeit zu Gegenvorstellungen; der Capitain — zum Theil von der Nothwendigkeit, zum Theil von Mitleid für den Armen, den er für einen Kameraden erkennen mußte, bewegt, stieß von der Praua ab und im nächsten Augenblick schwamm das Boot unbemerkt auf der Fläche des Stroms.

Von hier aus konnte er die Scenen am Ufer beobachten, und das Blut stieg ihm zu Kopf, das Herz wollte ihm brechen, als er sah, wie seine braven Kameraden von den Sepoy's unter Mißhandlungen gebunden aus den Booten geschleppt, wie die

Frauen und Kinder grausam verhöhnt und beleidigt wurden. Mehr als ein Mal war er im Begriff — hinüber zu rudern und sich unter die jubelnden Feinde zu stürzen, aber die Ueberzeugung, daß er keine Hilfe bringen, daß er Nichts thun könne, als die Zahl der Opfer vermehren, ließ ihn davon wieder abstehen, und um so rasch als möglich diesen Scenen zu entfliehen, strengte er alle Kräfte an und ruderte stromauf, bis er oberhalb der Stadt der Stelle gegenüber war, in deren Nähe die so tapfer vertheidigte Verschanzung lag, an der sie sich, vor wenig Stunden freudiger Hoffnung hingegeben, eingeschifft hatten. —

Die Ankunft der Boote mit den Gefangenen in der Stadt hatte die ganze Bevölkerung dort versammelt und den Platz, an dem er landete, völlig einsam gelassen. Der Offizier verließ den Kahn und sein irrer Begleiter folgte ihm wie sein Schatten, zuweilen wirre Erinnerungen vor sich hin murmelnd oder seine Phantasieen dem Capitain geheimnißvoll zuflüsternd, den das Mitleid verhinderte, ihn hier seinem Schicksal zu überlassen.

Delafosse suchte sich zunächst zu orientiren, was ihm nicht schwer wurde, da der Mond mit seinem hellen Schein über den Horizont emporzusteigen begann. Er sah ein, daß er zunächst die Straße nach Bithoor passiren und auf weitem Umwege die Stadt und die weitgedehnten Vorstädte umgehen müsse, um den Weg nach Gwalior zu erreichen, auf welchem er, nach dem Rath des Uskoken, Major Maldigri folgen sollte. In der Nacht und unterm Schutz seiner Verkleidung fürchtete er die Gefahr des Erkennens nicht. Nur war es nothwendig, den Irren möglichst zur Erkenntniß ihrer Lage und zum Schweigen zu bringen; da derselbe gleichfalls die Kleidung der Eingebornen trug, war von seiner Begleitung Nichts zu besorgen.

„Kamerad," sagte der Capitain — „ich will Sie nicht verlassen, aber unter der Bedingung, daß Sie das strengste Schweigen beobachten, was auch geschehen möge. Ihr und mein Leben hängt davon ab! Lassen Sie uns aufbrechen, denn jeder Augenblick ist kostbar!"

„Still," flüsterte der Irre — „siehst Du die Schlange dort im Mondschein gleiten — hörst Du das Weinen des armen Knaben, wie er nach Wasser ruft?"

„Es sind die Schakals, die über die Ebene schweifen, Kamerad, ihr Geschrei tönt wie das eines Kindes."

„Thor — die Anakonda ist's — der Knabe, mein Knabe, mein süßer Eduard wimmert nach Wasser. Ich bin sein Vater — laß mich hin zu ihm!"

Der Capitain, der ihn mit Gewalt zurückhielt, indem er fühlte, welche gefährliche Last er sich mit diesem Begleiter aufgebürdet, horchte aufmerksam in die Nacht.

In der That kam es ihm vor, als ob er zwischen dem fernen Geräusch der Stadt und dem Gekreisch des Schakals, den ihr Kommen aufgescheucht und der über die Ebene kreiste, ein leises Stöhnen — den englischen Laut: water![1]) hörte.

Er schauderte in der Tiefe seiner Seele — nochmals, klarer und deutlicher hörte er den Laut: water! — water!

Das konnte nur ein Landsmann, ein Engländer sein. Entschlossen schritt er in der Richtung vor, aus der jene Töne des Jammers erklangen.

Es war jene Stelle, an welcher Lieutenant Sanders so heldenmüthig versucht hatte, das Signal aufzuhalten, das seine Landsleute vernichten sollte.

Der Mond trat klar und hell über den Saum einer Wolke, sein weißes Licht zeigte einen niedern breiten Stein — darüber ausgebreitet — die Füße und Hände an dies steinerne Kreuz geschnürt, einen Märtyrerleib.

„Wasser — bei der Barmherzigkeit Gottes — wer Ihr auch seid! — einen Tropfen Wasser!"

„Allmächtiger — diese Stimme — Unglücklicher — wer bist Du?"

Es war unmöglich, die unglückselige Jammergestalt zu erkennen. Achtundvierzig Wunden von Säbelhieben und Speerstößen hatten diesen jungen, vor wenig Stunden noch kräftigen Körper so gräßlich zerfleischt, daß Kleider, Fleisch und Blut eine einzige Masse bildeten, an der bereits der Zahn des Schakals sein furchtbares Mahl im ersten Schatten der Nacht begonnen.

Während die Praua den Booten nachjagte, hatte die ent-

---

1) Wasser.

fesselte Rachgier des Rena seiner Umgebung ein gräuliches Spiel bereitet. Nachdem der unglückliche Offizier, der seinen Zorn gereizt, zu Boden geworfen und auf Befehl des Peischwa an jenen Stein gebunden worden, versuchte jeder der wilden Reiter im Galopp vorübersprengend an dem Körper des Unglücklichen seine Geschicklichkeit, indem er ihm mit Säbel und Lanze eine Wunde beibringen mußte, die ihn nur zerfleischte, ohne ihn zu tödten.

Die Augen waren dem Unglücklichen ausgestochen, sein ganzes Antlitz von Säbelhieben zerfetzt und mit geronnenem Blut bedeckt — von Zeit zu Zeit lief das Zucken der mit diesem langsamen entsetzlichen Sterben ringenden Jugendkraft durch die zerfleischten Glieder.

„Fluch dem Tage, der mich geboren zu solchen Schmerzen," wimmerte der Leidende. „Bist Du ein Engländer, so reiche Sanders, dem von Teufeln Gemarterten, einen Tropfen Wasser und tödte ihn!"

„Lieutenant Sanders — unglücklicher Kamerad! ich bin Delafosse, Capitain Delafosse und werde Sie nicht verlassen. Fort Mann — raffe Deine Vernunft zusammen und eile nach dem Fluß — schöpfe in diesem Turban Wasser und bringe es schnell!"

Ein Blitz von Verständniß leuchtete in dem Auge des Wahnsinnigen. „Lionel holt Wasser," sagte er — „Lionel weiß, wie es thut, nach Wasser zu schmachten, wenn der giftige Brodem der Anacondah die Luft durchglüht! Hätte Lionel Wasser gehabt, dann wäre der süße Eduard nicht gestorben!" Damit lief er hastig nach dem Fluß und kehrte in wenig Augenblicken wieder, den Turban mit Gangeswasser gefüllt.

Der Capitain zerriß seinen Kaftan und wusch das Antlitz des Gemarterten, dann flößte er ihm etwas Wasser ein. Der Irre war eifrig bemüht, ihm bei dem traurigen Geschäft zu helfen und lief wiederholt nach dem Ufer des Stroms, den Turban zu füllen. Delafosse erkannte bald, daß hier jede Hilfe vergeblich sei und nur die kräftige Natur des jungen Offiziers seine unbeschreiblichen Leiden verlängert hatte. Kaum verständlich in abgebrochenen Worten theilte dieser ihm die Scene mit, deren Opfer er geworden, und Delafosse fühlte sein Herz erbeben bei dem

Gedanken, daß seine unglücklichen Kameraden und die armen Frauen der Tigerlaune eines solchen Feindes in diesem Augenblick preisgegeben —

Sein Haar sträubte sich — seine Nerven erstarrten — denn von der Stadt her rollte durch die Nacht der Donner einer Flintensalve — ein Mal — zwei Mal — zum dritten Mal, und selbst in diese Entfernung drang das Echo des höllischen Triumphgeschreis der Menge herüber.

Der Wahnsinnige begann unheimlich zu lachen und in wilden Sprüngen um den Stein zu tanzen. „Hurrah, lustig!“ rief er — „sie haben die Anacondah getödtet! Lionel kann wieder reiten auf Rookeby, seinem Pferd, und der kleine Eduard wird die süßen Augen öffnen!“

„Mensch — mache mich nicht wahnsinnig, wie Du selbst es bist!“ rief verzweifelnd der Capitain. „Wenn ich denken müßte, daß jene Schüsse unseren Landsleuten gegolten! wenn jenes Ungeheuer — —“

„Flieht — flieht!“ stöhnte der Sterbende — „Rettet Euch, da es noch Zeit ist! Aber bei der Barmherzigkeit Gottes, zuvor macht meinen Leiden ein Ende — tödtet mich!“

Delafosse hatte das Gesicht in die Hände verhüllt, er rang nach einem Entschluß. Endlich hatte er ihn gefaßt — ohne ein Wort zu sagen, fuhr er in seinen Hilfsleistungen für den Leidenden fort, befreite seine zerfetzten Glieder von den Banden und netzte seine gräßlichen Wunden mit Wasser.

„Den Tod! gebt den Tod!“ flehte der Arme — „das ist gräßlicher, als in der Mordhöhle der Thugs!“

„Kamerad,“ sagte der Capitain — „Gott der Allmächtige hat ein furchtbares Schicksal über Sie verhängt — beugen Sie sich seinem Rathschluß — bald wird seine Barmherzigkeit Ihre Leiden geendet haben und Ihre unsterbliche Seele in seinen Schoos aufnehmen! Bis dahin weiche ich nicht von Ihrer Seite, man müßte mich denn von hier reißen. Denken Sie an die Ewigkeit — Gott ist barmherzig, und der Soldat, der jetzt stirbt, geht uns Anderen nur voran!“

Er setzte sich zu dem sterbenden Kameraden, netzte von Zeit

zu Zeit seine Lippen und betete mit ihm die Gebete der Jugend, die Beide vielleicht so lange vergessen hatten!

Eine Stunde war vergangen — der ferne Lärmen der Stadt begann zu verstummen — die Feuer erloschen. — —

„Das ist Rookeby, mein Pferd!" rief plötzlich der Irre — „ich kenne seinen Hufschlag — aber dort — seht Ihr die Augen der Anacondah, wie sie funkeln und glühen und größer und größer werden! Barmherzigkeit — schützt mich vor der Schlange!"

Er stürzte zu dem Capitain und kauerte sich zitternd in seinen Schatten.

Ueber die Ebene von der Stadt her kam näher und näher ein wüthender Galopp.

Anfangs klein — wie der Schimmer eines der prächtigen Leuchtkäfer, welche seit dem Anbruch der Nacht die Luft zu Tausenden durchflogen, — dann immer größer und größer werdend mit rasender Hast blitzte ein Licht aus dem fernen Dunkel und wurde zum hochgeschwungenen Flambeau.

Beleuchtet von dem gespenstigen Doppelschein der Fackel und des Mondstrahls keuchte im rasenden Galopp ein Roß herbei — eine Gestalt warf sich vom Sattel, im Windhauch flogen die buntseidenen Gewänder — die Perlenschnüre des Haars, die Edelsteine und goldnen Spangen und Tressen leuchteten und blitzten im Licht — aber nicht heller, nicht feuriger, als die leuchtenden, suchenden, dunklen Augen!

„Sahib, wo bist Du? — Ewiggeliebter, wo bist Du?"

Delafosse hatte die Hand am Kolben des Pistols — aber die Gestalt, welche die Schatten der Gruppe am Stein erblickend jetzt herbeiflog — trug die Gewänder einer Frau, — ihre Schellen und Goldbleche rauschten und klangen bei der heftigen Bewegung, — er folgte unwillkürlich der Hand des Wahnwitzigen, die ihn zurückzog.

„Das ist die böse Fee, die uns verrathen — den armen Eduard und meine süße Helene," flüsterte der Irre — „die Schlange steht in ihrem Solde!"

„Sahib Sanders! — Sahib Sanders — wo bist Du?"

Die zerschlagene, zermalmte, verstümmelte Gestalt des unglücklichen Offiziers krampfte in die Höhe bei dem Ton dieser

Stimme, die blutigen Höhlen seiner Augen wandten sich gegen sie, welche bei dem Anblick in gräßlichem Aufschrei die ihren bedeckte.

„Mann meiner Liebe," rief das Weib mit schneidenden Tönen — „meine Thränen sollen Deine Wunden bethauen, meine Küsse sie schließen und Dich dem Leben erhalten! Die Falsche, die uns trennte — sie kann es nicht mehr! Der Fluch ist über ihr, die Dein Herz von mir gewandt, und der Fluch soll über Den kommen, der es gewagt, Dein Blut zu vergießen!"

„Verflucht seist Du selbst, Anarkalli, blutige Mörderin und Genossin der Mörder!" stöhnte der zuckende Mund des Sterbenden — „Fluch — Fluch Dir — und — Fluch — —"

Er brach zusammen — ein Schauer rieselte über die blutige Gestalt — dann streckte sie sich regungslos auf dem steinernen Schmerzensbett. Delafosse sprang herbei — er fühlte nach dem Herzschlag — horchte nach dem Athem —

„Seine Leiden sind zu Ende — Gott der Herr nehme seinen Geist gnädig auf!"

„Todt? todt?" gellte der Schrei der Tänzerin. „Zu Yama gegangen, ohne Der, die ihn liebte über Alles, vergeben zu haben? Ich Unglückselige, daß ich ihn lassen konnte in den Klauen des Tigers!"

Sie riß die Flechten ihres schönen Haares auf, daß die schmückenden Perlen und Juwelen weit auf dem Boden verstreut wurden. Sie zerriß ihr seidenes Gewand, sie zerraufte das fliegende Haar und preßte die Nägel der Finger in das warme Fleisch ihres Busens.

„Hast Du gehört, wie er Dir fluchte? So fluchte Helene auch dem bösen Verführer, der sie in den giftigen Brodem der Schlange gelockt!" flüsterte der Irre. „Aber weine nicht — ein Frauenherz hat unendliche Liebe und aller Haß schmilzt wie der Schnee in ihm, der Geliebte braucht der Dürstenden nur das Blut aus seinen Adern zu trinken zu geben!"

Ihre Augen starrten ihn an — halb bewußtlos — dann sank sie am Stein nieder. Eine kurze Weile darauf hörte der Capitain, der diesen Schmerz nicht zu stören wagte — leise, seltsame — dann immer lauter und lauter schwellende Töne — es war ein monotoner

ergreifender Gesang, der aus ihrem Munde kam — schon ein Mal hatte er die feierlichen Töne vernommen — dort in Jhansi am Scheiterhaufen des Rao — die Todtenklage der Hindufrau um den gestorbenen Gatten! — — — — — — — — — —

Wir führen den Leser auf kurze Zeit in die Stadt zurück. Die schrecklichen, entsetzlichen Scenen, die wir vor ihm zu entrollen haben, sind nur von einem Menschen berichtet worden, einem Augenzeugen, dem Hävildahr Nudschur Dschewarri, der, als es ihm nach der Schlacht von Cawnpur gelang, zu den Engländern zu entfliehen, seine Aussagen vor den Behörden zu Protokoll gab. —

Die unglücklichen Gefangenen, Männer, Frauen und Kinder, waren unter Mißhandlungen aus den zurückgeführten Kähnen gerissen und nach dem Platz geschleppt worden, an dem der Nena stand, von der Mörderschaar umgeben, die das blutige furchtbare Spiel an dem Körper des jungen Parlamentairs geübt.

Mehrere Feuer brannten auf dem Platz, der Schein von hundert Fackeln, mit dem Strahl des Mondes, verbreitete Tageshelle über die dichtgedrängte Menschenmasse, diese Tausende von dunklen Gesichtern mit dem wilden Ausdruck von Haß und Blutgier.

Mit Säbelhieben und Lanzenstößen trieben die Sepoy's die Unglücklichen herbei, die Männer ihrer Waffen beraubt, mit gebundenen Händen, mit allen Spuren des Kampfes, die Frauen und Kinder verzweifelnd und weinend. Der Nena musterte sie mit gierigem Auge, aber Haufe auf Haufe erschien — und der Mann, den er suchte, war nicht darunter. Die Adern an den Schläfen des Peischwa schwollen gleich blauen und rothen Strängen und der fest zusammen gekniffene Mund verkündete das drohende Unheil.

„Wo ist der Nais der Praua? Wo ist Baber Dutt, mein Bruder? warum kommen sie nicht?“ murrte der Fürst und seine Stimme klang wie das Knurren des Tigers, der hungrig nach seiner Beute verlangt.

Endlich erscholl ein Ruf des Triumphes — die Praua



hatte die letzten Gefangenen an's Ufer gesetzt, der Uskoke, die Tänzerin und Edward O'Sullivan nahten mit ihnen.

Auf dem braunen Gesicht des Seeräubers aus dem ionischen Meer spiegelte sich finstere Entschlossenheit; so trat er vor den Nena, während von der Bayadere sorgfältig bewacht, die Sepoy's hinter ihm die Tochter und Nichte des Generals, Master Stacy und seine Gattin und die anderen Europäer, die auf der Dschumptih gefangen genommen worden, herbeiführten.

„Wo ist Baber Dutt, mein Bruder?"

„Er ist verwundet durch einen Inglese und liegt am Bord der Praua."

„Und der Bote, den ich Euch sandte, ist sein Auftrag vollführt?"

„Wenn Du den Suhbadar Mir=Aly meinst, Hoheit, der liegt noch halb ersäuft auf dem Deck. Ein tolles Weibsbild schleuderte ihn in's Wasser."

Der Nena stampfte wild mit dem Fuß. „Wo ist der Mann, der sich den Residenten nannte?" schrie er mit furchtbarer Stimme.

„Rivers? Der Teufel hole ihn — er ist auf einem Kahn entkommen, wenn ihn die Kartätschen nicht zerrissen oder mein Steuermann eingeholt hat, der mit dem Babu auf seiner Spur ist, wie der Wolf auf der Fährte des Hirsches!"

Ein heiserer Schrei der Wuth, der getäuschten Erwartung drang aus der Kehle des Nena, wie das Brüllen des verwundeten Tigers klingend. Sein Gesicht wurde fahl, die Augen blitzten wie wahnsinnig umher — gleich als suchten sie ein Opfer der in ihm kochenden Wuth.

In seiner Nähe, von den Sepoy's dahin gestoßen, stand unglücklicher Weise die arme Mistreß Stacy, eine junge hübsche Frau, mit ihrem vierjährigen Knaben, der sich nach dem ersten Schrecken mit kindischer Neugier von der Mutter losgemacht hatte und mit der Hand die von Juwelen funkelnde, goldene Säbelscheide des Nena berührte.

Das blutunterlaufene Auge des Peischwa fiel auf ihn — er hob die Faust, deren Muskeln sich wie Stahl zusammenspannten und ließ sie auf das blonde Lockenhaupt des Kindes niederfallen.

Ein widrig knirschender Ton — das Blut spritzte aus dem gebrochenen Schädel und mit einem einzigen Aechzen stürzte das Kind todt zu Boden.

Selbst die blutgierigen Sepoy's wichen einen Augenblick erschrocken über die grausame That zurück.

Mit einem herzzerreißenden Aufschrei warf sich die unglückliche Mutter über die Leiche ihres Kindes.

Obschon ihre Arme gefesselt waren, stürzten zwei der Gefangenen aus dem Kreise auf den Peischwa los — Master Stacy und Major Conelly, dessen rechter Arm von einem Schuß gelähmt war, der aus drei bei dem verzweifelten Gefecht erhaltenen Wunden blutete.

Den unglücklichen Vater schlug ein Sepoy zu Boden.

„Schändlicher Wüthrich," zürnte der Offizier — „mit diesen Händen, wenn sie frei wären, wollt ich die lügnerische Zunge Dir aus dem Halse reißen, die ehrlichem Kampf gegenüber heuchlerische Eide geschworen. Möge die Verachtung einer ganzen Welt Dich strafen für Deine Treulosigkeit!"

Der Peischwa — bleich — kalt — zog ein Pistol aus dem Gürtel und spannte mechanisch, ohne daß sein starrer Blick nur vibrirte, den Hahn.

„Morde auch mich," schrie der Major — „es ist ein Ehrentod für einen braven Soldaten, von der Hand des Verraths zu fallen!"

Ein Blitz, ein Knall — der Major stürzte mit zerschmettertem Schädel nieder — einige Augenblicke noch zuckte und krümmte sich die kräftige Gestalt in ihrem Blut am Boden — dann — eine starre Leiche.

„Treibt die Gefangenen dort zusammen! — Trennt die Weiber und Kinder von ihnen!"

Die Stimme des Befehls klang rauh, ruhig, kalt.

Es waren entsetzliche, furchtbare Scenen, als die Sepoy's die Frauen von der Brust ihrer Männer, die Schwester vom Bruder, das weinende Kind vom Herzen des Vaters, die Tochter aus der Nähe ihres Erzeugers rissen.

Der Jammer der schreienden, weinenden Frauen und Kinder

wurde von dem Hohnlachen der Mörder, dem fanatischen Triumphgeschrei des Pöbels erstickt.

Der Nena winkte Anarkalli, der Bayadere, die mit dem Lächeln teuflischer Befriedigung neben ihm stand.

„Suche die weißen Mem-Sahibs aus, die für das Harem des Peischwa taugen," befahl der Nena — „diese Nacht soll eine Nacht der Lust und des Triumphes sein!"

Der Hindufürst schritt an der Reihe der weinenden Frauen entlang, denen im Angesicht ihrer knirschenden, machtlosen Väter, Brüder und Gatten ein so furchtbares Schicksal verkündet wurde.

Drei der Frauen bezeichnete der wählerische Finger der Bayadere als passend für ihren Herrn.

Es waren Miß Soldie, die Tochter eines Offiziers und die junge Frau eines Beamten — alle drei gefeierte Schönheiten.

Da die Unterredung zwischen dem Nena und der Tänzerin im Hindostani geführt worden, so ahnten die armen Wesen noch nicht das Geschick, das ihrer harrte und das selbst bitterer war, als der Tod, den sie erwarteten.

Plötzlich blieb der Peischwa stehen und sein Finger wies auf Editha Highson, die selbst in dieser schrecklichen Lage den eigenthümlichen Reiz nicht verläugnete, der über ihre ganze Erscheinung ausgegossen war.

„Diese Faringa ist schön. Sie soll das Lager diese Nacht theilen, das ihre Brüder einsam gemacht!"

Die Augen der Bayadere funkelten boshaft. „Der Peischwa möge eine Bessere für die Freuden seines Lagers wählen — dies Weib verdient die Ehre nicht!"

„Du bist eifersüchtig. Ich habe es gesagt! es möge geschehen!"

„Der Peischwa hat ein Versprechen zu erfüllen!"

„Welches? rede!"

„Der Stern der Hindostani hat der Granatblüthe zwei der Gefangenen geschenkt."

„Das ist wahr — wähle sie!"

„Dies Faringa-Weib ist die Person, die ich begehre."

„Ich werde Dir Schmuck und tausend Rupien geben, dafür, daß Du sie mir diese Nacht überlässest!"

„Der Peischwa von Bithoor," sagte die Bayadere, „trägt die Rache im Herzen, aber er ist nicht der Einzige, der die Wunde zu sühnen hat, welche die Faringi ihm geschlagen. Das Bett des Peischwa wäre eine Gnade für dies Geschöpf!"

„Gut — sie ist die Deine! Was willst Du mit ihr beginnen?"

„Du sollst es sehen!" Sie trat zu dem dichten Kreis der Sepoys, der die Gruppe umgab — ihr dunkles Auge flog suchend umher. Dann zuckte eine boshafte Freude über ihr schönes Gesicht — sie hatte gefunden, was sie wollte und winkte einem Nähghuh (Corporal) der Sowars, näher zu treten.

Es war ein Mohr von riesiger Gestalt und Körperkraft, aber scheußlichem, wildem Aussehn. Der mit dicken Lippen besetzte breite Mund spaltete das Antlitz in zwei Hälften, die nur durch eine Doppelreihe spitzgefeilter Zähne, glänzend weiß wie Elfenbein mit einander in Verbindung schienen. Schmal geschlitzte Augen mit gelben feuchten Augäpfeln senkten sich in spitzen Winkeln unter einer kaum zwei Finger breiten Stirn zur breiten Wurzel der flachen Nase — schwere Kupferringe zerrten die Ohren bis fast zu den Schultern nieder — der Mann erschien in der That als ein Musterbild wilder Häßlichkeit und Kraft.

„Du hast ein Haus in Cawnpur?" frug die Bayadere.

„Du sagst es, schöne Tochter des Tempels," grinste der Mohr. „Deine Augen können es von hier aus erblicken."

„Hast Du ein Weib?"

„Einen Dämon — alt und häßlich! Ich wünschte, sie wäre jung und schön, wie Du. Dazu eine Schwiegermutter, die noch schlimmer ist als die Frau — der Prophet hat die alten Weiber zum Schrecken der Gläubigen bestimmt."

Die Bayadere löste eine der breiten goldenen Spangen von ihrem Arm und reichte sie dem Sowar. „Gieb diesen Schmuck Deinem Weibe, damit sie nicht eifersüchtig sei, wenn Du diese Faringa heute Dein Lager theilen lässest!"

„Mashallah! Diese Houri soll die meine sein?"

„Der Peischwa hat sie mir gegeben und ich schenke sie Dir als Sclavin. Aber Du schwörst bei Deinem Propheten,

daß sie noch in dieser Nacht die Stelle Deines Weibes vertreten wird!"

„Wallah! Wallah!" sagte der Sowar erfreut. „Wo sind meine Augen, daß sie das Glück sehen? Du bist selbst eine Houri und Abdallah ist kein verstümmelter Mann!" Er faßte unter dem frechen Gelächter und den schändlichen Reden seiner Gefährten den Arm der jungen Miß und schleppte sie mit sich hinweg.

Vergebens klammerte sich das unglückliche Mädchen an ihre Muhme, vergebens streckte sie hilfeflehend die Arme nach ihren Unglücksgefährten aus und warf sich dem Nena zu Füßen, um einen schnellen Tod flehend; denn eine entsetzliche Furcht vor einem unbekannten Etwas, vor einem schrecklichen Schicksal, dem der Tod vorzuziehen sei, bemächtigte sich ihrer Seele. Der Peischwa schritt achtlos weiter an der Reihe der zitternden und weinenden Frauen entlang.

Nur ihre Feindin — das Weib, das ihr Verderben geschworen — blieb zurück, mit dämonischem Blick sich an der Angst ihrer Nebenbuhlerin zu weiden.

Sie preßte die kleinen zarten Hände auf den wogenden Busen.

„Morgen," flüsterte sie — „morgen wird sie nicht besser sein als ich! wenn Surya sich erhebt über die Erdscheibe, will ich ihn zu ihr führen und sie ihm zeigen als die Odaliske des verachtetsten Kriegers. Das wird meine Rache sein, und er wird Anarkalli gehören auf's Neue!"

Das Auge Editha's hatte die Tänzerin erkannt, das drohende Gespenst, das sich im Garten zu Bithoor zwischen ihr und dem Verlobten erhoben. Ihr Stolz kämpfte einige Augenblicke, dann warf sie sich Hilfe flehend zu ihren Füßen; denn die frechen Hände des Sowars und seines Weibes, das bereits habgierig den goldenen Reif ihrem Manne abgenommen und dafür zu Allem bereit war, versuchten auf's Neue, sie fortzureißen.

„Du bist ein Weib, Du verstehst meine Sprache!" schluchzte die Unglückliche — „schon ein Mal hast Du mich befreit aus der finstern Höhle der Mörder — Du bist der einzige Schutz, den ich anrufen kann, wo alle Freunde fern sind! Bei der

Mutter, die Dich geboren, bei Allem, was Dir heilig und theuer, Mädchen — rette eine Unglückliche vor einem schlimmern Schicksal, als dem Du sie einst entrissen!"

Die Augen der Bayadere flammten. „Wahnsinnige! — Du selbst mahnst mich daran, daß Du mir seine Liebe stahlst, während ich Dir wohlthat! Die Mutter, die Anarkalli geboren, hat das Erbarmen aus ihrem Herzen gerissen. Vor Deinem weißen Angesicht verläugnete er mich als eine Erniedrigte — Entehrte — sein Auge soll sehen, daß dieser weiße Leib dem Niedrigsten zu seinen Lüsten diente! Fort mit ihr, Abdallah!"

„Entsetzliche — so will ich sterben mit den Meinen!"

Sie riß sich los und flog auf den Kreis der gefangenen Männer zu, nach welchem mit lautem Geschrei die englischen Frauen ihr folgten.

Der Nena hatte seinen Gang geendet und war an seinen frühern Platz zurück gekehrt.

„Es ist Zeit, mit den Kaffir's ein Ende zu machen," sagte er — „mögen die Gillis Pultun[1]) vortreten und ihre Flinten bereit halten!"

Ein Murren ging durch die Reihen der braunen Männer, sie waren noch nicht gewöhnt an diese Massacre im Großen.

„Sahib Wheeler hat unsers Pultun's Namen groß gemacht, und sein Sohn war unser Quartiermeister," sagten sie — „wir wollen die Sahib's nicht erschießen; thue sie in's Gefängniß!"

Aber sofort schrien die Nadire Pultun: „Was ist das für eine Rede? sie in's Gefängniß zu setzen! wir erschlagen die Männer, wenn der Peischwa es befiehlt!"

„Mögen die Feiglinge von uns gehen," rief dieser, „die das weiße Blut der Tyrannen nicht zu vergießen wagen! Wo sind die Tapfern, die mir beistehen werden? Nirgut Singh, führe Deine Compagnieen hierher!"

Der alte Subahdar, derselbe, der bei jenem Nachtessen im Bungalow, bei welchem die Tigerjagd beschlossen wurde, Obrist-Lieutenant Stuart auf die durch Halliday hervorgerufene Unzu-

1) Vom 1. bengalischen Nativ-Regiment.

friedenheit der Leute aufmerksam gemacht hatte, legte grimmig die Hand an die Stirn zum Zeichen des Gehorsams.

„Die erste und zweite Compagnie der Nadire Pultun [1]) mögen antreten!" Ein kurzes Horn-Signal — die Sepoy's sammelten sich wie auf dem Paradeplatz und traten in ihre Reihen. Der Subahdar und die Offiziere stellten sie in einem Halbkreis, den Gefangenen gegenüber.

Der Subahdar — das Auge auf den Nena geheftet, der sein Pferd bestiegen hatte, um besser den Platz dieser grausamen Schlächterei zu übersehen, gab mit lauter Stimme das — wie ein gräßlicher Hohn klingende — englische Commando:

„Achtung!" —

Die Reihen der Sepoy's richteten sich — in den Gruppen der unglücklichen Frauen, die durch das Commando aufmerksam gemacht wurden, zeigte sich eine Bewegung!

„Geladen! — fertig zum Feuern!"

Ein Aufschrei des Entsetzens erhob sich unter den Engländerinnen, deren Zahl mit den Kindern 152 betrug.

In diesem Augenblick war es, wo Editha Highson sich von dem Sowar und seinem Weibe losriß, und auf die Bedrohten zueilte. Mit dem Geschrei: „Wir wollen mit unseren Männern sterben!" warfen sich die Frauen zwischen die Compagnieen der Sepoy's und die Gefangenen.

Es war eine furchtbare herzzerreißende Scene. Die Frauen umklammerten ihre gebundenen Männer, ihre Väter und Brüder und erklärten unter Jammergeschrei, man möge sie mit ihnen tödten, sie wollten sie im Tode nicht verlassen! Vergebens war das Zureden, der Befehl der dem Tode Geweihten — die Unglücklichen umschlangen ihren Leib, wanden fest die Arme um sie und flehten sie mit Thränen an, sie mit ihnen zugleich sterben zu lassen.

Scenen des Jammers, — Scenen der tiefsten Erregung, der aufopferndsten Hingebung — des Todesschmerzes der Trennung! Die Männer beschworen ihre Frauen und Töchter, sie

---

1) Es war das 31. Nativ-Regiment, das den schrecklichen Befehl ausführte.

zu verlassen und das eigne Leben zu retten, die Frauen und Mädchen bestanden darauf, mit denen zu sterben, denen ihre Liebe gehörte!

Hundert und drei Engländer, tapfere Männer, die seit zweiundzwanzig Tagen hundert Mal dem Tode muthig in's Auge gesehen, sie erwarteten ihn jetzt mit zitterndem Herzen, mit bebender Lippe; denn was ihnen das Theuerste auf Erden war, mußten sie zurück lassen in den Händen abscheulicher Mörder.

„Reißt die Weiber von ihnen — schleppt sie zur Seite!" donnerte der Befehl des Nena.

Die Gillis-Pultun, — die Männer, die sich geweigert hatten, ihre ehemaligen Vorgesetzten und Kameraden zu erschießen, sie stürzten sich jetzt ohne Bedenken auf diese hilflosen, jammernden Frauen und zerrten sie mit Gewalt hinweg.

„Zeige, Arabella, daß Du das Kind eines Soldaten bist," sagte Oberst Williams, indem er sich vergebens aus den umschlingenden Armen seiner Tochter los zu machen strebte — „gönne jenen Schurken nicht die Freude, daß der Ruhm von zwanzig Schlachten verdunkelt wird von den Thränen eines alten Mannes!"

Mistreß Stacy ließ sich starr ohne Widerrede hinwegführen — sie trug die Leiche ihres armen Kindes von dem bewußtlosen Körper ihres zu Boden geschlagenen Mannes mit sich fort.

Mehrere Frauen wurden ohnmächtig fortgeschleift, viele konnten nur mit der äußersten Gewalt von ihren Lieben gerissen werden.

„Toby, mein Junge," sagte Doctor Brice zu dem langen Fähnrich, dessen rechter Arm zerschossen an seinem hagern Leibe herunterhing, weshalb auch die Sepoy's nicht für nöthig gehalten hatten, ihn zu binden — „Sie sind der Einzige, der einen Arm frei hat. Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Ihnen den andern dafür kuriren werde, aber ich hoffe, Sie werden einem alten Freunde eine Bitte nicht abschlagen."

„Sprechen Sie, Doctor — was soll ich thun, um Sie zu retten?"

„Bah — davon ist nicht die Rede! Nur diese beiden weißen Arme, die wie Eisenspangen meinen Hals umschlingen, helfen

Sie mir lösen, denn meine Hände sind gebunden. Zum Henker — daß so viel Kraft in Weibersehnen und so viel Liebe in einem Weiberherzen stecken!"

Eine Thräne rollte aus dem spöttischen, zwinkernden Auge des lustigen Doctors, den die junge hübsche Frau, mit der er seit kaum vier Monaten verheirathet war — eine ihm verwandte Waise, die er aus England hatte kommen lassen — fest umschlungen hielt.

Vergeblich bemühte sich die linke Hand des Fähnrichs — selbst die rohen Fäuste zweier Sepoy's, die sie fortzuschleppen kamen, wandten nutzlos alle Kräfte an. Die Arme der jungen Frau hielten im Starrkrampf wie stählerne Klammern, und schon wollten die Unmenschen mit ihren Säbeln die zarten Finger zerschneiden, als der Arzt sie mit einer Bewegung von sich stieß.

„Geht zum Teufel, Schurken," rief er, „und laßt die Frau wo sie ist. Sie mag an diesem Platz eben so gut sterben wie an einem andern und wird vielleicht weniger leiden. Ich kenne Dich, Bursche — ich heilte Dich im vorigen Jahr vom Sumpffieber, das das Mark Deiner Knochen verzehrte — sei dankbar und laß diese Frau wo sie ist!"

Der Sepoy zog in der That seinen Kameraden mit sich fort.

„Laßt die Kaffir sich niedersetzen," befahl der Nena — „ihre Zeit ist gekommen."

Viele — fast die Hälfte der Engländer waren mehr oder weniger schwer verwundet. Sie lagen am Boden, oder richteten sich auf ihre Knie empor, andere zwangen die Sepoy's, sich niederzusetzen — viele verweigerten es und verlangten stehend den Tod zu empfangen.

„Kameraden," rief der tapfere Capitain Ashe, „laßt uns diesen Mördern zeigen, daß britische Soldaten als Männer zu sterben wissen. Ein Hurrah für die Königin! ein Hurrah für Alt-England!"

Und aus dem Munde der hundert Schlachtopfer der Rache und des Hasses donnerte ein dreimaliges, begeistertes Hurrah zum Nachthimmel empor.

Der letzte Ton war noch nicht verklungen, als man die Stimme des Subahdar hörte:

„Fertig zum Feuern! — Schlagt an!“

„Halt! Haltet ein! — Wollt Ihr Menschen — Christen! morden, ohne ihnen die Zeit gegönnt zu haben, zu ihrem Erlöser zu beten? — Allah — Brahma oder Gott — wir glauben Alle an Einen — so gönne denn, wenn Du für Deine eigene Seele hoffst, Maharadschah von Bithoor, Denen, die Du ermorden willst, ein Gebet zu ihrem Gott!“ Die ernste tiefe Stimme des würdigen Geistlichen, der General Wheeler in seiner Todesstunde getröstet und jetzt in der Mitte der Gefangenen stand, schien den Todeswink auf den Lippen des Peischwa zu fesseln.

Er zog eine kostbare Uhr aus dem Gürtel. „Dein Verlangen ist gerecht, Padre,“ sagte er — „zehn Minuten sind Dir und den Deinen bewilligt.“

Caplan Graham hob die Augen zum Himmel. „Erweise mir die Gnade, Fürst,“ bat er — „meine Hände von den Banden befreien zu lassen, damit ich das heilige Buch der Christen aus meiner Tasche nehmen kann.“

Der Nena winkte — die Stricke, welche die Hände des Caplans gefesselt, wurden zerschnitten. Der würdige Geistliche zog ein Exemplar der heiligen Schrift aus seinem Rock und schlug es auf's Gerathewohl auf.

Finster — den Tod erwartend — standen die Männer um ihn her — der Nena hielt die Uhr in seiner Hand, das Auge des Subahdars war auf seinen finstern Gebieter gerichtet — stiller und stiller wurde es in dem Kreise, wie in ehrfurchtsvoller Scheu wich die Menge zurück.

Die Stimme des Caplans erhob sich — es war der hundert und zweite und dritte Psalm, den seine zitternde Hand aufgeschlagen.

> „Herr, höre mein Gebet und laß mein Schreien zu Dir kommen. Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir in der Noth; neige Deine Ohren zu mir, wenn ich Dich anrufe, so erhöre mich bald!
>
> Denn meine Tage sind vergangen wie ein Rauch, und meine Gebeine sind verbrannt wie ein Brand!“

Aus den Gruppen der Frauen, die von ihren Hütern festgehalten wurden, tönte lautes Schluchzen herüber.

Und immer lauter und kräftiger tönte die Stimme des Geistlichen:

„Denn ich esse Asche wie Brod und mische meinen Trank mit Weinen vor Deinem Dräuen und Zorn.

Meine Tage sind dahin wie ein Schatten, und ich verdorre wie Gras.

Du aber Herr — bleibest ewiglich und Dein Gedächtniß für und für!“

Aus der Schaar der Opfer sprang ein junger Offizier empor — sein Haar gesträubt, seine Augen rollend. Der Unglückliche — Lieutenant Brown war wahnsinnig geworden in den entsetzlichen Schrecken dieses Todes. Er eilte mit wilden Sprüngen, Schaum vor dem Munde, mit den Armen die Luft durchfechtend, auf die Reihen der Sepoy's zu, die mit jener eigenthümlichen Scheu und Achtung, welche alle uncultivirten Völkerschaften den Geistesgestörten zollen, ihm Raum machten und ihn hindurchließen. 1)

Wieder zwischen dem Schluchzen der Frauen hörte man die Worte des Geistlichen:

„Er wendet sich zum Gebet der Verlassenen, und verschmähet ihr Gebet nicht.

Daß er das Seufzen der Gefangenen höre, und losmache die Kinder des Todes.“

Mann um Mann — wie sie da standen um den Diener des Herrn — beugten das Haupt unter seinen Worten und sanken einer nach dem andern in die Knie.

Der Nena winkte — man hörte zwischen den vollen Tönen des Geistlichen den kurzen Befehl:

„Fertig zum Feuern! — Schlagt an!“

„Du hast die Erde gegründet und die Himmel sind Deiner Hände Werk.

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde.

Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.

Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die so ihn fürchten — — —“

---

1) Lieutenant Brown wurde von seinen Landsleuten später in Cawnpur gefunden und wahnsinnig nach England gebracht.

Die Stimme des Geistlichen erlosch, er sank in die Knie und breitete seine Hände zum Himmel empor.

„Gott verdamm Euch, Schurken! schießt! schießt! damit dieses Leiden ein Ende hat!“ schrie Capitain Forbes, der an Arm und Bein schwer verwundet am Boden lag.

„Herr, in Deine Hände befehle ich meine und dieser Brüder Seele! Herr, vergieb unsre Sünden und nimm — —“

„Feuer!“

Ein donnernder Knall — Rauchwolken umher — einzelne Schreie des Schmerzes — dazwischen wilde Verwünschungen und Todesgestöhn. —

Als der Rauch emporwirbelte, sah man die tapferen Vertheidiger von Cawnpur nach allen Seiten mit ihren blutenden Leibern den Boden decken, viele der Kräftigeren im Todeskampf sich bäumend, oder verwundet auf einen Arm gestützt, drohend den andern den Mördern entgegengestreckt — ein Anblick des Schreckens und Entsetzens.

Eine Kugel hatte den Arzt und seine Gattin durchbohrt, auf dem so heiter spottenden, auf dem so liebevollen Antlitz lag bereits der Frieden des Todes.

Nur der lange Fähnrich stand aufrecht neben der Gruppe, ein Blutstrom rann aus dem semmelblonden Haar über das bleiche hagere Gesicht. Er schwang begeistert in der Linken sein blutiges Tuch: „Hurrah für Alt-England!“ dann stürzte auch er.

Auf einen Wink des Peischwa warfen sich die Sepoy's auf dieses Feld des Mordes — ihre Säbel und Yatagans begannen ein grausiges Geschäft, das Leben und Leiden zu tödten, wo es noch zuckte und athmete.

Das Gebrüll der entfesselten Mordgier übertönte das letzte Aechzen der Sterbenden.

Zehn Minuten nachher war Alles beendet, man hörte nur noch das Wimmern und Geschrei der Frauen, die Zeugen dieses schrecklichen Schauspiels gewesen waren und jetzt von ihren Wächtern fortgeschleppt wurden.

Der Nena ritt bis dicht an die Gruppen der Todten. Er löste die Turbanbinde vom Haupt, beugte sich nieder vom Sattel und tauchte sie in die breiten Blutlachen, die den Boden deckten.

Dann wandte er sein Roß und ritt langsam davon — Keiner wagte ihm zu folgen! — — — — — — — — — — — —

Anarkalli, die Bayadere, begleitete die Schaar, welche die unglücklichen Frauen und Kinder nach dem sogenannten gelben Hause, dem ehemaligen Lazareth schleppte. Dort befand sich ja auch das Gefängniß des Mannes, dessen Körper und Seele jetzt ihr Eigenthum war, da der Nena ihr sein Leben gegeben, und ihr Haß das Weib, das er ihr vorgezogen, in den tiefsten Staub erniedrigte.

Die Schändung und Entehrung dieser Frau wollte sie ihm in's Angesicht schleudern, das sollte ihre Rache sein für seinen Undank.

Während die Gefangenen in den ehemaligen Krankensälen eingesperrt wurden, eilte sie zu dem Gemach, das bisher zum Gefängniß des jungen Offiziers gedient und das sie täglich betreten hatte, um sich mit eifersüchtigem Hohn an seinem Schmerz zu weiden.

Die Schildwach vor der Thür fehlte zu ihrem Erstaunen — sie zog die Riegel zurück und öffnete die Thür — das Gemach war leer!

Ein wilder Schreck durchzuckte ihr leidenschaftliches Herz. Dann erinnerte sie sich, daß der Nena den Offizier während des ganzen Tages nach dessen Rückkehr aus der britischen Verschanzung an seiner Seite behalten hatte, — er mußte in seinem Zelte sein.

Dennoch überkam es sie wie eine unheimliche Ahnung, von der sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte — sie flog mehr, als sie ging nach dem Ort zurück, wo das Zelt des Nena aufgeschlagen war.

An dem Eingang harrten Sepoy's mit den drei unglücklichen Opfern, die sie selbst für das Lager des Peischwa von Bithoor gewählt.

Ihre erste Frage war nach dem Nena — er war noch nicht zurück. Hunderte hatten ihn die Stadt verlassen und den Weg nach Bithoor einschlagen sehen, aber Keiner hatte gewagt, ihm zu folgen.

Die Bayadere stürzte auf die Offiziere des Nena los, die in Gruppen des Gebieters harrten, triumphirend von der eben begangenen gräulichen Heldenthat sich unterhaltend.

„Wo ist der Faringi=Jemedar, den der Peischwa gefangen hielt und heute mit der Botschaft zu seinen Brüdern sandte?“

„Du meinst den Kaffir, der am Abend gefangen wurde, als das Licht des Weltalls den Faringi=Spion durch die Bäume zerreißen ließ?“

„Du sagst es! wo ist er? ich muß ihn sprechen!“

„Dann suche ihn im Paradiese,“ lachte der Moslem. „Der Kaffir hat den Lohn seines Verraths auf der Stelle empfangen, wo er den Peischwa belogen, im Angesicht der Hunde, seiner Brüder. Der Peischwa hat seinen lebendigen Leichnam zum Futter der Hyänen und der Schakals zurückgelassen!“

„Schurke — Du lügst!“

„Wärst Du nicht schöner als die mandeläugigen Houri's, Du solltest das Wort mit der Spitze meines Säbels verschlucken! Wenn Du mir nicht glauben willst — so gehe hin und überzeuge Dich selbst!“

„Wo? wo? wenn Du ein Mann bist, so antworte mir!“ Ihr Auge glühte, die Broncefarbe ihres Gesichts begann sich in die matte Farbe der Asche zu wandeln.

Der Subahdar beschrieb ihr die Stelle — — ehe er noch geendet, hatte die Bayadere einem der Seyce's [1]) die Zügel des Rosses entrissen, das er in der Nähe hielt, und sich in den Sattel geschwungen.

Das spottende Hohngelächter der Männer klang hinter ihr drein, als sie in rasendem Galopp davon jagte, über den Platz hinweg, auf dem noch die blutigen Leichen der Gemordeten lagen — bleich und kalt — das starre Auge hinaufgerichtet zu dem Nachthimmel, zu jener Sternenwelt, wo der Haß schweigen soll, aber auch die Liebe!

Im Fluge riß ihre Hand von dem Holzstoß, den die Sepoy's an der Mordstätte angezündet, die brennende Fackel und

1) Pferdebiener.

schwang sie durch die Luft, daß weit hinter der gespenstigen Reiterin die Funken stoben! —

„Geh voran Weib und bereite das hochzeitliche Lager! Der Prophet hat mein Haus gesegnet mit dem Befehl der Houri. Mich verlangt, nach ihrem Willen das Faringa-Weib zu umarmen!“

Die habsüchtige Megäre, deren Eifersucht das geschenkte und versprochene Gold gänzlich beseitigt, eilte davon. Der Mohr faßte mit dem Grinsen vorempfundner bestialischer Lust den Arm Editha Highsons und befahl ihr zu folgen.

Willenlos — das starre Auge so lange sie es vermochte, nach der schrecklichen Stelle gerichtet, wo die Leichen ihrer Landsleute über einander her lagen — folgte sie dem Sowar, der von einem jubelnden, höhnenden und in Glückwünschen sich ergehenden Haufen seiner Gefährten begleitet wurde.

Thräne um Thräne rann über dies bleiche von dem Elend der Belagerung hagere aber unendlich schöne Gesicht — die Züge dieses Gesichts aber blieben starr und eisig, die Bewegungen ihres Körpers mechanisch, wie die einer lebenden Statue — so furchtbar hatte das blutige Schauspiel, dem man sie beizuwohnen gezwungen, auf ihre Nerven gewirkt.

Erst als sie die Thür des Hauses erreichte, vor der die Familie des Sowars, bestehend aus seinem Weibe, seiner Schwiegermutter und einem Knaben, sie erwartete, schien ihr das Bewußtsein ihrer Lage zurückzukehren. Sie warf einen Blick der Verzweiflung, der Angst, des Wahnsinns um sich, streckte die Arme flehend in die Höhe, indem sie in die Knie sank und rief:

„Hermann, mein Freund! mein Geliebter! rette Editha!“

Aber nur wildes Hohngelächter antwortete dem flehenden Ruf der Verzweiflung, der rothe Schein der Fackeln warf sein Licht nur auf eine Versammlung von Dämonen, auf boshaft funkelnde Augen, vom Fanatismus und Blutgier flammende Mienen.

Und das ernste, milde Antlitz des Freundes zeigte sich nicht unter ihnen.

Abdallah der Mohr zog sie gewaltsam empor und hob die Sträubende auf seinen kräftigen Arm.

„Vater im Himmel sei barmherzig und gieb mir den Tod," murmelte das Mädchen, indem sie ihr bleiches Haupt, erschöpft von dem vergeblichen Widerstand auf die Schulter des Schwarzen niedersinken ließ — aber kein rettender, rächender Blitz zuckte vom Himmel — das Auge Gottes war geschlossen in seinem unergründlichen Willen — die furchtbare Tragödie der triumphirenden Rache eines wilden leidenschaftlichen Volkes nahm — gewaltig in ihrem Ganzen, — entsetzlich, empörend in ihren einzelnen Scenen — ihren Fortgang und der schwarze Krieger trug unter dem Jubel seiner Kameraden das weiße Mädchen, dessen Blut geschändet werden sollte durch den Verachtetsten der dunklen Race in sein Haus, dessen Thür die Frauen schlossen.

Wir folgen dem unglücklichen Mädchen in das Innere des Hauses, während die brüllende, jubilirende Menge vor demselben Stand faßt, einige Trommeln, Pfeifen und Becken herbeischafft, und unter dem höllischen Lärmen dieser Instrumente üppige Tänze und Gesänge beginnt, wie sie bei den Hochzeiten der niedern Kasten Sitte sind.

Das Haus bestand aus einem kleinen Vorraum und einem einzigen größern Gemach, in dem die ganze Familie zusammen hauste, das Lager des Sowars und seines Weibes im Winkel nur durch eine Matte von dem andern Raum geschieden. Die alte Hexe hatte einen großen Krug gegohrnen Palmensaftes herbeigeschafft, an dem sich die beiden Weiber und der Knabe bereits zu berauschen begonnen. Eine Lampe erhellte diese schmutzige Höhle, deren ganzes Mobiliar in einigen Decken und Matten, einem Kessel und einigen Krügen nebst den Waffen des Sowars bestand.

Dieser, als er seine Gefangene in der Mitte des Gemachs niedergelassen, ergriff zunächst den Tottykrug und löschte mit langen Zügen seinen Durst. Dann reichte er ihn dem Mädchen und lachte spöttisch auf, als sie mit einer schaudernden Bewegung das Getränk zurückwies.

„Bakalum!" sagte er, über die Gestalt der Jungfrau mit

geilem Auge streifend — „thu' wie es Dir gefällt! bei meiner Seele, ich hoffe, Du wirst Stärkung brauchen!"

„Haif! Haif!" [1]) schrieen die Weiber, indem sie über die Aermste herfielen. „Seht was diese Faringa für Seide und Putz trägt, während die ehrlichen Frauen eines wahren Gläubigen das Schlechteste haben. Was braucht Abdallah, der Sowar, ihren Staat? es ist genug, wenn er ihren Leib hat!"

Damit rissen sie dem bebenden Mädchen die Ohrringe aus, die Kette vom Hals, die Ringe von den Fingern, die Kleider vom Leib — selbst die Schuhe von den Füßen. Die Unglückliche ließ widerstandlos Alles mit sich geschehen, nur machtlos sich vertheidigend, als die Megären sie selbst der Unterkleider schamlos berauben wollten, bis der Mohr sie mit einigen Fußtritten von dem Opfer hinwegtrieb, das ihm allein gehörte.

Die durch die schönen, reinen Formen des fast ganz entblößten Oberkörpers gereizte, durch das vergossene Blut und das berauschende Getränk entflammte Gier des Mohren ließ seine gelben mit Blutadern durchzogenen Augäpfel in wildem Feuer glänzen:

„Ai dschänum!" sagte er — „es ist Zeit, daß wir unser Lager suchen. Der Prophet giebt die Houri's den Gläubigen zu ihrem Vergnügen. Löscht die Lampe, ihr Satanskinder, und begebt Euch in Euren Winkel. Und Du, weiße Taube der Eisgebirge, komm auf das Bett unsrer Freude!"

Der rohe Griff des lüsternen Mohren an den entblößten Busen, mit dem er sie fortziehen wollte hinter die Bastmatten, machte der Unglücklichen das Schicksal völlig klar, zu dem sie bestimmt war und schien all ihre erstarrte Lebensthätigkeit auf ein Mal zu erwecken. Mit verzweifeltem Geschrei riß sie sich los von dem Mohren, warf sich auf die Knie und flehte in herzzerreißenden Beschwörungen, sie zu schonen oder lieber zu tödten, als zu entehren.

Aber nur das Toben des Mannes, das Hohngelächter der Weiber antworteten ihr. „Der Vater und die Mutter dieser Hündin sind geschändet," riefen sie, „will sie Besseres verlangen?

---

1) Schande! Schande!

Mach ein Ende mit ihr, Abdallah, wenn wir nicht glauben sollen, daß Deine Mannheit bosch, Nichts ist!"

Und der Mohr, die Augen von Zorn und wollüstiger Gier blutunterlaufen, umfaßte Editha mit gewaltigem Arm, schleppte sie hinter die Matte, und der Kämpfenden, Ringenden riß seine rohe Faust die letzten Hüllen vom Leibe, daß der jungfräuliche reizende Körper schändlich den gierigen Blicken, den frechen Betastungen preisgegeben lag.

„Hermann — wo bist Du? — Hermann Walding — rette Editha — zum letzten Mal!"

Der matte Ruf verklang wie im Todesgestöhn — draußen tobte und lärmte die Meute der wilden Mörder in wilden Tänzen und wüstem Geheul — heiserer und heiserer wurde das Geschrei des kämpfenden Mädchens, matter und matter ihr Ringen, die gigantischen dunklen Arme des Mohren umschlangen unwiderstehlich den weißen zarten Leib und erstickten jede Kraft — — in Stelle des süßen wonnigen Seufzers beseligter Liebe ein letzter entsetzlicher Schrei — dann streckten sich willenlos diese zarten Glieder, die Zähne preßten sich fest wie im Krampf auf einander, die Augen schlossen sich und eine wohlthätige Ohnmacht umfing ihre Sinne und bewahrte wenigstens die Reinheit der verzweifelnden Seele.

Die Lampe erlosch! — Ein höllischer Jubel der Dämonen vor dem Hause des Verbrechens begrüßte dies Zeichen und verkündete den Abzug der Rotte.

Mit seinem bleichen, ruhigen, kalten Strahl für all das Elend der Erde stieg der Mond empor — derselbe Mond, der das steinerne Schmerzensbett ihres Verlobten erhellte. — — —

Er sandte seinen letzten Schein in den entweihten Raum — an den Wänden der Hütte schnarchten in unruhigen Träumen der Trunkenheit die Weiber und der Knabe — auf seinem Lager in apathischen Schlaf ruhte der Schänder; — es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein.

Der Zipfel der Matte hob sich, ein todtenbleiches Gesicht, ein irres, gläsernes Auge lugte in das Gemach — dann glitt ein weißer Schatten durch den Mondstrahl hin wo die Gewänder

der Weiber lagen und hüllte sich in den Feredschi der Frau des Sowars.

Es war nur ein Augenblick, — im nächsten stahl sich der Schatten zurück zu der Binsenmatte und schlüpfte dahinter.

Was glänzte im silbernen Mondstrahl in der Hand dieses bleichen, nächtlichen Gespenstes? — Stahl — war es der Stahl der Dschambea, deren Stelle jetzt leer war an der Wand der Hütte?

Ein gurgelnder Laut — eine wilde, schlagende Bewegung — dann Todesstille; — wiederum tauchte der Schatten empor, aber das Mondlicht traf nicht mehr auf blanken Stahl — von der Schneide tropfte es in dunklen Perlen —

Nieder beugte sich der Schatten an der Wand über den Matten der Schlafenden — drei Mal! — drei Mal tönte der gurgelnde röchelnde Laut, dunkle Glieder bäumten sich, schlugen um sich im Kampf.

Dann wurde es stiller und stiller. Wich der Mondstrahl von dem hellen festgestampften Sande des Gemachs oder — was zog so dunkel weiter und weiter darüber hin im langsamen Strom? — —

An der Thür rasselte es — der leichte Holzriegel, der den Eingang schloß, wurde gehoben, die frische Nachtluft strich durch die Oeffnung in das stumme, unheimliche Gemach — der weiße Schatten glitt aus dem Haus und eilte über den Platz — die Hand schleuderte einen schweren Gegenstand von sich — auf dem nächsten Stein klirrte es wie Eisen.

Dreißig Schritt vom Hause entfernt, öffnete sich die niedere Rundmauer eines tiefen Brunnens, breit und groß gleich einer Cisterne. Das Wasser füllte, da die nasse Jahreszeit erst begonnen und der Strom noch nicht hoch geschwollen war, kaum ein Drittel der Tiefe des Brunnens.

Der weiße gespenstige Schatten, dessen helles in Unordnung übergeworfenes Gewand im versinkenden Licht des Mondes mit dunklen, feuchten Flecken besäet schien, warf sich am Rande des Brunnens nieder auf die Knie und rang die Hände zum Nachthimmel empor.

„Barmherziger Gott beschütze ihn und vergieb meine Schuld

wie ich vergebe allen Schuldigen! Nimm auf mein unsterblich reines Theil in Deine Gnade! —"

Ein Stöhnen — ein Fall — aus dem Brunnen herauf klang das Echo plätschernden Wassers — am Nachthimmel vom Norden der Stadt her flammte der Schein einer Feuersbrunst! — Eine weiße und eine schwarze Taube schwangen sich empor. Ob sich die Seelen begegnen im Aether auf dem Wege zu Himmel und Hölle?? — — — — — — — — — — — —

Die Todtenklage der Bayadere erstarb im leisen Echo, das über die Ebene zog; ihre zarte, dunkle Gestalt erhob sich von der Leiche des Geliebten.

„Du bist einer der Faringi-Sahibs, die in jenen Wällen kämpften und mit den Booten flohen?" fragte sie in ernstem, strengen Ton in englischer Sprache den Capitain.

„Du sprichst die Wahrheit. Ich bin Capitain Delafosse," antwortete der Offizier entschlossen.

„Jenen dort kenne ich. Doch es ist gleichgiltig, wie er zu Dir gekommen ist. Warum bliebst Du bei diesem Manne, während so nahe bei Dir der Nena alle Deine Brüder tödten ließ?"

„Wie — die Engländer, die man trotz des Vertrages gefangen genommen, wären ermordet?" —

„Hörtest Du nicht die Flinten der Sepoy's? glaubst Du, der Tiger würde die Beute seinen Krallen entgehen lassen? Ich war es, die es ihm rieth, damit dieser mein bleibe. Sprich, Faringi, warum bliebst Du bei dem sterbenden Manne, statt zu fliehen?"

„Weil er ein Sterbender war, schändliches Weib, die Du Dich selbst Deiner Grausamkeit rühmst. Rufe Deine Henkersknechte, damit sie noch ein Opfer finden."

„Du sollst leben, Faringi — Du und der Mann dort, dessen Geist die Götter zu sich genommen. Ich selbst will Euch die Mittel zur Flucht geben. Die Hand der Dunkeläugigen, der Unbarmherzigen liegt schwer auf Anarkalli. Dort steht mein Roß — es ist kräftig genug, Euch Beide auf seinem Rücken

davon zu tragen, bis Ihr ein zweites gefunden. Du sollst es haben, wenn Du mir einen Dienst erweisest."

„Welchen?"

„Hilf mir, den Körper dieses Todten in jene Mauern tragen, die Ihr so tapfer vertheidigt."

„Was willst Du thun mit dem unempfindlichen Körper? Willst Du den Leichnam eines tapfern Mannes noch beschimpfen in Deinem unersättlichen Haß?"

Die Bayadere lächelte verächtlich. „Wisse, Faringi, daß Anarkalli diesen Todten geliebt hat! — Thue, was ich Dir gesagt, denn weil Du sein Freund warst, sollst Du weit sein von dieser Stätte des Fluches, ehe der Morgen tagt!"

Unwillkürlich gehorchend dem Einfluß dieser Frau, rief Delafosse seinen Gefährten herbei, suchte ihn zu beruhigen und redete ihm zu, den Körper des jungen Offiziers ihm tragen zu helfen.

Die Bayadere wickelte den kostbaren Shawl von ihren Hüften, in das feste Gewebe hüllte der Capitain den zerfetzten Leichnam, dann faßte er das Kopfende, der Irre, leise vor sich hin singend und murmelnd die Füße, und so trugen sie die Last der Bayadere nach, die das Pferd führend mit der Fackel ihnen voran schritt nach dem mehr als halb zerstörten Fort zu.

Am Eingang desselben band die Tänzerin das Pferd an, dann betraten sie den Hof.

Man sah hier in dem Schein der Fackel und dem Lichte des Mondes die Spuren der Verwüstung und Zerstörung durch die Belagerung, den eiligen Abzug und die Plünderung der Sepoy's. Das Auge der Bayadere forschte umher — dann schritt sie auf die Mitte des Hofes zu, wo ein hoher Haufen von Balken und Faschinen lag, mit denen man während der Belagerung die Breschen des Walles ausgefüllt hatte.

Auf ihren Wink legten die beiden Männer den Leichnam des Offiziers auf das Holzwerk.

„Jetzt geht und möge Lakschmi, die Geberin des Glücks, mit Euch sein!"

Der Capitain faßte die Hand seines armen Schutzbefohlenen und entfernte sich schweigend mit ihm.

Draußen band er das Pferd los und bestieg es; dann half er seinem Gefährten hinter dem Sattel Platz nehmen.

Einen Augenblick noch verweilte er am Eingang — denn aus dem Innern des Forts erhoben sich, zuerst leise, dann lauter und lauter die nämlichen Töne, wie er sie vorhin an dem Platze der blutigen That gehört. Auf der Höhe der Faschinen zeichnete sich gegen den Nachthimmel die Gestalt der Bayadere, den formlosen Körper im Arm — ein fliegender Nebel — ein wallender Rauch schien die knieende Gestalt zu umziehen. Ein Gefühl der Angst, des Entsetzens ergriff den Offizier und er gab dem Pferde den Zügel und sprengte davon, denn der Irre begann auf's Neue unruhig zu werden hinter ihm bei diesem Gesang, der so eintönig traurig zum Himmel zu schwellen schien.

Als er eine Strecke von dem Fort entfernt das Pferd anhielt und zurückschaute, sah er aus der dunklen Umgebung der Erdwälle eine hohe Feuersäule empor lodern.

Er erkannte die Deutung des Gesanges Anarkalli's, der Bayadere! — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tauben schwangen sich empor — eine schwarze — eine weiße! — Werden sie auf dem Flug durch den Aether einander begegnen?

Aus dem Jenseits!

Tod! — —

Seltsames — räthselhaftes Wort, — was ist deine Bedeutung? Warum erfüllt uns dein Laut — diese einfache drohende Sylbe fast in allen Sprachen der Erde — mit ehrfürchtigem Schauer?

Bist du wirklich das Vergehen, das Aufhören aller Kraft?

Oder bist du blos die scheidende Schranke, die das Lebendige überspringt von einer Welt zur andern?

Ich beuge mich und schlage an die Brust und spreche: ich bin ein Christ — oder vielmehr: ich glaube an das Christenthum! Denn wer kann sagen außer Ihm selbst, der am Kreuze starb: „ich bin ein Christ!" — aber ist es denn so unvereinbar mit dem Christenthum zu glauben an jenen uralten heiligen Mythus aus dem Lande, von dessen blutigen Kämpfen und entsetzlichen Thaten ich Dir erzählt, mein Leser?

Ich glaube an die Wanderung der Seelen! — „Seelen können nicht sterben!" schrieb ein mir theurer, nie gesehener aber nie vergessener Freund meiner Jugend — „Seelen werden den Himmel schauen!"

Ich glaube an die Wanderung der Seelen — ich glaube an das Band der Seelen über Zeit und Raum — ich glaube an die Rückkehr der Seelen zu den Theuren, die sie zurückgelassen auf der Erde! — — — — — — — — — — — — —

Welcher denkende Mensch hat nicht bereits in ernsten Stunden die Nähe geliebter Verstorbener gefühlt? Wer möchte daran zweifeln, daß die Todten die Blumen des Frühlings und der Erinnerung sehen, die wir auf ihre Gräber legen? — — — — — —

Auf dem Wege von Gwalior nach Jhansi — etwa 24 bis 25 deutsche Meilen — überschreitet man bei der Festung Calpi die Dschumna — vorher zwei ihrer Nebenflüsse.

Der Zug des Signor Maldigri oder Grimaldi, der in Folge der Verhandlung im Zelte des Nena erst zu einer spätern Morgenstunde von Cawnpur aufgebrochen war, hatte der steigenden Hitze wegen bald Halt machen müssen und erst nachdem diese sich linderte, den Weg fortsetzen können. Der Abend war bereits angebrochen, als man sich Calpi näherte, und etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, am Saume eines prächtigen Mangohains im Schein großer Feuer die Spitzen und Wimpel vieler weißen Gezelte erblickte, Reiter ihnen engegenstürmten und bei der Nachricht, wer die Reisenden seien, in gellenden Jubel ausbrachen, den Dscherrid oder Wurfspeer in die Höhe schleuderten und zum Theil den Palankin umringten, in welchem der Wessir sich befand, zum Theil zurück zu den Zelten sprengten, wo die Nachricht, die sie brachten, große Bewegung hervorrief.

Ein Reitertrupp nahte von dort zum Empfang der kleinen Karawane, an seiner Spitze auf weißem Araberpferd eine hohe Frauengestalt in prächtigen kriegerischen Gewändern. In dem großen Rubin, der als Agraffe den Reiherbusch ihres Turbans hielt, flammten die Reflexe der Fackeln nicht leuchtender, glänzender, als der stolze glühende Strahl ihres dunklen Auges.

„Heil der edlen Rani von Jhansi! — Heil Maldigri Khan, ihrem tapfern Wessir!“ schrieen die Reiter und Fackelträger.

Von der Haudah seines Elephanten, die er bestiegen, sah der deutsche Arzt ein merkwürdiges Schauspiel.

Bei dem Rufe der Reiter hatten die Palankinträger der kleinen Karawane sofort ihren eintönigen Gesang eingestellt und mit den begleitenden Laskaren und Gepäckträgern angehalten. Die Reiter bildeten einen Halbkreis um die beiden Palankine, die

nebst dem Elephanten und mehreren Pferden und Maulthieren zum Reisezuge des Kranken gehörten.

Beide Palankine standen dicht neben einander.

Noch ehe sich die Vorhänge derselben öffnen konnten, war die Rani, denn diese befand sich in der That an der Spitze der entgegenkommenden Reiter, vom Pferde gesprungen und trat hastig auf den Palankin zur Rechten zu.

„Sei willkommen, Sahib Maldigri,“ sagte sie. „Lakschmi sei gepriesen, die den Pfeil der Dunkeläugigen von Dir abgewendet und Dich mir wieder gegeben hat, einen zweiten Krischna. Ich komme Dir entgegen auf dem Wege, und auch dies ist das Werk der Gebieterin des Glückes.“

Sie hatte die Hand ausgestreckt — aber ehe diese sie noch berührt, öffneten sich die Gardinen des Palankins und heraus trat — nicht die Gestalt des Kranken, Genesenden, sondern eine hohe Frau in dunkle Gewänder gehüllt und der zurückgeschlagene Schleier zeigte das edle und schöne, aber von Leiden und Anstrengungen hagere und bleiche Antlitz einer Faringa.

Die trotzige, glühende, in ihrer vollen Kraft und Schönheit stolze Hindufürstin fuhr zurück wie von einer giftigen Schlange gestochen, bei dem Anblick dieses bleichen, leidenden Gesichts, das, obschon ihm bereits die Frische der Jugend fehlte, dennoch die schwermüthige Schönheit einer duldenden, erhabenen Seele zeigte.

Der so ernste, ruhige, milde Blick der Engländerin und das fragende, drohende, kühne Auge der stolzen Hindufürstin kreuzten sich wie zwei Stahlklingen.

Diese zwei Frauen — beide erhaben an Geist und Körper, beide hochherziger Gefühle und Gedanken voll, — hatten sich nie im Leben gesehen, die eine kaum von dem Dasein der andern gehört, und dennoch fuhr die Begegnung in beider Herzen wie ein schreiender Mißton, wie ein kaltes schneidendes Eisen.

Diese seltsame Scene hatte nur die Dauer von Sekunden. Die Vorhänge des zweiten Palankins rauschten zurück, während sich die Lady ernst und höflich verneigte und die bleiche, abgemagerte Gestalt des tapfern Condottieri erschien auf den Kissen des Innern, bemüht, sich emporzurichten, um die Fürstin zu empfangen, deren Dienst er sich geweiht. Von beiden Seiten traten

die Frauen auf ihn zu und erfaßten seine Hände, ihn zu unterstützen — die Weiße, die Engländerin und die Dunkelfarbene, die Hindufrau.

Wiederum kreuzten sich ihre Blicke, noch ehe der Mund ein Wort gewechselt.

Zugleich hatte der Arzt seine Haudah verlassen und war heran getreten.

„Gott und diesen Freunden sei es Dank," sagte der Kranke in der bilderreichen Landessprache, indem er versuchte, vor der Rani seine Knie zu beugen, „daß ich das Angesicht der edlen Fürstin von Jhansi wieder schaue im Lichte der Sonne. Möge ihr Schwert der Schrecken ihrer Feinde und ihr Herz die Quelle der Freude für Alle sein, die sie lieben und verehren. Welchem glücklichen Zufall verdankt es der arme Kranke, seine Gebieterin schon hier begrüßen zu können?"

Die Rani beantwortete die Frage nicht. Ihr dunkles forschendes Auge verließ sein bleiches Gesicht, auf dem noch alle Spuren der schweren überstandenen Krankheit lagen, einen Moment, um nach der Gestalt der Rivalin zurückzukehren.

„Wer ist dieses Weib?"

„Ein Engel an Güte und Milde, der nicht umsonst diesen Namen trägt, — meine Freundin und Pflegerin, — Lady Hunter — der Engel von Delhi! — Dies, meine edle Freundin," fuhr er zu Lady Hunter in englischer Sprache fort, „ist die berühmte Rani von Jhansi, die stolzeste aber auch die hochherzigste der Frauen, deren Werth nur von Adelaide Seymour übertroffen wird."

Die Gattin des Dekans verneigte sich und bot mit einem edlen Anstand der Hindu die Hand. „Wenn uns auch der Glaube und das Vaterland trennt, Hoheit," sagte sie in gebrochenem Hindostani — „die Sorge um den Freund wird eine gemeinsame sein, und ich habe genug von Ihnen gehört, um Ihren Namen hoch zu achten!"

Die Rani trat einen Schritt zurück, ihr Auge blieb durchbohrend und stolz. „Sei gegrüßt," sagte sie kalt — „aber ich kann die Hand einer Faringa nicht in Freundschaft berühren. Niemand soll ein Haar Deines Hauptes krümmen, obgleich es



das Haupt eines verfluchten Geschlechts ist, so lange Du unter dem Schutz Xaria's, der Rani von Jhansi bist."

Lady Adelaide hatte zwar nur wenige der Worte verstanden, aber deren Inhalt zur Genüge aus der Haltung ihrer stolzen und leidenschaftlichen Gegnerin erkannt und begnügte sich mit einer ruhigen Verbeugung. Der Kranke dagegen befand sich in offenbarer Verlegenheit zwischen diesen Frauen und beeilte sich, die eingetretene Stille durch die Vorstellung des Doctors zu unterbrechen, den er dem Wohlwollen der Rani als den Freund und Arzt des Nena und seinen Retter vom Rande des Grabes empfahl.

„Ich kenne den Sahib Hakim," sagte die Rani hastig, „ihm die Hand reichend. „Er ist ein Franke, wie Du, kein Faringi! Ganesa hat mit Weisheit sein Haupt und Cartikeia sein Herz mit Muth gesegnet. Er sei willkommen. Ich werde dem Peischwa morgen selbst danken, daß er mir seinen Freund gesandt hat, um den meinen zu heilen!"

„Dem Peischwa?" fragte der Major erstaunt. „Deine Hoheit ist auf dem Wege nach Cawnpur?"

„Mit tausend Reitern meiner Gortschura, die ich selber führen will, da Dein starker Arm erlahmt ist von dem bösen Auge der Krankheit. Er bedarf der Tapferen, um die Faringi, die wie Du weißt, noch immer ihm hinter ihren Wällen mit der Hilfe böser Geister trotzen, von Cawnpur zu vertreiben, da Calpi in den Händen der Unseren ist!"

„Auch Calpi? — Es befindet sich in diesem Augenblick kein Engländer mehr in Cawnpur!"

„Was sprichst Du für Wind, Hakim? Der Nena hat sie erschlagen? Gelobt sei Brahma, der Sieg ist den Kindern der heiligen Ganga geblieben!"

Ein donnerndes: „Ramchandri-ky-jai!" erfüllte die Luft. Die Sowars der tapfern Gortschura, die hinter ihrer Gebieterin sich versammelt, schwangen ihre Säbel und Speere und schlugen an ihre rasselnden Schilder.

Ihr tapferer, jetzt von der Wunde gelähmter Führer, schüttelte den Kopf. „Du irrst, Hoheit! Nicht das Schwert des Nena hat diese tapferen Männer überwunden. Seine Großmuth war es.

Er hat ihnen freien Abzug gewährt gegen Uebergabe des Forts nach zweiundzwanzigtägiger heldenmüthiger Vertheidigung. Die Engländer sind in diesem Augenblick bereits weit hinab den Ganges auf dem Wege nach Allahabad! Unser Freund, der Hakim hier, war Zeuge des geschlossenen Vertrages, ehe wir abreisten!"

„Sagst Du die Wahrheit?"

„Bei meiner Ehre!"

Die Rani schüttelte zornig die Zipfel ihres Gewandes. „Dann mögen die Hunde die Gräber seiner Väter beschimpfen! Fluch über den entmannten Feigling! Er ist schlimmer, als der niederste Paria, der sein Blut für die Freiheit Hindostans gegeben! Ich sage mich los von ihm und möge die Welt sehen, was ein Weib im Kampf für sein Vaterland vermag. Laßt die Claschy's [1]) die Zelte wieder befestigen und die Seyce's die Rosse abzäumen, wir kehren zurück nach Jhansi, ehe Surya am Himmelsbogen empor steigt. Du aber, Sahib, sei willkommen unter dem Zelte Xaria's trotz der Botschaft, die Du ihr gebracht!"

Sie gab das Zeichen zum Aufbruch und schweigend legte der Zug die kurze Strecke bis zu dem Lager zurück, das die Reiter der Rani unter den Bäumen des Waldes aufgeschlagen hatten.

Ungeschmälert selbst durch die Nachricht von der zu Cawnpur geschlossenen Capitulation, welche ihre Feinde von einem bereits sichern Untergang gerettet zu haben schien, war der Jubel, mit welchem die Männer der Gortschura ihren tapfern Wessir begrüßten, der trotz der Kürze der Zeit, die er sich in Jhansi befand, durch seinen Muth, seine Umsicht und sein Wesen bereits die so leicht entzündbare Begeisterung dieser Kinder einer heißen Sonne, aber auch die schwierigere Gabe ihres Vertrauens gewonnen hatte. Das größte Zelt unsern des der Rani wurde ihm eingeräumt, und wie befremdend der wilden Schaar auch die Erscheinung der Engländerin sein mochte — sie wagten nicht zu fragen, und überdies hielten die Meisten sie für eine Gefangene und fanden es daher nicht einmal auffallend, daß sie eine Abtheilung des Zeltes ihres kranken Führers einnahm.

1) Zeltschläger.

Während die Offiziere der Gortschura dem Wessir ihren Besuch machten und ihre Berichte abstatteten, ließ die Rani den Franken-Arzt zu sich entbieten.

Er fand sie in tiefen Gedanken auf ihrem Teppich sitzend. Sie hatte die weiblichen Dienerinnen entfernt, ein stummer Schwarzer, einer ihrer vertrauten Haussclaven führte ihn ein und reichte ihm die Hukah.

„Ich ließ Dich zu mir rufen, weiser Hakim," sagte die schöne Fürstin, „um aus Deinem Munde die nähere Geschichte des Verraths zu hören, den der Peischwa von Bithoor begangen. Ich bitte Dich, rede!"

Welland erzählte, ohne seine eigene Betheiligung zu erwähnen, den Entschluß des Nena, die Absendung des Parlamentairs und die Bedingungen, so weit sie ihm bekannt, welche der Peischwa den unglücklichen Belagerten hatte bieten lassen. Um die Leidenschaften der bittern Feindin der Engländer nicht unnöthig zu reizen, unterdrückte er selbst jedes Wort der Theilnahme an deren Leiden.

„Dein Auge sieht scharf und Dein Mund redet klar, o Hakim," sagte die Fürstin, „obschon ich fühle, daß Du nicht Alles sagst, was Du weißt; denn ich sah Dich an jenem Tage, als der Nena an den Ungläubigen die Schmach seines Weibes zu rächen schwur, zwischen seinem Zorn und einer der Frauen Deiner Farbe stehen. Doch der weise Lokmann sagt: Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold! — Laß uns von unserm Freund, dem Wessir sprechen."

„Von Major Maldigri?"

„Du sagst es. Wird die Farbe der Gesundheit und der Kraft auf seine Wangen zurückkehren und sein Arm wieder den Säbel schwingen können gegen den Tiger der Dschungel, wie gegen die Feinde dieses Landes?"

„Ehe ein Mond vergangen, Hoheit, wird Signor Maldigri die frühere Kraft und Gesundheit besitzen, wenn kein unglücklicher Zufall dazwischen tritt. Ich selbst werde ihn mit Deiner Erlaubniß nach Jhansi begleiten, so will es der ausdrückliche Befehl des Peischwa."

„Ich danke ihm dafür, Dich aber, weiser Hakim, bitte ich,

diesen Rubin an Deiner Hand zu tragen, zum Zeichen des Dankes Xaria's, daß Du ihr den Mann gerettet, den sie am höchsten achtet unter den von Brahma Erschaffenen."

„Meine Kunst, Hoheit," sagte der Arzt, indem er den kostbaren Ring dankbar neben den schwarzen Diamanten der Königin von Lahore steckte, „hat nur wenig gethan, sie hat nur das Fieber gebändigt — der Lady verdankt er sein Leben, die seit dem Augenblick, als er die Wunde empfing, ihn nicht verlassen und an seinem Lager Tag und Nacht zugebracht hat."

Der Blick der Rani verfinsterte sich. „Wer ist diese Frau? — die Worte, die der Wessir durch Deine Hand mir von seiner Pflegerin schrieb — enthalten Wenig! — Welches Recht, welche Pflicht hat sie, ihr Leben an das dieses Mannes zu setzen und ihn hierher zu geleiten."

„Lady Hunter," berichtete Walding, „ist die Gattin eines würdigen Geistlichen, desselben, den der Wessir an jenem Schreckensabend zu Bithoor beschützte. So viel ich selbst weiß, kennt er sie aus früheren Jahren und rettete sie in einem fernen Frankenlande aus schweren Gefahren, was sie jetzt ihm lohnt. Sie war in Delhi bei dem Ausbruch der Erhebung, aber der Ruf ihrer Mildthätigkeit und Sorge, mit der sie seit Jahren am Krankenlager der Hindu's wie der Christen waltete, sicherte ihr den allgemeinen Schutz und den Namen des Engels von Delhi!"

„Es mag sein; aber was will das bleiche Weib hier, wo der Wessir in den Händen Derer ist, die ihn lieben?" wiederholte die Rani ihre Frage.

„Sie begleitete den Kranken nach Bithoor auf der Praua seines Freundes und Dieners. Sie wünscht jetzt, nachdem sie seine Genesung gesichert sieht, zu ihrem Gatten zurückzukehren, aber ihre Hoffnung, ihn unter den Engländern in Cawnpur zu finden, hat sich nicht bestätigt. Dechant Hunter hatte Cawnpur schon vor der Belagerung verlassen, und Niemand konnte mir sichere Auskunft geben, wohin er sich gewendet, ob nach Lucknow oder Allahabad. Der Wessir glaubte Calpi noch in den Händen der Engländer und hielt es für sicherer, sie dieser Festung anzuvertrauen — als — hörten Sie Nichts, Hoheit — das war ein Schrei um Hilfe — der Donner von Schüssen — — —"



Sein ernstes männliches Gesicht wurde von einer Schreckensblässe überzogen und bot alle Zeichen einer plötzlichen nervösen Aufregung — er ließ das Rohr der Hukah fallen und beugte den Kopf vor, als horche er auf Töne in der Ferne.

„Du täuschest Dich, weiser Hakim," entgegnete die Rani. „Mein Ohr ist scharf wie das der Kinder der Wüste, aber ich höre Nichts, als das Gespräch der Soldaten vor ihren Zelten. Ich bitte Dich, fahre fort — warum zog die Faringa nicht mit ihren Brüdern davon auf dem Strom nach der Erlaubniß des Nena?"

Der Arzt trocknete die großen Perlen eines kalten Schweißes, der seit einigen Augenblicken seine Stirn befeuchtete. Seine Glieder zitterten, sein ganzes Nervensystem schien erregt. „Es war zu spät, als wir die Großmuth des Peischwa erfuhren," sagte er verwirrt. „Ueberdies hoffte Major Maldigri unter seinen eigenen Truppen — — Ich wünschte, ich — —" Er sprang empor und preßte die Hände gegen das Herz — sein Gesicht zeigte eine Leichenfarbe — sein großes Auge flog krampfhaft umher.

Es herrschte eine tiefe Ruhe in dem Zeltgemach — ein Luftstrom zog durch die halb geöffneten Seidenvorhänge, durch deren Spalten man zuweilen die dunkle Ebene, die Schatten des Waldes und die entfernten Gruppen der lagernden Hindukrieger im Scheine der Wachtfeuer erblickte.

„Allmächtiger Gott — das ist keine Täuschung — man ruft mich — das ist ihre Stimme!"

In den Zweigen des riesigen Mango, unter dessen Schutz das Zelt der Fürstin aufgeschlagen war, rauschte der Abendwind. — —

„Hermann, mein Freund! mein Geliebter! rette Editha!" —

Der Arzt taumelte auf den Ausgang des Zeltes zu, während die Fürstin mit Erstaunen seinem ihr unbegreiflichen Gebahren zusah. „Verzeihung, Hoheit — ich muß fort — fort! ich halte es nicht aus hier." — —

„Du bist krank, Hakim! Das Fieber ist in Deinen Adern. Geh in Dein Zelt und mache Dein Blut fließen. Ich werde dem Wessir selbst meinen Beschluß verkünden!"

Er riß den Vorhang zur Seite und sprang hinaus. Jenseits

des Kreises der Wachen, der den geheiligten Umkreis des Zeltes der Fürstin umgab, stieß er auf Kassim den Mayadar, der hier seiner zu harren schien.

„Schaffe Rosse herbei — rasch — die schnellsten! Ich muß zurück nach Cawnpur, in diesem Augenblick!“ Der Thug sah ihn gleich einem Trunkenen nach dem Zelte des Wessirs taumeln.

„Nach Cawnpur?“ murmelte der Lugha. „Bei dem Stahle der heiligen Axt — nimmer sollst Du dahin gelangen! so hat es der Guru der Guru's befohlen.“ Er wandte sich nach dem Zelt der Rani, das diese eben verließ, umgeben von einigen der vornehmsten Offiziere der Gortschura.

Der Thug blieb an ihrem Wege stehen, warf sich zur Erde und sagte: „Möge die schlanke Palme der Tapferkeit ihren Wipfel zu dem Staube neigen. Ihr Diener hat ihrem Ohr ein Geheimniß zu flüstern.“

„Wer bist Du? was willst Du?“ Die Fürstin blieb auf ihrem Wege nach dem Zelt des Kranken stehen.

„Dein Sclave,“ sprach knieend der Thug, „hörte Dich zürnen über die Großmuth des Peischwa, die den Faringi-Hunden in Bithoor das Leben geschenkt.“

„Möge Krischna, der Held, ihn dafür strafen!“

„Die Faringi sind blind geboren wie die Hunde, aber sie sind schlechter als diese, denn sie werden niemals sehend!“ flüsterte der Thug. „Auch die Franken, Deine Freunde, wissen nicht, daß der Spiegel des heiligen Stroms ruhig fließen mag, während in seiner Tiefe das mächtige Krokodil lauert!“

„Was meinst Du? — sprich!“

„Der Peischwa ist der Peischwa! Er ist die Sonne des Weltalls und sein Herz ist voll von Haß gegen die Kaffirs. Die Faringi werden Cawnpur frei verlassen, aber kein weißes Gesicht wird lebendig Allahabad erreichen!“

Das Auge der Hindufürstin funkelte in grausamer Freude. „Mögen sie alle verschwinden wie der Thau der Nacht vor dem Strahle der Sonne! ich bitte dem Peischwa das Unrecht ab, das ich ihm gethan, Du aber nimm zum Lohn für die Nachricht dies Gold!“ Sie warf ihm eine der Spangen zu, die ihren Schild-

arm zierten und wollte weiter schreiten. Aber der Thug warf sich ihr nochmals in den Weg.

„Möge Dein Angesicht ewig leuchten! Der Peischwa hat seinem Sclaven einen Auftrag gegeben. Jener Franken-Hakim darf nicht zurück nach Cawnpur, nicht eher, als der erhabene Gebieter ihn ruft.“

„Was kümmert das mich? Der Hakim ist nicht in meinem Dienst. Sein Ungehorsam komme auf sein oder Dein Haupt. Laß mich vorüber!“

Sie schritt weiter. Der Mörder steckte mit habgieriger Freude das werthvolle Geschenk ein und blickte dann finster der Fürstin nach, wie sie in das Zelt des Kranken trat.

„So möge denn die blutige Bhawani ihr Opfer empfangen und die Seele Kassim's dem ewigen Tode preisgegeben sein,“ sagte er grimmig. „Wenn der Kaffir auf seiner tollen Laune besteht, muß er sterben! Das Wort des Guru der Guru's geht über den Eid des Mayadars. Fluch diesen Kindern der Hölle!“

Er machte sich langsam auf den Weg in die Nähe des Zeltes des Wessirs, ohne den Befehl weiter zu achten, den ihm der Arzt gegeben. — — —

Wir müssen einige Augenblicke zurückkehren in das Innere dieses Zeltes, als Doctor Walding dasselbe verlassen hatte, um dem Ruf zur Rani Folge zu leisten, nachdem er für die Bequemlichkeit seines Kranken gesorgt und indem er ihn unter der Sorge der Lady zurückließ.

Die Besucher waren bald entfernt worden, sie begriffen, daß der Genesende nach der anstrengenden Tagesreise im Palankin der Ruhe bedurfte.

An dem Kissenlager, auf dem der Condottieri ruhte, saß die Lady, ihre Hand in der seinen.

„Es ist Zeit, mein Freund,“ sagte die edle Frau, „daß ich einen Entschluß fasse. Mein Werk ist gethan, ich weiß Sie in der Sorge und unter dem Schutz von Personen, die Ihren Werth kennen und Sie lieben, und bald wird die Kraft Ihnen wiedergekehrt, bald werden Sie jener stolze, mit dem Leben kämpfende Soldat wieder sein, zu dem Adelaide Seymour in den Tagen der Jugend mit Bewunderung ihre Augen erhob. Wollte Gott, dieser

Geist und dieser Muth kämpften für eine würdigere Sache, als für die Sache der Grausamkeit und des Fanatismus!"

„Es ist auch die Sache der Freiheit und der Unabhängigkeit, Adelaide, für welche diese Männer — ja schwache Frauen — ihr Schwert erheben, wenn auch schrecklich genug das gährende Blut der heißern Sonne sie zu grausamen und entsetzlichen Thaten treibt, vor welchen der gesittete Mensch schaudernd das Auge verhüllt. Hochherzige und edle Gefühle und Gestalten, die der civilisirtesten Nation zur Ehre gereichen würden, leben auch unter diesen anscheinend so Wilden und Unbarmherzigen. Das zeigte Ihnen die Achtung, die Ehrfurcht, mit denen selbst der roheste Pöbel im Sturm der wilden Empörung Ihnen begegnete, das bewies Ihnen Irma, das Hindumädchen, die — ein Kind noch — so muthig ausharrte zur Rettung ihrer Freunde und die durch die Geheimnisse des Mausoleums der großen Begum im Augenblick der höchsten Gefahr Geretteten mit Gefahr des eigenen Lebens verbarg und durch hundert Gefahren zu den Truppen General Barnards geleitete."

„~~Angelique~~! — Richard Willoughby!" flüsterte die Lady. „Gott sei mit ihnen, den edlen lieben Gestalten, und geleite sie glücklich aus diesem unseligen Lande!"

„Und glauben Sie mir, Adelaide, wie Diese werden Hunderte, Tausende durch gute und freundliche Menschen gerettet worden sein. Der Charakter der Hindu ist freundlich, anhänglich und geduldig. Aber der Druck und die Tyrannei eines Jahrhundert, Leiden, wie ich sie Ihnen von dem Maharadschah von Bithoor erzählt — sie mußten das Lamm zum Tiger machen, wie vielmehr Leute, in deren Köpfen die heißen Leidenschaften der Tropen gähren. Glauben Sie mir, Freundin, schon in den Adern der Kinder Italiens und meiner eigenen Heimath rollt das Blut anders, gewaltiger, stürmischer, als in den Adern der Söhne und Töchter des kalten Nordens und vielleicht wird bald die Zeit kommen, wo auch dort das Schwert endlich mit Erfolg gegen die fremde Herrschaft in Blut getaucht wird!"

„Gott der Barmherzige möge die Beleidigung wie die Rache vergeben," weinte die Lady — „o wohl, es ist wahr, auf die böse Saat muß der Sünden Ernte folgen und die Guten

und Gerechten gehen unter in den Kämpfen der Bösen und Schlechten. Dort oben allein, wenn diese Körper der Erde zurückgegeben worden, ist Ruhe und Glück und dort, mein Freund, werden auch wir uns wiederfinden — denn die Zeit ist gekommen, wo wir nochmals, zum letzten Mal, scheiden müssen auf dieser Erde!"

Der Kranke richtete sich besorgt empor. „Wie meinen Sie das? Sie denken doch nicht an das wahnsinnige Unternehmen, jetzt, wo ich Ihnen Schutz gewähren kann, mich zu verlassen, nachdem Sie die günstige Gelegenheit, die Ihnen der Babu Durjan Saul in Delhi bot, den englischen Offizier und die Nonne zu begleiten, um meinetwillen ausgeschlagen?"

„Damals, mein Freund," erwiederte die Lady mit Resignation, „hatte Gott mir eine heilige Pflicht gegeben, indem er Sie noch einmal auf meinen Lebensweg führte, damit das arme Herz nicht mehr leiden möge in dem Gedanken, daß dies edle Leben untergegangen für mich. Daß meine Hand, meine schwache Sorge es erhalten konnte, vielleicht für Hohes und Großes noch auf dieser Erde, das mein Freund, war ein unverhofftes und theures Glück, das seine Strahlen über die kurzen Tage werfen wird, die der Allmächtige mir noch bestimmt! Jetzt, mein Freund, bedürfen Sie meiner nicht mehr und es ist Zeit, daß ich dem Ruf einer andern Pflicht folge, der Pflicht der Gattin, die in Tod und Gefahr an die Seite des Mannes gehört, dessen Namen sie trägt."

„Aber Sie haben gehört, daß Calpi gegen unsre Erwartung sich seit zwei Tagen in den Händen der Rebellen befindet! Die Nothwendigkeit gebietet, daß Sie uns nach Jhansi begleiten. Sobald sich dann eine Gelegenheit findet — —"

Mit einem traurigen Blick legte die Lady die Hand auf seinen Arm. „In Jhansi, mein Freund, würde ich schwerlich willkommen sein. — Ihnen winkt dort Ehre und — Glück, mich würde man für eine Feindin halten, die man um Ihretwillen ertrüge. Die Laskaren des wackern Rais, Ihres Milchbruders, die uns hierher geleitet, werden mich zurückführen nach Cawnpur. Wer würde einer armen Frau etwas zu Leide thun? und Ihr Name wird mir nöthigenfalls Schutz sichern auf der Praua, wie meinem

armen geistesgestörten Landsmann, bis sich die Gelegenheit findet, Lucknow oder Allahabad zu erreichen und meinen Gatten aufzusuchen."

Der Major schwieg, finster vor sich hinblickend; er fühlte, daß in dem plötzlichen Entschluß der Lady noch etwas Anderes — ein geheimer Grund, den er so wenig wie sie andeuten mochte, verborgen lag, und das kalte stolze Benehmen der Rani selbst bei dem unerwarteten Zusammentreffen gab ihm die Ueberzeugung, daß es nicht gut gethan sein werde, seine britische Freundin mit nach Jhansi zu führen.

Dennoch war er entschlossen, ihre Sicherheit unter keinen Umständen dem Zufall oder ihrer eigenen Sorge zu überlassen. Der Entscheidung jedoch enthob ihn der ungestüme, hastige Eintritt des Arztes.

Ein Blick auf den sonst so ruhigen, besonnenen Mann zeigte Beiden, daß ihm etwas Ungewöhnliches, Aufregendes begegnet sein müsse.

Sein Auge war irr, unstät, als suche es hinaus in's Weite. Kalter Schweiß perlte in dicken Tropfen von seiner Stirn — seine Hände flogen in fieberhafter Erregung.

„Major," sagte der Deutsche, „wenn Sie glauben — nicht meiner Hilfe als Arzt — sondern meiner Theilnahme und Hilfe als Mensch einen Dank zu schulden, so geben Sie mir das Mittel, auf der Stelle so rasch als möglich nach Cawnpur zurückzukehren. Ein Pferd — das schnellste Ihrer Pferde — ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen werth und theuer ist!"

„Doctor — was ist geschehen — erklären Sie uns. —"

„Nichts — nichts! Wenn Sie einen Funken Mitleid und Theilnahme für mich haben — ein Pferd! Allmächtiger Gott — jede Minute Verzögerung ist Tod und Verderben!"

„Sie sollen abreisen, wenn Sie darauf bestehen, Doctor! Ich werde sogleich Befehl geben, daß einige Reiter sich fertig machen, Sie zu begleiten. In einer Stunde soll Alles zum Aufbruch bereit sein! Aber sprechen Sie — was ist geschehen?"

Er hatte sich erhoben, um einige Befehle zu geben. In diesem Augenblick wurde der Besuch der Rani gemeldet und die

Hindufürstin mit ihrer Begleitung trat in das Zelt, dessen Teppichwände von den Dienern zurückgeschlagen wurden.

Der Major, auf den Arm des Arztes gelehnt, ging ihr entgegen. „Möge Deine Hoheit verzeihen," sagte er, „wenn Dein Diener Dich nicht begrüßt, wie es seine Pflicht ist. Noch ist meine volle Kraft nicht zurückgekehrt, aber bald hoffe ich, wird dieser Arm das Schwert führen können zur Vernichtung aller Feinde der edlen Rani von Jhansi!"

„Dein Rath, tapferer Khan," erwiederte mit einem brennenden Blick die Rani — „ist Deinen Freunden so wichtig wie Dein Arm. Ich danke Wischnu, dem Erhalter, und diesem weisen Hakim, daß sie Dich für Xaria gerettet. Diese Nacht möge mein Freund und Feldherr seine Kraft stärken, damit wir morgen aufbrechen können nach Jhansi. Damit der Khan sieht, wie sehr seine Freunde die Freunde Xaria's sind, sollen fünfzig Reiter der Gortschura morgen bei unserm Aufbruch diese Faringa sicher nach jedem Ort geleiten, den die Kaffirs, ihre Brüder, noch besitzen, und den sie wählen wird!"

Der Wessir verbeugte sich, er begriff, daß diese Gunst ein Befehl war. „Es geschehe, wie Du sagst, Hoheit. Ich werde die nöthigen Anordnungen treffen. Der Hakim, mein Freund, will uns gleichfalls verlassen und plötzlich nach Cawnpur zurückkehren. Seiner Sorge werde ich diese Dame anvertrauen."

„Nein — nein — um des Himmelswillen nein," stöhnte der Arzt, indem er sich von dem Kranken losriß. „Ich muß fort — jede Minute Verzögerung ist Tod und Verderben. Bei der Mutter, die Sie geboren, Signor — bei Allem, was Ihnen heilig und theuer — ich muß fort — fort — und wenn ich zu Fuße nach Cawnpur wandern soll!"

„Das ist seltsam, — was soll ich davon denken? — Doch wie es auch sei, mit Deiner Erlaubniß, Hoheit, soll dieser Mann nicht sagen können, daß Marcos Grimaldi ihm undankbar seine Bitte verweigert habe. Laßt das beste Pferd satteln, das in der Nähe ist!"

Alle waren vor den Eingang des Zeltes getreten, einige der Seyces waren beschäftigt, einen starken arabischen Renner herbeizuführen.

Das Aussehn des Arztes glich dem eines Todten, so farblos war sein Antlitz, so starr hervortretend sein Auge.

Er faßte krampfhaft den Arm des Majors. „Zweifeln Sie nicht an meinem Verstand, Sir," sagte er keuchend — „aber — glauben Sie an Ahnungen — an den Magnetismus der Seele?"

„Es giebt viele Dinge, die über unsere Erklärung hinaus gehen — wir Südländer sind geneigter, an die Welt der Geister zu glauben, als die Männer, die aus dem kalten Norden stammen."

„Geben Sie mir eine Waffe, Signor — es geht in diesem Augenblick etwas Furchtbares, Entsetzliches vor — ich fühle es — hier in meinem Innern — mir ist als triebe eine unwiderstehliche Gewalt mich zurück — ich höre deutlich eine geliebte Stimme, die mich um Hilfe ruft — jetzt — jetzt — allmächtiger Gott, es ist zu spät!"

Der Aufschrei, mit dem er in die Knie brach, war so grell, so entsetzlich, daß er selbst die wilden Seelen umher erschütterte. Im nächsten Augenblick raffte sich der Arzt wieder empor und wankte, taumelte auf das Pferd los, das man eben herbeiführte — er streckte die Hand rückwärts aus und fühlte, daß ihm der Griff eines persischen Dolches von dem Wessir hineingelegt wurde. Krampfhaft umschloß er ihn und versuchte, an dem Pferde emporzuklimmen, — auf den Wink der Rani hoben ihn zwei der Reiter in den Sattel.

Dann — mit einer gewaltsamen Anstrengung — erfaßte er den Zügel, warf das wirre Auge einen Moment lang im Kreise umher und heftete es dann starr in die Ferne. Im nächsten donnerten die Hufschläge des galoppirenden Rosses über den harten Boden und Reiter und Pferd — durch die Menge brechend — verschwanden im Schatten der Nacht und der riesigen Mango's. — — —

„Sein Geist muß gestört sein," sagte der Wessir — „es ist unmöglich, daß er in diesem Zustand den Weg findet. Gebiete, Hoheit, daß einige Reiter ihm folgen — wir dürfen ihn nicht sich selbst überlassen."

Die Rani streckte den Arm aus und wies nach der Straße. Auf flüchtigem Pferde galoppirte ein weißer Schatten vorüber, der Spur des Arztes folgend.

„Wer ist das?"

„Es ist der Diener, der mit ihm gekommen — sein Begleiter und ein Freund des Peischwa," sagte die spöttische Stimme der Rani. „Sie eilen voran nach Cawnpur, die Rückkehr Derer zu melden, für die kein Platz ist in Jhansi!" — — — — — — —

Auf der Ebene — auf der weißen, kalkigen Fläche lag gespenstig der noch weißere Mondschein.

Husch — auf den bleichen Mondstrahlen reiten die bleicheren Geister. Drüben im Osten, vom heiligen Flusse her, zog eine dunkle Wolkenwand empor, zuweilen zerrissen vom electrischen Strom. —

Eines der Gewitter zog am Ganges herauf, die in der beginnenden Regenzeit kurz, aber mit gigantischer Kraft toben.

Die Nacht war erhaben schön — über zwei Drittheile des Horizonts der klare Mondschein — in der dunklen Wolke der leuchtende Blitz — ein leichter Wind, der Vorbote des Gewitters, erfrischend von der Fläche des Stroms über die Ebene daherstreichend und die Zweige der Akazien, der Teaks und Pipala's, die hohen Kronen der Palmen schüttelnd, im Zephyrlaub der Tamarinden rauschend und von den tausendartigen Büschen und Blumen den geheimnißvollen narkotischen Duft streifend und ihn durch die Luft streuend!

Tausende — nein Millionen fliegender, zitternder, lebendiger Funken von rothem und grünem Feuer — nach und nach verlöschend unter dem Schutz der Blätter vor dem nahenden Unwetter!

Drüben im undurchdringlichen Dschungelgebüsch der scharfe, mißtönende Schrei des Pfau's, der das wandernde Raubthier, den prächtigen, blutgierigen Tiger begleitet! oder das heisere Geheul des streifenden Schakals, der klaffende Ruf des jagenden, wilden Hundes.

Durch diese majestätische Oede ein wild daher galoppirendes Pferd — nein ihrer zwei — denn aus weiter Ferne antwortete

das Echo des Hufschlags und ein dunkler Punkt erscheint mit gleicher Eile auf dem weißen Bande der Straße.

Aber was kümmert den ersten Reiter das verfolgende Echo — ist es ein Freund oder Feind, er hört nicht ein Mal, daß er nicht allein diese Oede durchfliegt.

Den Oberkörper fast auf die Mähne des Pferdes gelegt — gleichgültig gegen die wunderbaren Schönheiten und die geheimnißvollen Gefahren der Nacht, jagt Walding, der Arzt, dahin — das Auge noch immer starr in die Ferne gerichtet.

Bereits naht der tolle Reiter dem Hinde — es ist eine Stunde nach Mitternacht — die letzten Strahlen des Mondes fallen über die Ebene und den weißen staubigen Weg.

Plötzlich stutzt das Pferd und prallt zurück — der Reiter klammert sich mit den Knien fest, um nicht zu fallen — aber seine Hände fahren krampfhaft nach dem Herzen — sein krauses Haar sträubt sich empor. — —

Auf dem Mondstrahl reiten die Boten der Gräber! — —

Der Reflex des Lichtes auf der Atmosphäre scheint sich zu schattenhaften Formen zu ballen — wie ein Nebel zieht es von Osten daher, schneller als der Gedanke — schneller als der Funke, der um den Gürtel der Erde fliegt!

„Barmherziger Gott beschütze ihn und vergieb meine Schuld wie ich vergebe allen Schuldigen! Nimm auf mein unsterblich reines Theil in Deine Gnade!“ — Ein Stöhnen — ein Fall das Echo plätschernden Wassers — —

Ist es der Nachtwind, der vor dem Gewitter daher rauscht über die Ebene? — ist es das geheimnißvolle Flüstern einer andern Welt, für die der Raum nicht existirt und nicht die Zeit —?

Der deutsche Arzt liegt am Boden — das Bewußtsein geschwunden — in tiefer Ohnmacht des Geistes und Körpers — wenige Schritte von ihm schnaubt das keuchende, erschöpfte Roß.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Straße kommt mit der Schnelle des Sturmwindes Kassim, der Mayadar, herangejagt. Schon von ferne sieht er die Gruppe und parirt näherkommend verwundert sein Pferd.

Dann sich aus dem Sattel werfend, eilt er zu dem Körper seines Herrn, den er todt wähnt von dem Sturz oder einem glücklichen Zufall.

„O Khali, erhabene Gebieterin," sagte der Thug, indem er die Hände nach der dunklen Wolke mit den züngelnden Blitzen ausstreckte — „Du beschützest Deine Diener und sendest in dem Tode dieses Ungläubigen Rettung meiner Seele vor der Vernichtung, damit sie, wenn ihre Zeit gekommen, die heiligen Wanderungen antreten möge, weil meine Hand sich nicht gegen den Mayadar erhoben, dem ich den Eid geschworen. Gesegnet sei'st Du, Dunkeläugige, Mächtige, vor deren Hauch das Leben der Menschen verschwindet!" Er beugte sich nieder zu dem Körper und legte die Hand auf ihn, um ihn jedes werthvollen Gegenstandes zu berauben.

Plötzlich zuckte er zurück, wie von einer Schlange gestochen — seine gierigen Finger hatten den Herzschlag des Ohnmächtigen gefühlt.

„Bei allen Dämonen — verflucht sei der Kaffir, er ist nicht todt, nur betäubt. Was soll ich thun mit dem ungläubigen Hunde? — Ich darf ihn nicht tödten, wenn er mich nicht dazu zwingt — oder meine Seele würde ein Nichts sein! — Mein Eid gebietet mir, ihm in Gefahr zu helfen. Aber wie hindere ich ihn, nach Cawnpur zu gehen?" Seine Blicke flogen ängstlich umher — der bewußte Mörder, mit dessen Hilfe schon zahllose Schlachtopfer gefallen waren, ohne daß er je den geringsten Scrupel dabei empfunden, der Räuber, der noch so eben den todten Körper bestehlen wollte — er dachte mit keinem Gedanken daran, die Gelegenheit zu benutzen und diesen schwachen Funken von Leben vollends zu ersticken.

Da zeigte ihm ein funkelnder Blitz in der Ferne zur Linken über das Dickicht der Dschungel dunkle Formen am Horizont.

„Das ist der Tempel von Dschebdapur! Jetzt weiß ich, wo ich bin und was mir zu thun bleibt. Gesegnet sei die Dunkeläugige!"

Er legte den Körper des Ohnmächtigen über den Sattel seines eigenen Pferdes, nahm es an dem Zügel und führte es am Rande der Dschungel entlang. Bald darauf betrat er

sie auf einem kaum sichtbaren Pfade, den das Licht der Blitze ihm zeigte.

Es war in der That dieselbe weithin sich dehnende Dschungel, in welche er an jenem furchtbaren Abend, an welchem der Maharadschah von Bithoor die geliebte Frau wahnsinnig zurück erhielt und in den Bund der Thug trat, mit Tukallah von Norden her gedrungen war, um die Bheels und das sterbende Oberhaupt des furchtbaren Bundes aufzusuchen.

Von der Straße von Cawnpur her, von welcher Mowbray mit den Soldaten gekommen, den Sikhprinzen verfolgend, war die Dschungel auf verschiedenen mehr oder weniger offenen Wegen zugänglich, die nach den Ruinen des uralten Tempels der Bhawani liefen. Das Gewitter zog jetzt mit furchtbarer Schnelle herauf und in dem Schein der Blitze gelangte der Lugha bald mit seiner Last an die mächtigen Ruinen des Tempels, band sein Pferd an einen Stein und trug dann den noch immer ohnmächtigen Körper in das Innere der Pagode und legte ihn hinter den mächtigen schwarzen Steinwürfel, der einst das Bild der scheußlichen Göttin getragen.

In dem Lichte der Blitze hätte man auf den Quadern des Bodens, an derselben Stelle, an welcher jetzt der ohnmächtige Körper des deutschen Arztes lag, noch die dunklen Spuren des Bluts sehen können, das der Nena hier vergossen, um Ströme folgen zu lassen!

„Möge er hier liegen bis Wischnu ihm den Geist zurückführt. In dieser Nacht und aus dieser Wildniß wird er sich nimmer mehr entfernen können, um das Verbotene zu thun. Wenn das Gewitter vorüber, werde ich nach Cawnpur reiten, um dem Peischwa Nachricht zu bringen.“

Er verließ das Innere des Tempels und suchte sein Pferd auf, das er in einer der halb verfallenen Hallen zum Schutz gegen das Wetter unterbrachte, das jetzt in voller Wuth loszubrechen drohte.

Die Luft wurde schwül und zum Ersticken; die Electricität schien wie eine feuchte dunstige Wolke auf den Spitzen und Blättern dieses Dickichts von Bocre, Kameelkraut und Schilfen zu lagern, welches den Boden der Dschungel bedeckte und sich bereits

unter dem Hauch des Windes zu beugen begann, nur den zündenden Funken erwartend, der sie entflammen sollte. Die goldfunkelnden Insekten der Nacht hatten ihren Schein verloren, die Vögel und Thiere, deren Stimme man sonst in krächzendem und schreiendem Concert hörte, sie schwiegen ängstlich und verbargen sich unter dem Gebüsch, unter den Steinen, unter den Trümmern. Der Lugha sah die Schlangen sich vorüber winden, er hörte den Schakal heulen, den wilden Eber durch die Büsche brechen, sah das graue Rebhuhn furchtlos an dem Fuchs, seinem Feinde, vorüber flattern, der nur bemüht war, seine Höhle zu erreichen.

In diesem Augenblick, als er an dem riesigen Steinbild lehnte, das den Pfeiler des Eingangs bildete, und auf dieses zitternde Aufathmen der Natur hin blickte, brach das Gewitter in seiner vollen Majestät los. Der Sturm fuhr in seiner gewaltigen Kraft über die Ebene her, peitschte das Rohr und die zähen Gräser der Dschungel, die ganze Atmosphäre schien rings in Flammen zu stehen und ein Donnerschlag, so gewaltig und furchtbar, daß er den jahrtausende alten Riesenbau in seinen Grundvesten zu erschüttern schien, rollte über seinem Haupt.

Der Mörder fühlte seine Knie sich beugen und zitterte wie die Halme, die draußen der Orkan schüttelte — im nächsten Moment aber richtete er horchend den Kopf in die Höhe — nach diesem gewaltigen Donner, in dem Rauschen dieses Regens, der wie ein Strom vom Himmel goß, hatte sein scharfes Ohr einen andern Laut vernommen.

Es klang wie ein heiseres Brüllen und Schnauben, das mit der Schnelle des Sturmwinds heran zu kommen schien.

Der Lugha erbebte — ein Sohn der indischen Wüsten, erkannte er sehr wohl diesen Laut und die Gefahr, die ihm drohte.

Einer der eingebornen Herren dieser Wildniß, einer der mächtigen Räuber der Dschungel nahte, um in den Ruinen den gewohnten Schutz zu suchen vor dem Wetter.

Der Lugha warf blitzschnell das Auge umher. Nur gewohnt, seine Brüder, die Menschen zu jagen und zu tödten, ließ das Nahen der Bestien seine Nerven erbeben, und er sah sich nach einem Schlupfwinkel um. Schon hatte er die Hand auf das Piedestal einer halbgebrochenen Säule gelegt, um sich zu deren

Höhe emporzuschwingen, wo ihn kein Thier der Wildniß erreichen und er sich in Sicherheit vertheidigen oder das Vorübergehn der Gefahr abwarten konnte, als ihm plötzlich der Gedanke an den Mann kam, den er hilflos im Innern des Tempels nieder gelegt.

Noch vor wenig Minuten war er entschlossen gewesen, diesen Mann zu ermorden, wenn er auf seinem Willen bestehen sollte, und dafür das Schrecklichste, was sein Glaube ihn lehrte, die Vernichtung seiner eigenen Seele einzusetzen.

Und jetzt — er brauchte keine Hand zu rühren, nur das eigene Leben zu retten, jetzt konnte ein günstiger Zufall ihn von Jenem befreien!

Aber es war sein Mayadar, dem er Schutz geschworen!

Nicht einen Moment lang bedachte sich der Lugha — er zog die Hand von dem rettenden Stein zurück, warf sich auf ein Knie mitten im Eingang, uud legte die blanke Klinge des Krys an seine Seite.

Dann, schneller als der Gedanke, löste er den Gürtel und wickelte das weite Obergewand, das er trug, um seinen linken Arm.

Erst nachdem er diese, kaum Sekunden dauernden Vorbereitungen getroffen, spannte er den Hahn des einzigen Pistols mit langem Lauf, mit dem er bewaffnet war.

Ein züngelnder Blitz, dem ein zweiter erschütternder Donnerschlag folgte, zeigte ihm deutlich den heranspringenden Feind.

Es war ein langgestreckter, großer Panther mit hohen Weichen und fast schwarzem Fell, der in mächtigen Sprüngen flüchtend aus der Dschungel brach und grade auf ihn zurannte; — ihm folgte fast unmittelbar ein zweites Thier — die Pantherin!

Die Bestie, in wilder Flucht daher springend, fühlte die Witterung des Feindes nicht eher, als bis ihr glühender Athem ihn berührte. Der Rachen öffnete, die Pranke hob sich, aber zu spät; — denn in der Pause dieser Donner des Himmels krachte der künstliche Donner der Menschen, und die Kugel, in dieser unmittelbaren Nähe abgeschossen, zerschmetterte den Schädel des Thieres.

Der Panther stieß ein Geheul aus, schlug mit den scharfen Krallen nach seinem Feind und stürzte zusammen, aber dieser,

verwundet an der linken Schulter, hatte kaum Zeit, das Pistol fallen zu lassen und den Krys zu ergreifen, als die Pantherin in gewaltigem Ansprung über ihn herfiel und ihn zu Boden warf.

Nun erfolgte in dem erneuten Schein der Blitze und unter dem Krachen der Donnerschläge, ein rasender Kampf, den das Geheul des von den Stichen des Krys getroffenen Raubthiers und das Geschrei des von ihren Krallen und Zähnen zerfleischten Menschen verkündete.

Dann wurde das Geheul der Pantherin schwächer und schwächer, und in dem langen anhaltenden Schein der Blitze konnte man die Gestalt des Lugha sich keuchend aus dieser Lache von Blut und Fleisch auf die Knie emporrichten sehen, auf die zerbrochene Klinge des Krys sich stützend.

Das letzte Röcheln des Thiers verkündete seinen Tod.

Plötzlich fühlte der Lugha eine Hand auf seiner blutenden zerrissenen Schulter.

„Kassim, mein Freund — ich danke Dir für das, was Du gethan! Wenn Du stark genug bist, so erhebe Dich — und laß uns die Pferde wieder besteigen!"

Der Thug fuhr empor — das fliegende Licht des electrischen Stroms zeigte ihm die Gestalt, das bleiche starre Gesicht seines Herrn.

„Was willst Du thun, Sahib — wo willst Du hin?"

„Nach Cawnpur!"

„Es ist unmöglich, Sahib! Die Götter selbst verbieten es mit ihren Donnern."

„Laß mich vorüber — was kümmern mich die Blitze des Himmels!"

„Du darfst mich nicht verlassen, Sahib — ich kann nicht von der Stelle, mein Blut rinnt, meine Arme, meine Brust sind zerrissen von den Krallen der Panther, mit denen ich gekämpft um Deinetwillen!"

„Armer Kassim! armer Freund! aber ich kann nicht bleiben bei Dir — ich muß fort — fort — laß mich vorüber!"

„Undankbarer Christ — Du sollst nicht nach Cawnpur, so lange Kassim lebt!"

„Wer wollte mich hindern?"

„Ich — mit meinem Leben!"

Der Lugha sah die bleiche Gestalt des Arztes im Schein der Blitze zurückbeben — dann hörte er wie mit hohler Grabesstimme die Worte:

„Ich weiß, Du bist ein Thug, aber ich werde Dich zuerst tödten! — Geh aus dem Weg — ich muß nach Cawnpur!"

„Niemals! Sei verflucht in Ewigkeit, wie Kassim es sein wird!" Der blutende Lugha stürzte, grimmiger als der Panther, den er so eben erlegt, auf den Mann, dessen Leben er mit seinem Blute vertheidigt.

Dann erfolgte ein zweiter Kampf — ein Ringen, nicht mit der Bestie der Wildniß — sondern Mensch gegen Mensch unter dem zuckenden Licht der Blitze und dem Donner des Himmels.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Hier ist der Ort, Kamerad — halte das Pferd fest, das wir gefunden und laß den Zügel nicht aus der Hand, bis Du ihn festgebunden. Diese Mauern werden uns wenigstens schützen vor dem scheußlichen Wetter. Ich habe das Mittel, Feuer zu machen, wenn es uns gelingt, trocken Geröhr zu finden!"

„Uns friert — und der arme Lionel kann nicht helfen. Ja, ja, die Nacht ist keines Menschen Freund, wenn die Schlange von draußen lauert!"

„God dam! — Kaum dem Tod entgangen — Feinde überall, das höllische Wetter über uns und einen Wahnsinnigen zur Seite — da mag der Teufel die Geduld nicht verlieren. Was ist das — ich trete auf einen weichen Körper — zurück Mann, bis ich Feuer geschlagen!"

Ehe das Zündholz in der hohlen Hand des Offiziers noch loderte, hörte man die Pferde wiehern und von der andern Seite her einem gleichen Ton sie begrüßen.

„By Jove — wir sind nicht allein hier! Nun, wie Gott will — ich bin es müde, um solches Leben zu kämpfen!"

Von der Hand geschützt, flammte der Docht der kleinen Kerze eines Taschenfeuerzeugs in die Höhe und verbreitete seinen dünnen Schein, während der verkleidete Offizier mit der Rechten am Griff der Dschambea vortrat.

„Die Schlange! die Schlange — ich sah ihren gefleckten Leib! tödte sie, tödte sie — ehe sie uns sieht!“ kreischte der Irre, — indem er den Arm des Capitains faßte.

„Lassen Sie los, Sir, und verhalten Sie sich ruhig. Das ist ein Panther und hier ein zweiter — bei Gott — beide in ihrem Blut. Aber dort — er trat einige Schritte vor in das Innere des Tempels — das sind Menschen, Hindu's — nun gilt's!“

Er ließ den Griff der Dschambea fahren und zog mit der raschen Entschlossenheit eines bewährten Soldaten ein Pistol.

Von der Gruppe auf den blutigen Marmorquadern des Bodens erhob sich langsam eine Gestalt, ein bleiches, weißes Antlitz. Die halb orientalische, halb europäische Kleidung des Mannes war blutbefleckt — in seiner Rechten hielt er einen persischen Dolch, dessen Griff von kostbaren Steinen funkelte.

„Wer redet Englisch — sind Europäer hier?“ fragte die gespensterhafte Gestalt.

„By Jove — ich sollte es meinen! Wer seid Ihr, Freund? ich sehe — Ihr habt einen tüchtigen Kampf hier bestanden!“ Er wies nach den todten Panthern.

Das Auge des Andern aber folgte seinem Finger nicht, es ruhte auf dem blutigen Körper zu seinen Füßen.

„Er wollte mich hindern, nach Cawnpur zu gehen. Er mußte sterben!“ murmelte er dumpf.

„Wer — der Panther? bei Gott, dann war die Bestie Euer Freund, Mann!“

„Nicht der Panther, Sir — denn Sie sind ein Engländer, obschon Sie das Gewand eines Hindu tragen. Dieser da zu meinen Füßen that es!“

„Und Sie haben ihn ermordet dafür? Ich glaube, ich muß mit lauter Verrückten zu thun haben. Aber mir ist, als kennte ich Ihr Gesicht — als müßte ich es schon gesehen haben.“

„Möglich, Sir! aber wenn Sie ein Christ sind, so sagen Sie mir, wo ich mich befinde und zeigen mir den Weg nach Cawnpur.“

„Nimmermehr — wer Sie auch sein mögen, Sie sind ein Landsmann und ich darf Sie den Weg nach Cawnpur nicht verfolgen lassen!“

„Dann muß ich Sie tödten wie diesen da,“ sagte der Arzt einfach.

„Aber wenn Sie einen Fuß nach Cawnpur setzen, werden Sie selbst getödtet. Dieser schurkische Nena ermordet alle Engländer, die in seine Hände fallen.“

„Die Engländer haben gestern Mittag Cawnpur verlassen!“

„Aber der wortbrüchige Bandit hat sie verfolgen lassen — sie sind zurückgebracht nach Cawnpur und dort ermordet. Ich selbst bin durch ein Wunder entkommen."

Der Arzt stürzte auf ihn los und faßte krampfhaft seinen Arm. „Ermordet? — Barmherziger Gott! — aber ich wußte es — hier — hier —" er preßte die Hand auf Stirn und Herz — „Editha Highson — Sir — was wissen Sie von Editha Highson? —"

Der Capitain sah ihn traurig an. „Die Lady befand sich mit uns und ihrer Cousine in demselben Boot — die Frauen wurden gleichfalls gefangen nach Cawnpur zurückgeführt — aber ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, was ihr Schicksal gewesen ist, ob der Wütherich sich selbst an dem Leben der Hilflosen vergriffen hat. Ich bin Capitain Delafosse, Sir, und ein Wunder — die Hilfe eines Freundes rettete mich aus der Gefangenschaft und rieth mir, den Schutz Major Maldigri's, des Wessirs der Rani von Jhansi, zu erreichen, den ich kenne. Aber wer sind Sie, Sir? —"

„Walding, der Arzt — Doctor Clifford, wenn Sie es lieber wollen."

„Ich kenne Ihren Namen — ich erinnere mich, Sie flüchtig bei einer Anwesenheit in Cawnpur und an jenem Ballabend in Bithoor gesehen zu haben. Man nannte Sie einen Verräther an Ihren Glaubensgenossen, aber ich hörte Besseres von Ihnen im Fort. Als Mensch, als Christ müssen Sie die Grausamkeit des Nena verwünschen, wie ich."

Der Arzt sah ihm mit finsterer Entschlossenheit in's Gesicht. „Ich gehe, ihm meinen Fluch in's Gesicht zu schleudern! Mein Vertrauen mißbrauchte er, die tapfere Schaar aus den schützenden Wällen zu locken — seinen heiligsten Eid schwor er mir und nicht eher, bis ich Sie Alle gerettet glaubte, verließ ich Cawnpur."

„Aber was führt Sie zurück und hierher? Das Gewitter trieb uns in diese Ruine, die ich von Jagdstreifereien her kenne. Wir fanden an der Dschungel ein herrenloses Pferd und glaubten in der Pause des Donners einen Schuß zu hören."

„Fragen Sie nicht, Sir! Ihr großer Dichter sagt: Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen wir uns nicht träumen lassen! Das Gewitter hat ausgetobt — Sie werden den Wessir zwei Stunden von hier diesseits Kalpi lagern finden. Geben Sie mir Ihre Dschambea und nehmen Sie diesen Dolch dafür — er wird Grimaldi zeigen, daß wir uns begegnet sind. Sagen Sie ihm, bei dem unglücklichen Eid, den wir einst zusammen auf jenem Felsengrab geleistet und der sich so bitter ge-

rächt an uns — ich ließe ihn beschwören, Sie zu retten. Und jetzt, Sir — halten Sie mich nicht auf und lassen Sie uns diesen Ort des Fluches verlassen. Ihr Weg geht nach Westen — der meine nach Osten. Ich weiß, daß Alles vorüber — daß sie ein Engel im Himmel sein muß! Aber noch bleibt mir eine Pflicht auf der Erde!"

Und mit gesenktem Haupt, ohne weiter eine Antwort den Fragen des Engländers zu geben, schritt er hinaus — fand instinctartig das Pferd des Lugha und mit ihm den Weg aus der Dschungel.

Das Ungewitter war mit jener Schnelle vorüber gezogen, mit der in jenem Klima häufig die Erregungen der Atmosphäre wechseln — am klaren Himmel blinkten Sterne und im Osten über den Ganges her erhob sich ein weißer Schimmer, der erste Vorbote des kommenden Tages.

Der Arzt schwang sich stumm in den Sattel — stumm winkte er mit der Hand zurück den Flüchtigen — ließ den Zügel auf dem Hals des Pferdes ruhen und ritt langsam in der Richtung nach Cawnpur davon.

Um das Haus des Nähghuh Abdallah drängte sich eine bunte Menge, schreiend und wehklagend — das Ungeheuere, dessen Zeugen sie waren, schien selbst diese mordgewohnten Gemüther mit unbekannten Schrecken erfüllt zu haben.

Die Kameraden und Nachbarn des Sowars waren am Morgen gekommen, ihm Glück zu wünschen zu der Nacht und nach der obscönen Sitte des Orients die Ausstellung des Bettuchs zu verlangen.

Man hatte die Thür des Nähghuh offen gefunden — und eintretend an den Wänden des Gemachs die Frau, die Schwiegermutter und den Sohn des Mohren in ihrem Blut, mit abgeschnittenem Halse — todt und kalt.

Als man den Vorhang hob, fand man auf dem Lager des Sowars diesen selbst — nur der Halsknochen verband noch den widrigen Kopf mit dem riesigen Rumpf.

Die Faringa war verschwunden — blutige Fußspuren führten zur offenen Thür, aber draußen hatte der Regen sie verwaschen.

Dann erinnerte sich einer der Nachbarn, ein Ruiwallah, oder Baumwollenklopfer, daß er, in der Nacht aufstehend, kurz vor dem Ausbruch des Gewitters einen Schatten hatte über den Hofraum gehen und zu dem Brunnen oder der Cisterne sich wenden sehen.

Der Brunnen war fast bis zum Rande gefüllt durch die heftigen Regengüsse der Nacht.

Das war Alles, was der bleiche Reiter, der wohlbekannte fränkische Hakim des Nena, der sich langsam dieser gestikulirenden, hin und her redenden Menge genähert, hatte erfahren können. Er kam vom Zelt des Nena und wußte bereits, daß dieser noch nicht zurückgekehrt war.

Der Arzt hörte Alles bewegungslos, ruhig an — keine Muskel seines bleichen Gesichtes veränderte sich — es schien ihm Alles bereits bekannt. Auf seinen kurzen Befehl holte man Stangen und Haken und senkte sie in die Tiefe des Brunnens — ein — zwei Mal versuchend.

Schweigend, neugierig drängte sich die Menge um den Rand. Beim dritten Mal hob sich eine Welle blonden Haars über die trübe Fluth — dann ein weißer Arm; — ein Aufschrei der Menge — dann kam ein blasses entstelltes Antlitz zum Vorschein mit gespenstisch geöffneten Augen — eine schlaffe Frauengestalt — die Männer hoben den Leichnam Editha Highsons aus dem Wasser und legten ihn vor dem Pferde des Arztes nieder.

Lautlos war die Menge.

Stumm wie sie stieg der Hakim vom Pferde. Er hob den Körper der Lady auf und legte ihn quer über den Sattelknopf. Dann stieg er wieder zu Roß, nahm die Leiche in seine Arme und ritt langsam davon.

Niemand wagte ihn zu hindern. Die Nachschauenden sahen, daß er den Weg nach Bithoor einschlug, denselben, welchen am Abend vorher der Peischwa genommen. — — — — — — — — — —

An der Stelle, an welcher Margarethe O'Sullivan von den feilen Dienern der Lüste des britischen Residenten entführt worden war — an der Stelle, auf dem Wege zwischen Cawnpur und Bithoor, wo Tantia Topi und der Derwisch Sofi dem Maharadscha die erste Nachricht von dem Raub gebracht und das Saamenkorn der Rache in die Brust geworfen, aus dem so furchtbare Saat empor wuchern sollte — zieht sich ein Wäldchen von Kokospalmen und Tamarinden an der Schlucht entlang, die von hoher Brücke überwölbt, die Straße durchbricht und weit hinein läuft zwischen die Felsen.

Auf breiten natürlichen Stufen steigt man, von der Seite von Bithoor her, zum Grunde der Schlucht nieder, in deren Mitte ein frischer, rieselnder Quell zum heiligen Strome eilt.

Langsam erhebt sich der Grund der Schlucht, von gigantischen Bäumen überragt; eine undringliche Mauer von Lyanen und Cycadeen, die ihre Gehänge von Stamm zu Stamm tra-

gen, rahmt sie ein. Wo die Schlucht zu Ende, über dem Quell, erhebt sich ein schöner eirunder Rasenplatz, das Wasser im Grunde erfrischt die Gräser, der Schatten der riesigen Tamarinden hält die brennenden Strahlen der Sonne ab, und geschützt gegen Hitze, Sturm und Dürre scheint ein ewiger Frühling auf diesem blumenbedeckten Teppich zu wohnen, um den die duftige Rose von Schiraz und das dunkle Laub der Myrthe einen Halbkreis bildet, die Marmorbank überwölbend, die ein Lieblingsplatz der armen Tochter des fernen Irlands war.

Am Fuß dieser Bank erhob sich jetzt ein einfacher Grabhügel — Blumen und Gräser sein Schmuck, kein stolzer Marmorbau, wie er die letzte Ruhestätte der Großen und Mächtigen dieses Landes zu verkünden pflegt. Unter diesen Blumen und Gräsern schlief ein Herz, so gut und voll Liebe, wie wenig geschlagen — so gebrochen und unglücklich, wie wenige gewesen — Margarethe O'Sullivan's, der Gattin des Maharadschah von Bithoor, die der deutsche Arzt hier begraben, als der Nena im wilden Fieber ras'te!

Ein Mann saß auf diesem Grabe. Die Wetter der Nacht waren über ihm hingegangen, der Sturm hatte die Wipfel der Tamarinden gebeugt, die Donner des Himmels hatten die Felsen erschüttert, die Wolken ihre Schleusen geöffnet — was kümmerte es ihn! Auf das Grab vor sich hatte er ein Tuch gebreitet, ein blutgetränktes Tuch, und der Regen hatte die Flecken gewaschen und das Blut hinein in das Erdreich, das die Todte deckte, der er so viele Leben zum Sühnopfer gebracht und mehr noch zu bringen geschworen!

Es war Morgen geworden — die Sonne stand seit einer Stunde über dem Horizont — noch immer saß der Nena auf dem vom Blut der ermordeten Faringi getränkten Grabe.

Da nahten langsame feste Schritte auf dem Felsboden der Schlucht und stiegen hinauf zur geheiligten Stelle.

Ein Mann — gebeugt unter einer schweren Last, die er in seinen Armen trug, das Auge gesenkt, achtlos gegen Alles umher — stieg herauf.

Der Nena wich von dem Grabe zurück — seine Augen ruhten mit dem Ausdruck des Entsetzens auf dem Mann und seiner Last, die dieser neben dem Grabhügel der Irländerin niederlegte.

Es war auch eine Todte — eine Frauenleiche mit langem, triefendem Haar!

Der Zuletztgekommene kniete zwischen dem Grabe und der Leiche nieder. „Hier sollst Du ruhen," sprach er aus tiefer Brust, — „schlummert sanft, Ihr Frauen, eine neben der andern, bis

der Tag der Auferstehung auf die Nacht des Lebens folgt, — ihr — die Opfer zweier Nationen, der Civilisation und des Barbarismus, der Sünde und Rache! Schlummert sanft und Gott der Herr richte Eure Verderber!"

Dann die Hände und die Augen zum Himmel erhebend, trafen diese Augen auf den Nena.

Das Antlitz des bleichen Mannes röthete sich, in seinen Augen begann jener Zorn zu flammen, der aus den Augen der Schwertengel des Herrn glühte, als sie die Geister der Finsterniß zurückschleuderten in ihre Tiefen.

„Wo kommst Du her gegen meinen Befehl? Wer ist diese da, mit deren Nähe Du das Grab einer Heiligen besudelst?" fragte die grollende Stimme des Nena.

„Ein Opfer Deines Treubruchs, Peischwa von Bithoor! Eine unschuldig Gemordete, deren Gedächtniß auf Deiner schwarzen Seele brennen möge, gleich ewigem Feuer!"

„Hund von einem Kaffir! wagst Du mir Schimpf in's Angesicht zu schleudern am Grabe Der, die ich liebte?" Seine Hand riß den Säbel von der Seite und schwang ihn drohend über dem Haupte des Deutschen.

„Schlage, Peischwa von Bithoor," sagte der Arzt ruhig. — „Du erschlägst einen Deiner Feinde. Was thut ein Mord und ein Opfer des Verraths mehr auf der Seele eines Meuchlers!"

Der Nena ließ die Hand mit dem Säbel sinken. „Was willst Du von mir? Ich rächte mein Weib und habe geschworen, ihr Grab mit dem Blut der Faringi zu tränken. Geh! ein Weißer fühlt nicht wie ein Hindu. Bringe dies Weib hinweg — ich kenne sie nicht!"

„Peischwa von Bithoor — Diese war es, die den letzten Hauch der Frau empfing, die Du liebtest. Während Deine blinde Rache ihre Opfer suchte, starb an ihrer Brust Margarethe O'Sullivan!"

„Du hast Recht — ich erinnere mich, ich hätte sie schützen sollen! aber ich habe sie nicht getödtet!"

„Blinder Barbar! — glaubst Du, Deine Hand allein mordet und nicht Dein Wort? Srinath Bahadur, Du hast das Weib, das ich liebte, der Schande, dem Tode gegeben. — Du fluchtest den Faringi an diesem Grabe, — an der Seite dieser Todten fluche ich Dir! Nicht ein Befreier Deines Vaterlandes bist Du mehr, sondern sein Verräther und Mörder. Der Kampf für die Freiheit ist ein heiliger in allen Ländern der Erde, — Du aber hast die Freiheit entweiht, und den Kampf geschändet. Srinath

Bahadur — Du stehst am Wendepunkt Deines Glücks! Wate in Strömen von Blut, berausche Dein teuflisches Herz an Gräuel und Entsetzen. — Das Schwert des Rächers ist Deiner Hand entnommen, und der Sieg flieht den niedrigen Mörder! Ohne Dach soll Dein Haupt, flüchtig Dein Fuß, ohne Treu und Glauben Freund und Feind Dir sein, wie Du selbst ohne Treue dem Freund und Feind warst. Wie der Tiger Deiner Dschungeln, Tiger Du selbst, sei ein gehetztes Wild auf der Erde, die Du groß und frei machen konntest! Schänder des Andenkens eines edlen Weibes — Mörder des andern — Vernichter des Schönen und Edlen auf Erden — sei verflucht! — sei verflucht! — sei verflucht!"

Und drei Mal in das Grab seines eigenen Weibes greifend, schleuderte er davon drei Mal die Erde dem Schritt um Schritt zurückweichenden Hindufürsten in's Antlitz.

Dann — ohne sich um ihn zu kümmern — wandte er sich zu der Todten und küßte ihre blasse Stirn.

Der Nena war entflohen! — — —

Stunden verrannen. Im Schweiße seines Angesichts grub und grub der Arzt mit der breiten Klinge der Dschambea, — er grub ein Grab an der Seite des Grabes.

Fremde Schatten verdunkelten die Strahlen der Sonne, die gedämpft und gemildert durch den Blätterdom drangen.

„Geben Sie uns unsern Theil am Werk der Barmherzigkeit, Doktor Clifford," sagte eine Stimme hinter ihm, — „am Grabe zu helfen eines der armen Opfer wird uns Segen bringen in den Gefahren des eignen Weges!"

Der Arzt schaute gleichgiltig empor aus der Grube — am Rande derselben stand Kapitain Delafosse mit dem wahnsinnigen Engländer. — Lady Hunter kniete neben der Leiche Editha's an der Marmorbank. Wenige Schritte entfernt standen fünf oder sechs der kühnen Reiter der Gortschura der Rani. Dreißig andere, mit Dienern, Rossen und Elephanten, lagerten am Eingang der Schlucht zur Siesta in der brennenden Mittagshitze.

„Wir sind auf dem Weg nach der Hauptstadt des Audh," fuhr der Capitain fort. „Der Wessir, unser Freund, hat uns gestattet, dem Geleit dieser Lady uns anzuschließen. Ich habe ihm geschworen, sie sicher nach Luknow mit seinen Reitern zu führen. Kommen Sie mit uns, wenn Sie die heilige Pflicht erfüllt, zu der der Geist Gottes Sie nach Cawnpur getrieben!"

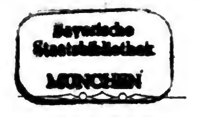
Walding schaute starr ihn an und dann auf die Todte. „Wissen Sie, was diese mir war?"

„Editha Highson — die unglückliche Braut des unglücklichen Sanders — —"

„Ich habe sie geliebt!"

Er verhüllte sein Angesicht in die Hände, heiße Thränen machten sich Bahn durch die zitternden Finger — zum ersten Mal seit der furchtbaren Botschaft aus dem Jenseits!

Das krause, braune Haar des Arztes war weiß geworden während der Arbeit, bei der sie ihn gefunden. — —



Die Leser, die nach den anderen Gestalten des Buches fragen, werden sie wiederfinden in neuen Schilderungen aus der in mächtigen Wogen rollenden Geschichte unserer Zeit.

Der Verfasser.

Inhalt des dritten Bandes.

Der Sünden-Ernte.



